Biblioteka Uniwersytecka
w Toruniu
83284
II

A. Kuhn
märk. Sagen
u. Märchen

Oa
186

(P. 67.)
Va 186 8°

Märkische
Sagen und Märchen

nebst einem Anhange

von

Gebräuchen und Aberglauben

gesammelt und herausgegeben

von

Adalbert Kuhn.

Berlin.
Druck und Verlag von G. Reimer.
1843.

Augen und Ohren

83284

STADTBIBLIOTHEK
KOENIGSBERG

Vorrede.

Unsere Zeit hat mehr als irgend eine frühere der Sage ihr Recht angedeihen lassen, und der Forscher geht nicht mehr vornehm an ihr vorüber, sondern erkennt in ihr eine Quelle der Geschichte, die, wenn sie auch oft die geschichtlichen Thatsachen nicht in ihrer objektiven Wirklichkeit darstellt, doch immerhin der größesten Aufmerksamkeit werth ist, indem sie dieselben nach der Auffassungsweise der Massen kennen lehrt. Von ganz besonderer Wichtigkeit wird die Sage daher da, wo es der Geschichte grade um diese Auffassungsweise zu thun ist, wo sie ein Volk in seinem innern Leben kennen lernen will, und um so größer muß diese Wichtigkeit werden, je mehr die übrigen Quellen, aus denen jene sich schöpfen ließe, versiegt sind. Das ist aber bei unserer Mythologie der Fall; nur spärlich sind die älteren Nachrichten über dieselbe, die Fülle der mythischen Vorstellungen unserer Vorfahren liegt in der Sage, und die Geschichte, will sie anders den Zustand des vorchristlichen religiösen Bewußtseins

der Deutschen kennen lernen, hat sich vorzugsweise an diese zu wenden. Daß sie auch hier, wie überall, Kritik üben muß, versteht sich von selbst, denn die Glaubwürdigkeit der Zeugen ist natürlich bald größer, bald geringer, aber sie darf auch nicht zu weit gehen, und, wie es wohl geschehen ist, darum alles verwerfen, weil es nie objektive Wirklichkeit hatte, und weil das heutige Zeugniß einen Zustand, der vor etwa tausend Jahren sein Leben hatte, schildert. Denn die subjektive Wirklichkeit, auf die es hier allein ankommt, ist, mag auch das Einzelne Verwandlungen erlitten haben, in den Grundzügen der mythischen Vorstellungen sicher erhalten, und behauptet um so mehr ihr Recht, als sie sich die ganze Zeit hindurch neben dem Christenthum in mannichfacher Lebendigkeit zu erhalten wußte.

Die Gebrüder Grimm waren in der Zeit, da Deutschlands Bewußtsein wieder erwachte, die ersten, welche diesen unschätzbaren Werth der Sage erkannten, und der ältere der Brüder lieferte später die erste treue Darstellung unserer deutschen Mythologie. Aber gar manches blieb noch dunkel und machte die Auffindung neuer Quellen wünschenswerth, und so forschte man denn ämsiger als zuvor und sammelte, was im Strome der Zeit unterzugehen drohte. Darum war auch das Hauptziel, das Vorhandene zu erhalten, aus ihm Bestätigung für das Bekannte oder Zweifelhafte zu gewinnen, und das Neue ans Licht zu ziehen.

Von diesem Standpunkt ist der Herausgeber der vorliegenden Sammlung ausgegangen und in diesem

Sinne besonders hat er gesammelt; das Hauptresultat derselben ist zunächst der Beweis, daß fast alle mythologischen Erinnerungen unsres Landvolkes deutschen Ursprungs sind, und der Herausgeber hat diesen Punkt bereits in dem ersten Bande der Märkischen Forschungen *) weiter ausgeführt, und wenn er auch einige dort aufgestellte Ansichten jetzt als nicht mehr haltbar verwirft, so vertritt er doch noch heute wie damals den Hauptinhalt derselben. Zwar scheint es hin und wieder, als habe unsre Bevölkerung auch slavisches bewahrt, allein es ist im Verhältniß zum deutschen so gering, daß es gegen dasselbe durchaus nicht in Betracht kommt; wenigstens kann es, wenn es in höherem Grade vorhanden sein sollte, nur in der Art der Fall sein, daß es mit dem deutschen so verwandt ist, daß eine Unterscheidung gar nicht mehr möglich ist. Indem wir daher die in der oben angeführten Abhandlung durchgeführte Behauptung zum Grunde legen, wollen wir in Kürze das, was uns besondrer Erwähnung werth scheint, hervorheben.

Ob der bei mehreren Gelegenheiten (s. Gebr. Weihnachten, Fastnacht, Hochzeit) erscheinende Reiter auf einem Schimmel, dem zur Seite die Feien, die alten Schicksalsgöttinnen, auftreten, der Wodan sei, wie ich in obiger Abhandlung annahm, lasse ich jetzt dahin ge-

---

*) In der Abhandlung: Ueber das Verhältniß Märkischer Sagen und Gebräuche zur Altdeutschen Mythologie. S. 115 ff.

ſtellt, da dieſe Figur weder einen beſtimmten Namen führt, noch ſonſt beſondre auf die Annahme hinweiſende Gebräuche vorhanden ſind. Der einzige Grund für die Vermuthung liegt im Auftreten der Feien mit ihm und etwa in der Geſtalt des Reiters in breitem Hut und weiten Mantel, wie ſie beſonders in der Altmark auftritt, vielleicht auch in der eigenthümlichen Strafe der ſich aus dem Hochzeitſaale entfernenden, die in der Prignitz herrſcht (Gebr. S. 362), indem in chriſtlicher Zeit niemand den heidniſchen Gott mehr darſtellen mochte und nur Strafe dazu zwingen konnte. — In einem andern Gebrauch, denke ich, erſcheint derſelbe Gott deutlicher, nämlich in dem altmärkiſchen Erntegebrauch (S. 377 ff.), der den Namen Vergodendeel führt; der Name hat als Vergütigungstheil gar keinen Sinn, denn das Erntefeſt als eine Vergütigung für den ſauren Schweiß des Schnitters zu faſſen, wäre wohl ganz in der Ordnung, aber warum denn das Theil im letzten Gliede der Zuſammenſetzung? Ich denke, wir dürfen gar keinen Zweifel hegen, Vergodendeel als Frô Goden Deel aufzufaſſen, alſo der Theil, der Antheil des Herrn Wodan, und dieſer Antheil iſt eben der Erntebüſchel, den man dem Gott als Opfer ſtehn läßt, und nach ächt heidniſcher Sitte unter Jubel und Muſik umtanzt. Man ſieht deutlich, es iſt dies die von Grimm d. M. S. 104 ff. und 153 geſchilderte Sitte; die jubelnd ins Dorf geführte aus der letzten Garbe gefertigte Geſtalt (Gebr. S. 341 ff.) ſcheint ebenfalls der alte Segen ſpendende Gott, den das Chriſtenthum ſpäter zur Strafe ins Dorf tragen ließ. —

Der Name Vergodendeel ist dann aber auch in andrer Beziehung interessant, indem der erste aus Fro verwandelte Bestandtheil die Bestätigung liefert, daß die in der Prignitz bekannte Frau Gode erst durch Umgestaltung aus dem männlichen Gotte entstanden sei; denn ich sollte meinen, wenn man im ersten Worte von je an nur an eine Frau dachte, so sei die ganze jetzige Form des Worts sowie die Auslegung desselben, die ihm das Volk giebt, unmöglich, wohl aber konnte das bei dem früh veralteten frô eintreten. Ueberdies tritt die Gleichheit von Frau Gode, die in einigen Gegenden, namentlich um Grabow und Ludwigslust, auch Frau Gaue heißt, und Wodan darin hervor, daß sie wie dieser an der Spitze des wilden Heeres daher zieht.

An die Stelle der nur in der Prignitz bekannten Frau Gode tritt in der übrigen Mark Frau Harke, die sich schon darin als altheidnische Figur zeigt, daß sie mit der Einführung des Christenthums in der Mark in Conflikt gesetzt wird (vergl. Sagen No. 138.). Soviel sich von ihrem Wesen zeigt, scheint sie mit der Holda und Perahta eine Person und nur ein andrer Name für beide; es scheint, daß die angelsächsische Erce (Grimm d. M. 154) mit ihr zusammenzustellen sei. Ueber den Ursprung des Namens, der in älterer Zeit Here (vergl. S. 372) gewesen zu sein scheint, wage ich nichts zu bestimmen. Stehen Harke und Erce sicher neben einander, so möchte auch Here neben Ere zu stellen sein, und die Göttin wäre dann vielleicht die Gemahlin des Er oder Ziu. — Ist vielleicht der Ortsname Erxleben der in alten Ur-

kunden Arkislewen genannt wird, so wie die in der Statistik der heidnischen Denkmäler des Königreichs Hannover S. 250 genannte Arkeburg hierher zu beziehen? Den obengenannten beiden Gottheiten wird noch in der Altmark die Roggenmuhme in sofern gleichgestellt, als sie den faulen Mägden, die an dem Tage der heiligen drei Könige ihren Rocken nicht abgesponnen haben, allerhand Possen spielt. (Vgl. über die Altmark S. 147).

Die Sagen über weiße Frauen sind zahlreich, überall harren sie auf Erlösung, und sie erscheinen namentlich auch in den Klöstern, wo brandenburgische Fürsten (freilich noch keine Hohenzollern) begraben liegen. Bemerkenswerth ist der gelbe Pantoffel der weißen Frau zu Chorin, der an den Schwanenfuß der Perahta erinnert, ebenso das goldne Spinnrad derjenigen zu Biesenthal. Die zu Jänickendorf und Sperenberg erscheint halb weiß, halb schwarz und erinnert an die dänische Huldra, die vorn schön, hinten häßlich ist. — Die Sagen No. 68. u. 157. vom weissagenden Schwan und der Schwanenkette scheinen aus der Erinnrung an die Schicksal verkündenden Schwanjungfrauen entstanden zu sein.

Von der Natur der Elbe hat sich nur weniges in Sagen und Aberglauben erhalten; der neben Alp hauptsächlich gebräuchliche Name, die Mahre, der Mahrt, scheint slavischen Ursprungs, wenigstens ist polnisch mar der Alp. Dieser Name hat dann auch offenbar die Gestalt desselben, wonach man ihn sich als Marder denkt, hervorgerufen. — Die Bilwize sind unter dem Namen Bihlweisen zu Zauberern geworden; vielleicht sind solche

die in No. 124. bei Berlin erschienenen gespenstigen Mäher. — Die Sagen von den Zwergen oder Unterirdischen bieten keine besondre Eigenthümlichkeit dar.

In Bezug auf den Nix oder Wassermann ist die Sage No. 79. bemerkenswerth; der auf dem Wasser schwimmende Hut scheint der des Nix, wie er in einem dänischen Volksliede einen grünen Hut trägt (Grimm d. M. S. 277), er wirft ihn gleichsam als Köder aus, um damit Menschen zu fangen, sich das ihm nicht mehr freiwillig gebrachte Opfer zu holen. Die in Seen an Ketten liegenden häßlichen Thiere, wie Laus und Krebs (Sagen No. 36. 230.) gehören vielleicht slavischer Mythologie an, wenigstens wüßte ich in der deutschen nichts ähnliches, und die erste Sage gehört einer noch bis ins vorige Jahrhundert von Slaven bewohnten Gegend an.

Die Sagen von Kobolden zeigen deutlich, daß sie ursprünglich Feuergottheiten seien, und zwar ist es zunächst das Feuer des Heerdes, das man verehrte. Darum bezeichnet man auch die Irrwische zuweilen mit demselben Namen und setzt den Kobold unmittelbar dem Drachen gleich. Bei den meisten Thiergestalten, unter denen man sie sich erscheinend denkt, ist deshalb auch roth die Hauptfarbe, oder sie haben doch wenigstens immer feurige Augen. Daher auch der Name „rother Junge". Die daneben stehende Bezeichnung „grüner Junge" könnte auffallen, allein ich glaube, sie rührt von dem provinziellen Ausdruck „grün", worunter man noch etwas unreifes, nicht erwachsenes versteht, her;

man schilt einen Knaben, der es an Ehrfurcht gegen ältere fehlen läßt, gradezu „du grüner Junge". Die ämsige, heimliche Geschäftigkeit des Kobolds im Hause hat, wie Grimm bemerkt, zu der Gestalt der Katze geführt, und dieser scheint der Hase wegen Aehnlichkeit der Gestalt substituirt zu sein. — Zu den vertraulicheren Namen dieser Hausgeister gehört auch der in der Altmark vorkommende Gumpke, entstellt aus Chimmeke für Joachim (Grimm d. M. S. 286).

Die Riesensagen knüpfen sich hauptsächlich an die Denkmäler des grauen Alterthums, an gewaltige Steine und Erdaufwürfe, die vergangne Geschlechter aufgerichtet; die jüngsten Riesen sind die Wenden, wie No. 36. deutlich zeigt. Ist der dort erwähnte Jan Käle eine historische Person? — In Rücksicht dee Lokalität möchten einige Sagen über Riesenschlachten beachtenswerth sein, so namentlich No. 149.; vielleicht ist hier das Schlachtfeld an der Tara oder Rara.

Von der noch erhaltenen Verehrung der Elemente zeugt das Nothfeuer; daß man grade ein Wagenrad dazu nimmt, scheint mir in Verbindung mit dem Gebrauche ein solches zum Gedeihen des Viehes über den Thüren der Häuser aufzuhängen (Gebr. S. 369) von Bedeutung. Das Rad scheint Bild der Sonne, des reinen himmlischen Elements. — Interessant ist die Sage No. 167. „von der Windsbraut", in welcher diese ähnlich wie Frau Harke und Holle, und namentlich wie der wilde Jäger mit feurigen Thieren dahinjagend auf-

tritt. War sie vielleicht unsern Vorfahren, die Gemahlin Wuotans, des Stürmenden?

Von Sagen über Sonne und Mond tritt am meisten hervor die über den Mann in letzterem; die havelländische Sage, die ihn Christoph nennt und Kohl am Sonntag stehlen läßt, ist vielleicht erst eingewandert, da das Havelland vielfach auch durch Holländer kolonisirt ist, und die holländische Sage den Mann im Monde ebenfalls Gemüse stehlen läßt. — Hübsch ist das Märchen No. 10., in dem Wind, Mond und Sonne als Riesen mit Siebenmeilenschuhen erscheinen, deren alte Mutter daheim sitzt und das Haus bewahrt. — Die Sage No. 87. vom Tempel der Morgenröthe ist rein slavisch. — Von der persönlichen Vorstellung des Regenbogens zeugt der hier in Berlin übrig gebliebene Anruf: „Regenbogen mach mir nich naß, mach ander Leitens Kinder naß!" zu dem man noch den Pommerschen aus Swinemünde nehme: „Rägenbân, lät över gân un de lâåwe Sünn upgân!"

Sehr umfassend sind noch die Frühlingsgebräuche, namentlich der Altmark, aber hier wird sich slavisches und deutsches am schwersten scheiden lassen; daß sie fast überall auf das Pfingstfest übertragen sind, erscheint, wenn man die Zeit berücksichtigt, in welcher dieses Fest gewöhnlich fällt, ziemlich natürlich. Die in den ehmals slavischen Dörfern bei Salzwedel auf die Kuh gebundene Strohpuppe scheint sich an den von Grimm wohl mit Recht als slavisch bezeichneten Gebrauch des Todaustragens anzuschließen.

Die Sage von dem übergefahrenen Tode (No. 129.) verdient in sofern Beachtung, als der Theil des Kahns, in welchem der Tod sitzt, tief ins Wasser sinkt; es sind wohl die zahlreichen Seelen, die er mit sich führt, welche diese Wirkung hervorbringen. — Erwähnenswerth ist noch, daß in einer altmärkischen Schulweihepredigt (S. Pohlmann und Stöpel Geschichte von Tangermünde S. 293) den Hartherzigen gedroht wird, sie würden doch zuletzt alles Hans Hunen überlassen müssen. Offenbar ist das ein Name des Todes, der als Hüne, Riese wie der lange Mann in der Mordgasse zu Hof (Grimm d. Sagen No. 167.) erscheint; ist daraus vielleicht der bei Claudius zuerst auftretende Freund Hain (zunächst also hochdeutsch Heune, Heun) entstanden? — Allgemeine Bezeichnung für den Aufenthalt der Todten scheint in der Altmark (Sagen No. 19. vergl. 62. 110.) ursprünglich Näberskrooch. Ist das gleich Nachbarskrug, und der Tod in seinem Reiche als Nachbar der Lebendigen gefaßt? *) Ich glaube fast, daß man sich den Ort Neu-Ferchau, der in jenem Theil der Altmark den Beinamen Näberskrooch führt, als Aufenthalt der Todten dachte; die Lokalität spricht ganz dafür, denn ehedem erstreckte sich das wasserreiche undringliche Elsbruch, der Drömling, bis zu diesem Orte; alles Leben hörte gewissermaßen dort auf, und man war durch das Wasser der Ohra von den südlich gele

*) Dabei wäre aber die Form Åberskrooch (Sagen No. 62.), die auch vorkommen soll, zu berücksichtigen.

genen Ortschaften den größeren Theil des Jahres über geschieden, und selbst heutzutage ist man mit ihnen nur durch eine erst im vorigen Jahrhundert wegsam gemachte Straße verbunden. Der Dialekt in diesen südlichen Ortschaften ist, wie die bei den Pfingstgebräuchen mitgetheilten Lieder beweisen, sehr abweichend von dem in der übrigen Altmark gesprochenen, und das Bruch scheint somit die Gränze zweier Völkerschaften gebildet zu haben. Dazu kommt, daß Näbers krooch oder Nobiskrug nur der modernere Name für Ferchau ist, der aufkam, als die alte Bezeichnung Ferchau-Seelenau unverständlich geworden war. Der Gebrauch, dem Todten einen Sechser in den Mund zu geben, weist wohl auf ein wie bei Römern und Griechen übliches Fährgeld hin, und der Todte scheint nicht eingelassen zu werden, wie die Schatten in den Hades, wenn er es nicht hat, denn er wird zum Nachzehrer (Sagen No. 30.), d. h. er bleibt an die Erde gebunden, und straft die Verwandten, die ihm das Geldstück nicht gaben, dadurch, daß er sie ebenfalls in den Tod nachzieht.

Die Sagen vom wilden Jäger sind mannichfaltig; ihnen scheint sich No. 205. vom Förster Bärens anzuschließen, wenn man sie mit der Sage vom Hackelnberg (Grimm d. M. S. 518) vergleicht. Vielleicht, daß sich auch darum der Name des angeblichen Försters erhielt, der dann freilich den ersten bedeutungsvollsten Theil des Worts Hakelberend eingebüßt hätte.

Das Grab scheint der Beschreibung nach (ich habe es nicht selbst gesehen) eins jener durch Steine bezeichneten Riesengräber, und giebt der Sage keine größere historische Wirklichkeit, als die Gräber des Hackelberg im Harz und Solling.

Die Teufelssagen fallen zuweilen mit Riesensagen zusammen, so No. 196. vom Teufelsdamm im Paarsteinschen See, wo auch erzählt wird, eine Hüne hätte den Damm mit drei Schürzen voll Erde gebaut, als sie aber die dritte Schürze herbeibrachte, habe sie ein Bein gebrochen und da sei das Werk unvollendet geblieben.

Dies sind ungefähr die Hauptpunkte, welche die vorliegende Sammlung in mythologischer Beziehung darbietet. — Bei Anordnung der einzelnen Sagen bin ich der geographischen Eintheilung gefolgt, da sie die zweckmäßigste schien, und sie namentlich für die Absonderung der Altmark von den übrigen Landestheilen durchaus nothwendig war, weil jene von je her überwiegend deutsche Bevölkerung hatte, diese aber eine Zeitlang hauptsächlich von Slaven bewohnt waren. Ueberdies würde eine Zusammenstellung dem Inhalt nach zusammengehöriger Sagen für den Leser, der kein wissenschaftliches Interesse an der Sache hat, zu große Einförmigkeit hervorgebracht haben. — Was die Quellen betrifft, so ist die größere Anzahl der Sagen nach mündlicher Ueberlieferung, zum Theil im Dialekt der Gegend, aufgeschrieben, im übrigen aber auch angege-

ben, welcher gedruckten Quelle sie entnommen sind. Dasselbe ist bei den Märchen, Gebräuchen und beim Aberglauben geschehen. — Der Herausgeber bedauert, daß einzelne Landestheile bis jetzt in der vorliegenden Sammlung nicht genug vertreten sind, allein er hofft, wenn einmal ein zweiter Band möglich werden sollte, dann auch diese soviel als möglich zu berücksichtigen, da ihm bei ihrer jetzigen leichteren und schnelleren Verbindung mit der Hauptstadt, auch Ausflüge in entferntere Gegenden gestattet sind, die ihm bisher bei sparsam zugemessener Zeit versagt waren. — Anfänglich lag es auch in der Absicht des Herausgebers, dem Buche als Anhang noch eine Sammlung von Kinderliedern und Spielen beizugeben, allein, da es wider sein eignes Erwarten umfangreich geworden, so behält er sich die Herausgabe derselben für spätere Zeit vor. Aus demselben Grunde sind auch mehrere Sagen, die anderwärts schon gedruckt waren, zurückgelegt worden.

Schließlich erfülle ich die angenehme Pflicht, denen, die mir bei dem Sammeln förderlich waren, meinen aufrichtigen Dank zu sagen, und dieser gebührt vor allen meinem Schwager, Wilhelm Schwartz, der auf mancher Wanderung mein treuer Gefährte, mir die oft mühsame Arbeit durch eifrige Regsamkeit erleichterte, und durch unermüdliche Ausdauer oft genug neue Sagen ans Licht ziehen und ihren Inhalt weiter begründen half. Wenn daher diese Sammlung

einigen Werth hat und sich die Anerkennung des Lesers gewinnt, so möge er diese Anerkennung jenem ebenfalls zu Theil werden lassen.

Berlin, den 25sten November 1842.

A. Kuhn.

Inhalt.

Sagen der Altmark.

1. Ursprung der Stadt Stendal.
2. Der verschwundene Tambour.
3. Der Aufruhr zu Stendal.
4. Der Fisch in der Marienkirche zu Stendal.
5. Feuer bannen.
6. Der verwünschte Mönch im Thurm.
7. Junfer Lorenz.
8. Kaiser Karl zu Tangermünde.
9. Die Glockenwiese bei Grieben.
10. Der Backenstein.
11. Die Glocken zu Großen-Möhringen.
12. Die Schlacht an der Deetzer Warte und das Pumpelgrab.
13. Das alte Dorf Gäskau und der Thu-umstein.

14. Der Ursprung von Gardelegen.
15. Der Brautstein bei Wernitz.
16. Die Pipplockenburg.
17. Hackenberg.
18. Der Teufel und der Schulze zu Danneseld.
19. Der Räberskrooch.
20. Die verwandelten Steine bei Ehra.
21. Sanct Vielhaar und Ziza.
22. Die Riesensteine.
23. Der Helljäger.
24. Der Mittelpunkt der Welt.
25. Der Fußstapfen im Stein.
26. Die Flecken im Monde.
27. Der todte Pflüger zu Püggen.
28. Die beiden Löcher auf dem Steine.
29. Das Grab des Riesenkönigs und die Rööverkuule.
30. Die Nachzehrer.
31. Kohlen werden zu Gold.
32. Die goldene Wiege.
33. Der Lütkemüller.
34. Die Leenekensteine.
35. Jean Kûle, der letzte Wendenkönig.
36. Die Quelle bei Darsekow.
37. Der Markgraf und die Schulzenfrau zu Briez.
38. Die Freistatt in der Kirche des Perwers.
39. Der Tod des Meineidigen.
40. Die Pferdetrappe und der Säbelhieb im Stein.
41. Arendsee.
42. Der Name von Seehausen.
43. De Kobold to Ferchlipp.
44. Das Kreuz bei Crevese.
45. Der Teufelswinkel bei Booke.
46. Das Grab der Herren von der Zera.
47. Die großen Steine bei Groß-Ballerstedt.
48. Der Mahrt.

49. Der müde Drachen.
50. Die verwüsteten Städte.
51. Der Silberberg.
52. Die Streithufe.
53. Der Teufel zu Schorstedt.
54. Die Burg bei Schmoor.
55. Der Schlüssel im Grabe.
56. Riesengebeine.
57. Der Kobold zu Milow.
58. Die Gott fluchende Frau.

Sagen der Mittelmark.

I. Das Land südlich der Havel und Spree.

59. Das Bild am Dom zu Brandenburg.
60. Bischof Dodilo.
61. Der Rabe mit dem Ringe.
62. Der untergegangene Räuberskrug.
63. Der von Arnstedt und der wilde Jäger.
64. Der Trebelsee und die weiße Frau.
65. Die Stimme im Trebelsee.
66. Der Räuberberg bei Feeben.
67. Die weiße Frau auf dem Räuberberg.
68. Der weissagende Schwan.
69. Der letzte von Britzke zu Kemnitz.
70. Der Spuk auf dem Schloß zu Kemnitz.
71. Schloß Zolchow.
72. Die zerbrochene Schütze.
73. Die Erbauung des Klosters Lehnin.
74. Die Erschlagung des Abts Sebald von Lehnin.
75. Die Rückkehr der Mönche nach Lehnin.
76. Der spukende Mönch im Ringelthurm zu Lehnin.
77. Die weiße Frau zu Lehnin.
78. Der Markt auf dem Kirchhofe zu Lehnin.
79. Der Hut und der Hirsch auf dem Klostersee.

80. Das untergegangne Dorf Gohlitz.
81. Die Kindbetterin im Gohlitzsee.
82. Die Stimme im Gohlitzsee.
83. Der Mittelsee bei Schwina.
84. Der Kobold in Schwina.
85. Das treue Brietzen.
86. Der Name von Jüterbogk.
87. Der Tempel der Morgenröthe zu Jüterbogk.
88. Der Schmied zu Jüterbogk.
89. Der Schmied zu Jüterbogk.
90. Der Schatz im Golm.
91. Die Schatzgräber.
92. Die Kapelle auf dem Golm,
93. Die Lüchtemännekens.
94. Die Frau. welche erlöst sein will.
95. Der Wendenkönig.
96. Die wilde Jagd und der Schatz am Renneberg.
97. Der schwarze Stamm bei Jänickendorf.
98. Der Kobold zu Jänickendorf.
99. Die weiße Frau bei Hennickendorf und Sperenberg.
100. Der Schatz und der Herr von Thümen.
101. Der Ritt in die Kirche.
102. Die gebannte Rehkeule.
103. Der Kobold, der nicht weichen wollte.
104. Der Mann im Monde.
105. Die Glocken zu Blankensee.
106. Der Schatz in der Kapelle bei Blankensee.
107. Das Grab des Riesenkönigs.
108. Das Entstehen des Schwielungsees.
109. Der Markgrafenstein.
110. Der Nobelskrug.
111. Die verwünschte Prinzessin auf den Müggelsbergen.
112. Der Spuk am Teufelssee.
113. Mädchen vom Wassermann gespeist.
114. Der Name von Köpenick.
115. Spukgestalten in Köpenick.

116. Die drei Linden auf dem Kirchhofe.
117. Der Neidkopf.
118. Der fliegende Chorschüler.
119. Die weiße Frau im Schlosse.
120. Der Hase im Schloßkeller.
121. Das sonderbare Bild im Schloßhofe.
122. Das heimliche Gericht.
113. Die gespenstigen Mäher.

II. Das Havelland und die Grafschaft Ruppin.

124. Der Teufel zu Spandow.
125. Der Sackpfeifer und der Wolf.
126. Jazco von Köpenik.
127. Die Römerschanze und der Kirchberg bei Potsdam.
128. Die gestohlene Katze.
129. Die Todtenfahrt.
130. Der Kohldieb im Monde.
131. Das untergegangne Dorf Thure.
132. Der Riesenhügel.
133. Der Markgrafenberg.
134a. Die zerschlagene Hexe.
134b. Der Schatz und der Hund.
135. Der Name des Dorfes Gülpe.
136. Der gefangene Dachs.
137. Die alte Stadt und die Berge bei Rhinow.
138. Frau Harke und der Dom zu Havelberg.
139. Das alte Dorf Dreetz.
140. Segers Wische.
141. Der Riesenberg bei Kotzen.
142. Die Salzquellen bei Peßin.
143. Der Blutfleck im Schloßthurm zu Wagenitz.
144. Nippel von Bredow und der Teufel.
145. Die Herkunft der von Bredow.
146. Der Bruntkolk bei Friesack.
147. Der Dankelsberg bei Friesack.

148. Der Ursprung derer von Ziethen.
149. Die Riesenschlacht bei Netzeband.
150. Die Burg bei Krenzlin.
151. Die Ruppiner Kobolde.
152. Doktor Faust.
153. Die Wunderthaten des Priors Wichmann.
154. Die stummen Frösche zu Schwante.

III. Der Barnim und der Lebuser Kreis.

155. Der heilige See.
156. Die Glocken im heiligen See.
157. Die Schwanenkette.
158. Der Riesenstein bei Wandelitz.
159. Das versunkene Dorf Arendsee.
160. Die gebannte Glocke.
161. Die Erbauung von Bernau.
162. Die Bürgerglocke zu Bernau.
163. Die Hussitenschlacht bei Bernau.
164. Der Schloßberg zu Biesenthal.
165. Die verwünschte Prinzessin auf dem Schloßberge zu Biesenthal.
166. Der Bau der Biesenthaler Kirche.
167. Die Windsbraut.
168. Der heilige Christoph in der Kirche zu Neustadt-Eberswalde.
169. Der Wunderkreis auf dem Hausberg bei Neustadt-Eberswalde.
170. Das Schloß ohne Treppe.
171. Die von Uchtenhagen zu Freienwalde.
172. Das alte Strombett.
173. Die Stadt im Blumenthal.
174. Der Blumenthalsche See.
175. Der wilde Jäger im Blumenthal.
176. Der Name von Straußberg.
177. Der Lindwurmknochen in Straußberg.
178. Der hohle Marienberg bei Straußberg.
179. Die drei vermauerten Thore zu Straußberg.
180. Von Kobolden in Straußberg.
181. Der äffende Kobold.

182. Der Klosterſee bei Straußberg.
183. Der dreiſte Knabe.
184. Das vertauſchte Kind.
185. Die gefangene Mahre.
186. Die verſchwundene Stadt bei Bukow.
187. Die beiden Becken in Tucheband.

Sagen der Ukermark.

188. Das Kloſter Chorin.
189. Der Böttcher bei den Unterirdiſchen.
190. Die weiße Frau zu Chorin.
191. Der unſichtbare Bauer.
192. Die ſtummen Fröſche zu Chorin.
193. Das Dorf Brodewin.
194. Die Stadt bei Liepe.
195. Die verſunkene Stadt im Paarſtein.
196. Der Teufelsdamm im Paarſtein.
197. Die Linde auf dem Kirchhofe zu Angermünde.
198. Die ſpukende Sau in Woltersdorf. *)
199. Der Blocksberg und die Schildkröte zu Hönow.
200. Die alten Mühlen bei Stralow.
201. Der Rabe auf dem Mittelthurm zu Prenzlau.
202. Die Rieſen bei Prenzlau.
203. Der Teufelsdamm bei Galenbeck.
204. Die Strohbrücke.
205. Bärens Kirchhof bei Grümnitz.
206. Die weiße Frau im Rehdanzbruch.
207. Die verſunkene Stadt im Werbellinſee.

Sagen der Prignitz.

208. Die Stiftung des Kloſters Heiligengrabe.
209. Das Grab des Rieſenkönigs bei Kemnitz.

---

*) Die aus Verſehen hieher gekommenen Sagen No. 198. 199. 200. gehören an den Schluß der Sagen der Mittelmark.

210. Der Name von Pritzwalk.
211. Heine Klemen.
212. Der steinerne Stuhl im Schloß zu Eldenburg.
213. Die Niederländer an der Elbe.
214. Die Wendenschlacht bei Lenzen.
215. Das Grab des Riesenkönigs bei Möllen.
216. Die Kapelle auf dem Marienberge bei Lenzen.
217. Frau Gode.
218. Die alte Stadt Wittenberge.
219. Der Hildebrand bei Wittenberge.
220. Die Niren bei Havelberg.
221. Die zwölf Apostel im Havelberger Dom.
222. Der Mönchsthurm und die Mönchsstube im Havelberger Dom.
223. Bischof Wepelitz.
224. Der Wendberg bei Havelberg.
225. Kurt von Bassewitz.

Sagen der Neumark.

226. Der Name von Krebsjauche.
227. Der Name von Küstrin.
228. Die Bärenstäker.
229. Das alte Schloß bei Mohrin.
230. Der Mohriner See.
231. Das vermauerte Thor.
232. Der Stein am Wubieser Wege.
233. Die verwandelten Knaben.
234. Die Teufelssteine bei Mohrin.
235. Die Theerbutte am Thurm.
236. Der Adamstanz bei Wirchow.
237. Der Teufelsstein bei Reetz.
238. Die Ketzerdörfer und Ketzerberge in der Neumark.
239. Die Raben am Rathhause zu Königsberg.
240. Das schwarze Pferd.
241. Die kensche Nonne.

242. Der Landsknecht und der Teufel.
243. Der Werwolf.

Märchen.

1. Die Königstochter beim Popanz.
2. Die glückliche Besenbinderfrau.
3. Die Schildkröte und die Enten.
4. Die böse Frau.
5. Der dumme Michel.
6. De Kossät un sine Fruu.
7. Der rathende Teufel.
8. Der Schmied und der Teufel.
9. General Luxemburg und der Teufel.
10. Vom Mädchen, das seine Brüder sucht.
11. Das tapfre Schneiderlein.
12. Die Königswahl der Vögel.
13. Bedenke dii.
14. Wolf und Fuchs im Hochzeithause.
15. Der Wolf angelt.
16. Der dumme Wolf.

Gebräuche und Aberglauben.

Fastnacht.
Palmsonntag.
Ostern.
Pfingsten.
Sct. Veits-, Sct. Johannistag und Mariä Himmelfahrt.
Bartholomäustag.
Aerntegebräuche.
Martinsabend.
Weihnachten und Neujahr.
Hochzeitsgebräuche.
Gebräuche bei Entbindungen und Kindtaufen.
Tod und Begräbniß.
Das Bullenfest im Drömling.

Nothfeuer.
Rechtsgebräuche.
Aberglauben.
1. An übermenschliche Wesen: Frau Harke und Frau Gode.
Frau Holle.
Roggenmuhme.
Kobolde.
Irrlichter.
Wassermann, Wassernix.
Zwerge.
Alb oder Mahre.
Werwölfe.
Bihlweisen.
Hexen.
Teufel.
2. Aberglauben, der an gewisse Verrichtungen, Tage u. s. w. gebunden ist.

Sagen der Altmark.

1.

Ursprung der Stadt Stendal.

Beckmann Th. V. Kap. II. p. 149.

Die Stadt Stendal soll vordem nur ein kleines Dorf gewesen sein, weshalb auch bis auf den heutigen Tag ein Theil derselben den Namen des alten Dorfes führt, und soll der berühmte Kaiser Heinrich der Finkler dasselbe zuerst zu einer Stadt erhoben haben. Derselbe hat auch öfter hier seine Wohnung gehabt, und zeigt man in dem alten Dorfe unfern der S. Jakobskirche noch ein Haus, das ihm zugehörig gewesen, und hinten an demselben ein altes Gemäuer, welches die kaiserliche Hofkapelle gewesen sein soll. Alte Wandgemälde innerhalb dieses Gemäuers, sowie der an dem Vorderhause angebrachte Adler sind noch vor hundert Jahren sichtbar gewesen, und erzählt man noch bis auf den heutigen Tag, daß dies Haus ehedem eine Freistatt war, so daß sogar einer Vater und Mutter todtschlagen können und, wenn er nur diese Zufluchtstätte erreicht, aller Strafe frei und ledig gewesen. Jetzt zeichnet sich das Haus vor den andern nicht weiter aus, außer daß an dem breiten Giebel

desselben zum Andenken ein schwarzer Mohrenkopf eingemauert ist.

2.

Der verschwundene Tambour.

Mündlich.

Von der Marienkirche in Stendal soll ein unterirdischer Gang nach dem alten Schlosse oder dem Hause des Kaisers führen, aber so oft man dies auch hat näher ergründen wollen, ist es doch immer wegen der bösen Dünste, die sich dort unten gesammelt, mißlungen. So hatte man einst einen schweren Verbrecher im Thurm sitzen, der war zum Tode verurtheilt, deshalb machte man ihm den Vorschlag, ob er den Gang untersuchen wolle, und fände er sein Ende, so solle ihm das Leben geschenkt sein. Das nahm er denn auch gern an, man gab ihm eine Trommel und er stieg in den Gang hinab und trommelte, wie verabredet war, immer zu, so daß man erfahren konnte, welche Richtung der Gang nähme. Das ging so eine Weile fort, doch nicht lange, so verstummte der Ton der Trommel und der Tambour ist nicht wieder zum Vorschein gekommen.

3.

Der Aufruhr zu Stendal.

Mündlich.

Dicht am Rathhause zu Stendal steht die gewaltige Bildsäule des Roland, von dem man sich mancher-

lei Sagen erzählt. So wird namentlich berichtet, daß er verheirathet, und der, welcher zu Buch steht, seine Frau sei. Andere sagen auch, wenn er es um Mitternacht zwölfe schlagen höre, so drehe er sich dreimal um. — Wegen dieses Rolands wäre es fast einmal zwischen dem Rath und den Bürgern zu blutigem Streit gekommen. Das kam so:

In Stendal erschien ein Bildhauer, der meinte, der Roland sei für das große Rathhaus nicht ansehnlich genug, ging daher zum versammelten Rath und bot sich an, er wolle ihn länger machen. Die Rathsherren meinten aber, sie wollten ihn nicht länger haben, worüber sich jener gekränkt fühlte, zu den Bürgern umher ging und das Gerücht ausſprengte, der Rath wolle den Roland nicht länger haben. Dadurch brachte er denn natürlich die gesammte Bürgerschaft in Aufruhr, sie kamen wild daher gestürmt, belagerten das Rathhaus und schrieen unaufhörlich, sie wollten den Roland noch länger haben. Da klärte denn der Rath das Mißverständniß auf, und alles ging lachend und zufrieden, daß der Roland bleiben sollte, nach Hause.

4.

Der Fisch in der Marienkirche zu Stendal.

Mündlich.

G. Weihe Sagen von Stendal.

Vor langen Jahren, die Chronisten sagen im J. 1425, ist das Wasser der Elbe einmal gar hoch gewachsen, so

daß man die Dämme vor dem Andrang des Wassers gar nicht mehr schützen können, und da hat sichs denn zugetragen, daß der Fluß bei dem Dorfe Hemerten durchgebrochen ist und das Land weithin überschwemmt hat. Ja sogar bis nach Stendal, obwohl dies eine Meile von dort entfernt liegt, ist das Wasser vorgedrungen, und ist so hoch gestiegen, daß Markt und Straßen davon erfüllt wurden. Da ist's denn auch in die Marienkirche gekommen, und gleichsam als sollten noch die späteren Geschlechter ein Wahrzeichen dieser Schreckenszeit haben, ist ein Fisch, den die Flut in die Kirche geführt, dort, wie einige sagen, gefangen worden, wie andere erzählen, an einem spitzen Haken hangen geblieben, und als sich nun das Wasser verlief, gefunden worden. Zum Andenken dieser wunderbaren Begebenheit hat man ihn nachmals in Eisen nachgebildet, und ihn in solcher Höhe vom Boden an einem Pfeiler unfern des Altars befestigt, wie sie das Wasser erreicht hat. Die Höhlung, wo er gesessen, ist jetzt noch etwa drei Fuß vom Boden zu sehen, der eiserne Fisch hängt aber höher, damit die Kinder nicht mehr ihr Spiel mit ihm treiben.

5.

Feuer bannen.

Mündlich.

G. Weihe Sagen von Stendal.

Unter den Bürgermeistern, welche die Stadt Stendal bisher hatte, ist es öfter vorgekommen, daß, wenn

eine Feuersbrunst ausbrach, gewöhnlich gleich mehrere Häuser vom Feuer zerstört wurden, aber seitdem der jetzige Bürgermeister das Regiment führt, ist in diesem Falle höchstens ein Haus vernichtet worden. Das ist aber so gekommen: Als nämlich auch einmal eben eine Feuersbrunst ausbrach, kam ein kleines Männchen zu ihm, brachte ihm einen Schimmel und sagte, auf dem solle er um das Feuer reiten, da werde es sogleich stille stehn. Das hat er denn auch gethan, und augenblicklich war dem Feuer Einhalt gethan. So hat er es jedesmal, sobald irgendwo ein Feuer aufschlug, wiederholt, und nie ist mehr als ein Haus von demselben verzehrt worden. Aber der Schimmel ist alt geworden und endlich gestorben; da war nun der Bürgermeister in großer Noth, denn er sah augenscheinlich, als wieder ein Feuer ausbrach, daß es weiter und weiter um sich griff; doch faßte er sich endlich und lief nun um das Feuer herum, wie er früher herum geritten war, und siehe da! das hatte dieselbe Wirkung; das Feuer stand still. Das thut er nun jedesmal und nie brennt mehr als ein Haus ab.

6.

Der verwünschte Mönch im Thurm.

Mündlich.

In den Schallöchern eines der Thürme am Dom zu Stendal sieht man oft ein kleines rothes Männchen; doch nur kurze Zeit zeigt es sich, dann verschwindet es wieder. Das war vor Zeiten ein Mönch. Als nämlich

Stendal noch halb katholisch, halb lutherisch war, hatte man an der Domkirche einen katholischen Pfaffen, dem dieser Mönch diente. Der war aber in seinem Herzen gar zornig über die neue Lehre, und schickte deshalb jenen Mönch immer auf den Thurm, um nachzusehen, ob Lutheraner zur Kirche kämen. War das nun der Fall, so mußte er schnell herabsteigen und die Kirchthüren schließen. Das hat er denn auf diese Weise lange Jahre gethan, ist aber dafür verwünscht worden und muß nun dort oben im Thurme umgehn.

7.

Junfer Lorenz.

Mündlich.

Hulbreich: Junfer Lorenz.

In Tangermünde sind einmal sehr reiche Leute gewesen, die haben ein einziges Kind gehabt, ein Mädchen, und haben Lorenz geheißen. Wie es nun einmal an einem Frühlingstage so recht schönes Wetter war, da ist die Kleine ganz allein hinausgegangen in den Wald, um Kräuter zu suchen. Aber da der Wald gar groß war, hat sie sich verlaufen und konnte nimmer wieder herausfinden, und wie sie so dachte, daß sie hier würde verschmachten müssen, setzte sie sich hin und fing bitterlich zu weinen an. Sie hatte aber nicht gar lange gesessen, so kam ein großer Hirsch mit gewaltigem Geweih auf sie zu, nahm sie auf seinen Rücken und führte sie unversehrt nach der Stadt. Dort ist er dann bis an

sein Lebensende gepflegt worden, und als er todt war, hat man sein Geweih in der Nicolaikirche aufgehängt, und auf demselben zum Andenken an die wunderbare Errettung das Bild der Junfer Lorenz, aus Holz geschnitzt, angebracht. Der Wald aber, in dem dies geschehen, ist jetzt verschwunden, jedoch führen die an seiner Stelle gelegenen Aecker noch den Namen des Lorenzfeldes.

Das Geweih mit dem Bilde hat lange, lange Jahre in der Nicolaikirche gehangen, denn man erzählte, daß Junfer Lorenz verordnet habe, es solle darin bleiben, so lange noch ein Stein auf dem andern sitze. Deshalb nahm man es auch, sobald in der Kirche gebaut wurde, nicht aus derselben, da es jedesmal einen gewaltigen Lärm erregte, wenn es angerührt wurde, und ließ es auch in derselben, als sie zu einem Lazareth umgewandelt ward. Seit dem Jahre 1831 jedoch ist es nach der Stephanskirche gebracht worden, wo es nun ruhig in der Nähe des Altars hängt.

8.

Kaiser Karl zu Tangermünde.

Entzelt Chronik der Altmark S. 137.
Mündlich.

Kaiser Karl der Vierte hielt sich gern zu Tangermünde auf, und baute auch das hoch an der Elbe gelegene Schloß. Hier hat er allerhand Kurzweil getrieben und erzählte man noch vor vielen Jahren sich von dem Rehagen, den er dort eingerichtet, so wie von dem

fahlen Pferde, der Speise, die nichts kostet und niemand schadet und anderem mehr. Daher hat man auch noch einen Trinkreim aus dieser Zeit, der also lautet:

Kaiser Karolus flin bestet Peerd
dat wäs ene fälige Stute,
dat eene ooge wäs nist werth,
dat aennere wäs reen ute,
reen ute, reen ute, reen ute.
nu wisch hee sik de Schnute.

9.

Die Glockenwiese bei Grieben.

Pohlmann u. Stöpel Geschichte der Stadt Tangermünde.

Bei dem Dorfe Grieben, südlich von Tangermünde, liegt ein Stück Ackers, welches die Glockenwiese heißt. Das hat seinen Namen daher, daß die Einwohner von Bittkau an diejenigen des Dorfes Grieben vor langen, langen Jahren eine der großen Glocken überließen, die noch im Griebenschen Thurme hängt, und ehmals zu der nun schon lange verwüsteten Kirche zu Polke bei Bittkau gehörte. Sie thaten es jedoch nur unter der Bedingung, daß ihnen die Griebenschen auf ewige Zeiten eine ihrer Wiesen abträten. Das ist nun die sogenannte Glockenwiese, die, ungeachtet sie auf der Griebenschen Feldmark liegt, noch jetzt zum Dorfe Bittkau gehört.

10.

Der Backenstein.

Mündlich.

Südwestlich von Stendal und Tangermünde liegt der Landsberg und auf dem ist ein gewaltiger Stein zu sehen, welchen die Leute den Backenstein nennen, weil er in seiner Gestalt Aehnlichkeit mit einem Backenzahn hat. Ein Riese wollte ihn einst, da er mit der Stadt Magdeburg in Kampf lag, dorthin schleudern, was ihm aber mißlang. Da hat er ihn im Aerger auf den Landsberg geworfen, wo er noch liegt.

11.

Die Glocken zu Großen-Möhringen.

Mündlich.

Ueber die Altmark II. 167. 168.

Nordöstlich von Großen-Möhringen bei Stendal liegt in den Wiesen eine wüste Dorfstätte Namens Koblâ, und kann man dort noch die Reste des alten Gemäuers der Kirche sehen. In dieser Gegend hütete einmal der Schweinehirt sein Vieh, und fand eine Sau seiner Heerde in einem tiefen Kessel liegend, in welchem sie Jungen geworfen hatte. Als er nun diese heraus nahm, erkannte er, daß es eine schöne Glocke war, in welcher sie lagen, und das Gerücht davon verbreitete sich schnell in der ganzen Gegend und kam auch nach Stendal. Da machte nun die dortige Domgemeine Ansprüche darauf, und

schickte einen eigen dazu verfertigten Wagen mit sechszehn Pferden bespannt, aber sie konnten sie nicht von der Stelle rücken. Ein Bauer aus Großen-Möhringen spannte nun seine acht Pferde davor, und jagte triumphirend damit zum Dorfe; aber es entstand darüber bald ein lebhafter Streit mit der Domgemeine, denn sie behauptete, der Schall dieser Glocke sei so stark, daß sie davon getäuscht würde, und vermeine, es läute in S. Nicolai; gleichwohl ist Großen-Möhringen eine starke Meile von der Stadt entfernt, aber die Galmlöcher nach Stendal zu mußten doch deshalb fast ganz zugemauert werden, und sind es auch jetzt noch geblieben. Als aber die Glocke einige Zeit dort gehangen hatte, zeigte sich, daß sie für den Thurm zu schwer sei, denn er bekam einen großen Riß, und da ist sie denn nach Magdeburg gekommen.

Andere erzählen auch, die Glocke sei nicht in der Koblä, wie jene wüste Feldmark nach dem Dorfe genannt wird, sondern auf dem Dollberge bei Burgstall gefunden worden, weshalb man, wenn sie geläutet wurde, auch deutlich hören können, daß sie gerufen:

Doll in, Doll uut,
Oll Säu wool (wühlte) uut.

Dicht vor Großen-Möhringen steht auch am Wege nach Stendal bei der Windmühle ein steinernes Kreuz, welches zum Andenken an den Mord, den ein Glockengießer dort beging, gesetzt ist. Dieser wollte nämlich an der genannten Stelle eine Glocke gießen, und da ihm der Guß nicht recht von Statten ging, meinte er, es

müsse noch etwas an den Zuthaten fehlen, lief daher eiligst nach Stendal um noch solche zu holen, und ließ den Lehrburschen allein zurück. Der aber konnte dem Gelüst nicht widerstehen, und vollzog den Guß, ehe der Meister zurückgekehrt war, und es gelang ihm das Werk auch so gut, daß er voll Freude jenem entgegen lief, ihm die Nachricht zu bringen. Der ward aber gar zornig, und erschlug den Burschen in rasendem Neide. Da hat man denn zum Andenken das steinerne Kreuz aufgerichtet.

12.

Die Schlacht an der Deetzer Warte und das Pumpelgrab.

Entzelt Chronik der Altmark S. 119.
Werner Chronik des Erzstifts Magdeburg S. 56.
Beckmann Th. V. B. I. Kap. II. S. 256.
Mündlich.

Etwa auf der Hälfte des Weges von Stendal nach Gardelegen liegt bei dem Dorfe Deetz ein alter viereckiger Thurm und dabei von alten Zeiten her ein Krug, welchen man die Deetzer Warte nennt. Von hier aus erstrecken sich nach Norden zu zwei neben einander laufende hohe Erdwälle mit tiefen Gräben wohl eine Achtelmeile, und auch südwärts finden sich noch Spuren von solchen nach der Gegend von Käthen zu. Hier soll einst eine große Schlacht mit den Wenden gekämpft sein, weshalb die Länder da herum noch die Kriegländer geheißen werden, und sollen die Wenden in jenen Gräben ihre Zuflucht gesucht haben.

Andere erzählen, diese Schlacht sei in dem Kriege vorgefallen, den Willebrand, Erzbischof von Magdebnrg, mit dem Markgrafen Otto mit dem Pfeile geführt. In diesem hat sich der Erzbischof mit den Harzgrafen unter der Anführung des Busso von Errleben verbunden, ist in die alte Mark eingefallen und hat die Kühe fortgetrieben. Die von Stendal wurden aber deß inne, fielen aus und trafen die Feinde bei der Deetzischen Warte, und blieben in einem harten Kampfe, in dem Busso von Errleben und Werner Kalbe, Bürgermeister zu Stendal, fielen, Sieger, bekamen auch den Raub wieder. Die Schlacht ist aber so blutig gewesen, daß die Erde davon noch lange geröthet blieb, und die alten Bauern noch lange von dem Herrn von Falckenstein, der auch wohl dabei gewesen sein mag, und von Busso von Errleben sangen. Die Warte aber sowohl als den Landgraben sollen die von Stendal von dem Sieger wegen der ihm erwiesenen Treue zum Geschenk erhalten haben, weshalb der Magistrat zu Stendal noch die Gerichte dort hat.

Endlich wird noch erzählt, es sei hier eine große Schlacht mit den Schweden vorgefallen, und man zeigt auch noch unweit des Weges, der von der Warte nach Klinke führt, einen gewaltigen Stein, welcher dat Pumpelgraft heißt, um den mehrere andere auf dem beackerten Felde herumliegen, andere sind auch schon fortgeführt. Die Schweden sollen auch jene Schanzen aufgeführt haben, und einer ihrer Führer, dessen Name

Pumpel gewesen, in jener Schlacht gefallen sein, und unter dem Steine begraben liegen.

13.

Das alte Dorf Gäskau und der Thu=umstein.

Mündlich.

Zwischen der Deetzer Warte und der Stadt Gardelegen ist das Land weit umher wüst und meist wechselt dürres Heidekraut mit flüchtigem Sande und einsamer Haide. Etwa eine Meile von Gardelegen soll hier vor langen Jahren, da, wo jetzt das Försterhaus Gäskau liegt, ein Dorf gleiches Namens gelegen haben, das soll verwünscht worden und von der Erde verschwunden sein. Man zeigt dort noch zur Rechten und Linken des Weges die Stellen, wo einst die Kirche und der Kirchhof gelegen.

Unweit von hier, nach Trüstedt zu, liegt auch ein großer Stein, welcher der Thu=umstein heißt, von dem erzählt man, daß, wenn er den Hahn krähen höre, so drehe er sich dreimal um.

14.

Der Ursprung von Gardelegen.

Beckmann Th. V. Kap. IV. S. 5. 6. u. 36.
Ueber die Altmark II. 267.
Rüdemann Historicorum Palaeo=Marchicorum Collectiones.

Die Stadt Gardelegen ist anfänglich ein kleiner Flecken gewesen, und hat aus wenigen Häusern bestanden, die zerstreut auf dem Felde gelegen und zwar nicht

an der jetzigen Stelle, sondern weiter nördlich dem Dorfe Lüffingen zu in der Gegend, wo ehedem das alte Schloß gelegen war, welches, da die Wenden lange Zeit davor gelegen und es nicht gewinnen konnten, den Namen Isernschnibbe erhalten. Als aber die neue Stadt gebaut war, hat man diese Stelle Olden Gardelef genannt, und ein großes steinernes Kreuz mit einer Inschrift an derselben aufgerichtet, wohin man ehedem alljährlich am Sonntag Exaudi eine feierliche Procession unternahm.

Der Ort, wo jetzt die Stadt liegt, ist aber vor Zeiten ein großer Sumpf und dichtes Gebüsch gewesen, durch welches die Milde und Lausebeck geflossen und haben darin Buschklepper und Räuber ihre Schlupfwinkel gehabt, die dem Lande großen Schaden zufügten. Wie nun die alten Gardeleber kühne Männer waren und sich besonders den Räubern furchtbar machten, weshalb es auch noch in einem alten Liede heißt:

Gardelef du leyst dort an der Heyde
Du achtest deine Feinde gar klein u. s. w.

so geschah es einst, daß sie einen dieser Räuber gefangen bekamen, und von ihm die Nachricht erhielten, wo jene ihr Raubnest hätten, zugleich erfuhren, daß es ein bequemer und gar guter Ort wäre, eine Stadt dahin zu bauen. Da hat man sich denn aufgemacht, den Ort untersucht und alles angezeigter Maaßen befunden, und den Entschluß gefaßt, dort eine neue Stadt anzulegen. An der Stelle des jetzigen Marktes hat man dann den Anfang gemacht und von da herunter nach dem alten Gardelef zuerst die Stendalische Straße gebaut. Darauf

hat man vom Markte an die Straße, die nach S. Nicolas Kirche führt, dann die lange Magdeburgische Straße und die Burgstraße, auch die Rittergasse gebaut, welche so tief gelegen, daß man, um nicht im Kothe stecken zu bleiben, große Steine dahin geworfen, auf denen man vom einen zum andern hat springen müssen. Die Sandstraße ist zuletzt gebaut worden und hat ihren Namen daher bekommen, daß man den auch hier gar sumpfigen Grund mit Sand erhöhte. Natürlich ist dies erst im Laufe mehrerer Jahre geschehen und die Stadt erst allmählig zu einer solchen geworden.

Andere erzählen noch, vor dem Soltischen Thore an der oben angegebenen Stelle habe sich jener Räuber aufgehalten und dort seine Höhle gehabt. Da thaten sich die Dörfer Sassendorf und Neseritz mit Gardelegen zusammen und entdeckten endlich seinen Aufenthalt mittelst der dahingehenden Pferdespuren; dort belagerten sie ihn so eng, daß er sich endlich entschloß, sich ihnen zu ergeben, wobei er jedoch die Bedingung machte, daß man ihn nicht auf eine schmähliche Weise zu Tode bringen möchte, wohingegen er fortan einen besseren Lebenswandel zu führen versprach. Das ist ihm denn auch bewilligt worden, doch hat er zu Ehren des H. Georg eine Kapelle vor dem Salzwedeler Thore bauen müssen, die noch steht. An diesem Orte ist daher noch in späterer Zeit das Volk alljährlich einmal zusammen gekommen, und man hat zum Andenken der Befreiung von gedachtem Räuber eine Beisteuer für die Armen gesammelt, woraus endlich das Hospital zu S. Georg entstanden.

BIBLIOTEKA UNIWERSYTECKA W TORUNIU

15.

Der Brautstein bei Wernitz.

Mündlich.

Unweit des Dorfes Wernitz bei Gardelegen lag noch vor ganz kurzer Zeit ein großer Stein, welcher der Bruutsteen hieß. Den Namen hat er davon bekommen, daß eine Braut einst an dieser Stelle sammt Pferden und Wagen und allen Begleitern in Steine verwandelt wurde. Dieser Stein ist jetzt zwar zersprengt und weggeführt, aber die sechs Pferde, welche den Wagen zogen, so wie die ganze Schaar der Begleiter liegen noch an der alten Stelle.

16.

Die Pipplockenburg.

Walther: Magdeburgische Merkwürdigkeiten Th. VII. S. 25 u. 127.

Bei dem Dorfe Mannhausen am Drömmling, einem weiten Bruchlande, das sich von dem Hannöverschen Amte Brome bis gegen Calvörde erstreckt und von den Wassern der Ohra durchflossen wird, liegt eine große Schanze, welche den Namen der Pipplockenburg führt. Diesen hat sie davon erhalten, daß die Tempelherren, welche aus Flechtingen, Hilgensdorf und anderen Orten vertrieben worden waren, sich hierher geflüchtet, und, wenn sich nun ein Feind nahte, mit Pfeifen von grünen Weidenzweigen schnell einander von der Gefahr benachrichtigten, sich also gleichsam mit „Pipen lockten." —

Es fanden sich dort auch vor Alters die Rudera einer Burg, von denen die Mannhäuser erzählten, daß ihre Vorfahren sie das rothe Haus genannt hätten.

17.

Hackenberg.

Walther a. a. O. S. 145.
Mündlich.

Im Drömling hört man häufig, daß die Leute fluchen „daß dich der Drus" und „daß dich der Jäger hole", und versteht man unter dem Jäger den Satan selber. Es war nämlich einmal ein gewisser Hackenberg, der sagte, wenn er immer jagen könnte, so wollte er Gott seinen Himmel wohl lassen. Dafür muß er nun des Nachts vom Harz herunter in den Drömling zu Pferde mit den Hunden jagen, und schon vielen ist er so begegnet.

In der Gegend des alten Klosters Diesdorf, namentlich in dem an der Hannöverschen Gränze gelegenen Dorfe Wadekath, erzählt man von diesem Jäger also:

Der Hackelberg war ein reicher Edelmann, welcher die Jagd über Alles liebte, so daß er sogar einmal des Sonntags hinaus in den Wald zog, und alle Bauern seiner Gemeine zwang mit ihm zu jagen, so sehr sie sich auch dagegen wehrten, da sie lieber zur Kirche gegangen wären. Aber das ist ihm übel bekommen, denn wie er nun so draußen umhertobt, kommen plötzlich zwei Reiter ihm an die Seite gesprengt, die jagen gewaltig

mit ihm fort, und jeder von beiden fordert ihn auf, mit ihm zu ziehen. Der Reiter zur Rechten aber sah wild und grimmig aus, und seinem Pferde sprühten Feuer und Flammen aus Nase und Maul, dagegen sah der zur Linken ruhiger und milder aus; da war denn der Hackelberg schnell gefaßt und wandte sich zu dem Reiter zur Rechten; darauf sprengten sie fort, und so muß er nun mit ihm bis zum jüngsten Tage jagen.

18.

Der Teufel und der Schulze zu Dannefeld.

Walther a. a. O. S. 25.
Mündlich.

Die Bewohner des Drömling sind bekannt als ein tüchtiger und kräftiger Schlag Menschen, bei denen noch die alte Treue und Biederkeit etwas gilt, weshalb auch der Name Drömlinger zu einer allgemeinen Bezeichnung für einen derben, in seiner Sitte nicht eben gewandten Menschen geworden ist. In den mannichfachen Kriegen, welche die Altmark verwüstet, haben sie sich nun ganz besonders wacker gehalten, und haben namentlich einmal die Bewohner von Dannefeld den Schweden, als sie im J. 1674 in die Mark gefallen, einen großen Schaden zugefügt, ihnen auch einige Fahnen abgenommen, welche noch daselbst in der Kirche hangen. Daher sind denn auch die Dannefelder als gar gewaltige Leute bekannt und fürchten den Teufel selber nicht.

Dieser kam nämlich einmal dem Schulzen zu Dannefeld ins Haus, um dort sein Wesen zu treiben; der

Schulze war aber nicht faul, prügelte ihn tüchtig durch und warf ihn zur Thüre hinaus. Da hat der Teufel geflucht und einen argen Lärm erhoben, ihm auch gedroht, er solle nur zur Stube heraus kommen, da wolle er ihm schon etwas weisen, aber der Schulze hat seiner nicht weiter geachtet, und da ist er denn wüthend von dannen gegangen und wird sich wohl in Dannefeld nicht wieder haben sehen lassen.

19.

Der Näberskrooch.

Mündlich.

An der nördlichsten Spitze des Drömling, der noch vor hundert Jahren ein so dichtes und unwegsames Elsbruch war, daß man ihn meistens nur im Sommer durchschreiten konnte, liegt ein Dorf, welches Neu-Ferchau heißt, von den Leuten der ganzen umliegenden Gegend aber Näberskrooch genannt wird. Warum es diesen zweiten Namen erhalten, weiß man nicht mehr recht, allein es werden doch verschiedene Gründe dafür angegeben.

Einige erzählen so: Vor Zeiten war das Dorf Neu-Ferchau noch nicht so groß wie jetzt, und erstreckte sich etwa auf die halbe Länge, da baute sich nur in ganz geringer Entfernung davon ein Krüger an, der hieß Näber, und danach nannte man seinen Krug Näberskrooch; allmählig erweiterte sich nun das Dorf bis zu diesem Orte, und seitdem hat es jenen Namen erhalten.

Daß aber der Krüger wirklich Näber geheißen, kann man daraus ersehen, daß ein Mann des Namens noch bis auf den heutigen Tag im Dorfe ist; zwar heißt dieser eigentlich Hannover, allein so schlechthin nennt man ihn doch meistens Näber. — Andere sagen, der Krüger habe nicht Näber mit Vatersnamen geheißen, sondern, weil er so dicht beim alten Dorfe gewohnt, habe man ihn gemeinhin den Näber oder Nachbar genannt, und wenn man zu ihm gehn wollen, gesagt „wi willen nä Näbers Krooch gän"; daher sei denn der Name entstanden.

Andere erzählen wieder anders: Ein Postbote Namens Näber nämlich nahm seinen Weg von Gardelegen nach dem Hannöverschen gewöhnlich hier entlang, als das Dorf Neu-Ferchau noch gar nicht da war; nun war dieser ein etwas geiziger Mensch und trank statt Bier lieber Wasser, daher ließ er denn alle Krüge auf seinem Wege links liegen, verweilte jedoch stets bei einer Quelle, die an der Stelle lag, wo später das Dorf gebaut wurde, und trank sich hier recht satt. Daher ist denn Neu-Ferchau spottweis später Näberskrooch genannt worden. — Endlich erzählt man, daß die Frachtfuhrleute, die gewöhnlich bei ihrer Reise von Magdeburg nach Hamburg hier eingekehrt seien, dem Dorfe jenen Namen ebenfalls spöttischer Weise gegeben hätten, wie sie überhaupt verschiedenen Orten der Umgegend solche Bezeichnungen beigelegt; so haben sie das Dorf Lubitz, wo sie gewöhnlich die Pferde auszuspannen pflegten, Sorgen, und einen Theil der Straße zwischen N. Fer-

chau und Quarnebeck den schwarzen Damm genannt, und dergleichen mehr.

Nach diesem Näberskrooch kommen nun, wie man sich im ganzen westlichen Theile der Altmark erzählt, die Todten, denn hier müssen sie ihren letzten Sechser verzehren, welchen man ihnen zu dem Behuf mit in den Sarg giebt, besonders aber müssen diejenigen, welche im Hans-Jochen-Winkel *) wohnen, nothwendig dahin, und werden nicht eher ins Himmelreich eingelassen, als sie da gewesen sind; darum sagt man auch oft, wenn einer schon lange verstorben ist, „de is all lange in Näberskrooch", oder, sobald einer geschieden ist, heißt es, „nu is hee all hen nä Näberskrooch", und man erzählt sich zugleich, daß sich die Todten hier einander besuchen.

20.

Die verwandelten Steine bei Ehra.

Mündlich.

Etwa anderthalb Meilen von dem Orte Brome im Hannöverschen, nicht weit von der Märkischen Grenze, liegt eine große Anzahl Steine, die sind so dahin gekommen:

Ein Bauer fuhr eines Sonntags nach einer benachbarten Mühle und hatte, da er ziemlich schwer geladen,

*) Diesen Spottnamen führt der Theil der Altmark, welcher der Linie von Salzwedel bis zum Drömling westlich liegt, weil die meisten der hier wohnenden Bauern die Vornamen Hans Joachim führen.

vor seinen Halbwagen sechs Ochsen gespannt, allein, war ihnen die Last zu groß, oder wars irgend etwas Anderes, die Ochsen gingen bald links, bald rechts, und es half kein Zuruf und keine Peitsche, denn alle Augenblick gingen sie von der Straße ab und in den Roggen hinein. Da wurde der Bauer denn zuletzt zornig und stieß einen argen Fluch aus, zugleich sagend: „ei so wollt ich, daß ihr zur Stelle in Steine verwandelt würdet". Das hatte er aber kaum gesprochen, da waren auch Ochsen und Wagen schon mächtige Steinblöcke, und die liegen noch bis auf den heutigen Tag da.

21.

Sanct Vielhaar und Ziza.

Entzelt Chronik der Altmark S. 11. 13. 29.

Unfern des Ursprungs des kleinen Flüßchens Jeetze liegt eine wüste Dorfstätte und dabei eine alte Kirche, Danne genannt, zwischen den Dörfern Dönitz und Immekath. In dieser Kirche stand sonst, wie die Bauern vor dreihundert Jahren erzählten, ein altes Bild, das man die Göttin Gaza oder auch Sanct Vielhaar nannte, das haben die Bauern angerufen und ihm Gelübde gethan für das Vieh, das Haare hatte, wenn es krank oder unfruchtbar war. Solche Abgötterei, sagt Entzelt, ist darnach vor wenig Jahren gewesen und der hölzerne Gott oder Göttin gesehen worden.

In früheren Zeiten hat man auch in der Altmark die Göttin Ziza verehrt, und haben von ihr noch

einige Pflanzen wie das Zizenhaar, Zizen- oder Zyst-kräuter ihre Namen.

22.

Die Riesensteine.

Mündlich.

An vielen Orten der Altmark finden sich große, mächtige Steinblöcke, die sind gewöhnlich in Vierecken an einander gereiht und in der Mitte liegen dann die größesten Blöcke, doch oft liegen sie auch ungeordnet und wild durcheinander. Von diesen Steinen erzählt man an mehreren Orten, daß es vor Zeiten gewaltige Riesen gegeben, die einander damit warfen. Solche Steine liegen in der Gegend von Debisfelde und Wassensdorf, die haben die Riesen über den Drömling herüber geworfen; andere liegen bei Köbbelitz, die warfen die Riesen vom Papenberg zwischen Immekath und Klötze nach Wentze, sie zielten aber nicht recht, da fielen sie an dieser Stelle nieder. Auch in der Gegend von Steinfeld und Schinne, zwischen Stendal und Bismark liegen viele derselben, mit denen sich die Riesen beider Orte, als ein Krieg zwischen ihnen ausbrach, zu Tode warfen.

23.

Der Helljäger.

Mündlich.

Unweit des Fleckens Klötze liegt ein tiefer Grund, der heißt der Hellgrund, da läßt sich der Helljäger oft-

mals hören, oder wie der Ausdruck in dortiger Gegend ist, dâ tûût hee. Wenn er so angejagt kommt, hört man das laute „hot hó" seiner Gefährten, und darunter klingt das „kiff, kiff", der Hunde. Ein Paar Pferdejungen lagen einmal in der Nacht in der Koppel, da hörten sie ihn auch daher brausen und riefen lustig mit „hot hó, hot hó", und kaum war das geschehen, warf er ihnen eine Pferdekeule als ihren Antheil an der Jagd herunter.

24.

Der Mittelpunkt der Welt.

Mündlich.

In Poppau, einem Dorfe nördlich vom Flecken Klötze, ist der Mittelpunkt der Welt; die Kette, womit das ausgemessen wurde, liegt schon seit langen Jahren in einem kleinen Teiche am Ausgange des Dorfes nach Grieben zu unter einem Stein, der gar wunderbar kantig und spitzig gestaltet ist, und über das Wasser hervorragt. Vor einigen Jahren wollte man nahe am Teiche ein Haus bauen und dämmte ihn daher an der einen Seite zu, da hat denn einer der Bauern ein Stück der Kette gefunden, das war von Eisen und hatte Ringe, etwa so groß wie die einer Halfterkette. — In der Nähe des Dorfes liegt auch ein Stein, wenn der den Hahn krähen hört, dreht er sich dreimal um.

25.

Der Fußstapfen im Stein.

Mündlich.

In der Nähe von Grieben stritten einmal zwei Bauern um ein Stück Ackers und jeder behauptete, es gehöre ihm; als sie nun beide gar heftig wurden, ist zuletzt der eine derselben auf einen großen Stein, der dort lag, gesprungen und hat gerufen: „So soll dieser Stein gleich zu Butter werden, wenn der Acker nicht mir gehört", und siehe da! augenblicklich ward der Stein so weich, daß er ganz tief mit dem Fuße einsank, und sein Meineid klar an den Tag kam. Zum Andenken hat man den Stein auf dem Acker liegen lassen, und man kann die Fußstapfen noch ganz deutlich darin sehen.

26.

Die Flecken im Monde.

Mündlich.

In der Umgegend von Beetzendorf erzählen sich die Leute, daß wenn man die Flecken im Monde recht scharf ansehe, man deutlich eine menschliche Figur darin erkenne, die ein Bündel Reisholz trägt. Es war nämlich einmal ein Besenbinder, der ging sogar am lieben Sonntag hin und band seine Besen, dafür ist er nun zur Strafe in den Mond gesetzt worden. Andere sagen, es sei kein Mann, den man dort erblicke, sondern eine Frau, die habe einst am Sonntag gesponnen und sitze nun deshalb mit der Spindel dort oben.

27.

Der todte Pflüger zu Püggen.

Mündlich.

In Püggen hören die Pferdejungen oft, wenn sie des Nachts in den Koppeln wachen, daß dicht beim Dorfe einer mit dem Pfluge geht, und wenn man auch nichts sieht, so hört man doch das Pfeifen und Knarren des Pfluges so deutlich, daß gar kein Zweifel daran sein kann. Das ist nun ein Bauer, der ehemals hier wohnte, und bei seinen Lebzeiten seinen Nachbarn den Acker abpflügte; aber das ungerechte Gut läßt ihm keine Ruh, er muß in jeder Nacht heraus, und das abgepflügte Land allmählig wieder anpflügen.

28.

Die beiden Löcher auf dem Steine.

Mündlich.

Dicht bei dem Dorfe Stöckheim liegt ein großes Steingrab, und der größeste der Steine, aus denen es besteht, ruht auf vier oder fünf anderen und zeigt oben einige halbkugelförmige Vertiefungen, die einen flacher, die andern tiefer, aber zwei derselben sind ganz besonders bemerkbar und hat es damit seine eigne Bewandniß. Da nämlich viel Moos auf dem Steine wächst, so überdeckt dies die meisten der Löcher, und auch diese beiden wachsen im Laufe eines Jahres zu; kaum ist das aber geschehen, so erscheinen auch schon wieder zwei neue,

bis auch diese wieder zuwachsen und abermals sich zwei frische zeigen. Und so gehts fort; aber kein Mensch weiß, wie die neuen Löcher jedesmal in den Stein kommen. Nur das ist bekannt, daß ein Untereerdschken aus Salzwedel, welches viel in der hiesigen Gegend, die reich an solchen Steingräbern ist, gesehen wurde, unter diesem gewaltigen Steinblock gewöhnlich sein Nachtlager aufschlug. Zuletzt ist es in Rohrberg, einem in der Nähe gelegenen Dorfe, dadurch zu Tode gekommen, daß es von einem Hausdach stürzte, wo es geschlafen hatte.

29.

Das Grab des Riesenkönigs und die Rööverkuule.

Mündlich.

In der Nähe des jetzigen Fleckens und ehemaligen Klosters Diesdorf liegt nach dem Dorfe Wadekath zu eine große Anzahl von Hünengräbern, die in grader Linie vom Lüneburgischen herunter sich bis ins Magdeburgische erstrecken sollen. In einem derselben liegt der Riesenkönig begraben, und mancher hat deshalb schon dort gesucht, bis jetzt hat ihn aber keiner gefunden.

Nur einige Schritte von einem dieser Gräber liegt eine große trichterförmige Vertiefung, welche mit einem Wall und Graben umgeben ist und die kleene Rööverkuule heißt. Hier haben vor langen Jahren Räuber gewohnt, und, um vor Verfolgungen sicher zu sein, dieses Loch mit einem großen Deckel aus Holz und Flechtwerk zugedeckt. Wenn ihnen nun gemeldet wurde, daß

jemand vorüber zog, brachen sie plötzlich hervor, plünten die Reisenden aus und zogen sich dann schnell in ihren Schlupfwinkel zurück. — Etwas weiter davon, nicht fern vom hannöverschen Orte Wittingen, liegt eine gleiche Vertiefung, welche die große Rööverkuule heißt, und zu ähnlichen Zwecken gedient hat.

30.

Die Nachzehrer.

Mündlich.

In der Gegend von Diesdorf glauben noch viele Leute an Nachzehrer. Oft geschieht es nämlich, daß, wenn sich erst ein Todesfall in einer Familie ereignet hat, bald mehrere Glieder derselben nachsterben. Das kommt denn daher, daß man jenem ersten Todten nicht den Zehrpfennig in den Mund gegeben oder seinen Namen nicht aus dem Hemd geschnitten oder dem ähnliche andere Versehen gemacht hat. So geschah es auch einmal, daß viele Leute aus einer Familie schnell hintereinander starben; da entschloß man sich denn den, welcher zuerst gestorben und offenbar der Nachzehrer war, auszugraben. Man fand nun, daß er bereits all seine Kleider aufgezehrt hatte, und weil es kein anderes Mittel gegen das Nachzehren giebt, als dem Todten das Genick abzustechen, trat der Muthigste hinzu, nahm einen Spaten und that es. Da hat man deutlich gehört, daß der Nachzehrer noch ordentlich wie ein kleines Ferkel gequiekt hat.

31.

Kohlen werden zu Gold.

Mündlich.

In der Nähe von Wadekath sieht man an einer gewissen Stelle oft ein Feuer brennen; da liegt ein Schatz begraben, und wer's nur versteht, kann ihn heben, allein nicht jeder weiß das. So kam einmal einer die Straße gezogen, und da es in der Nacht war, sah er auch das Feuer glimmen, nun hatte er aber seine Pfeife vorgenommen und wollte rauchen, und in dem Wahne, es seien gewöhnliche Kohlen, nimmt er eine derselben, um die Pfeife damit anzustecken, allein es brennt nicht und die Kohle verlischt. Da wirft er sie fort und nimmt eine zweite, doch geht's ihm mit der eben so, desgleichen mit einer dritten und mehreren. Endlich riß ihm die Geduld und er begann zu fluchen, da ward ihm der Stock aus der Hand geschlagen, obgleich niemand zu sehen war, und soviel er auch suchte, er konnte ihn nicht wieder finden. Weil er ihn nun ungern verlor, ging er des andern Morgens an dieselbe Stelle und fand ihn auch glücklich wieder; wie er sich nun bückte, ihn aufzuheben, sieht er etwas im Grase blinken, und als er es aufhebt, ist's ein Goldstück, daneben lagen links und rechts noch einige; das waren die Kohlen, die er in der Nacht fortgeworfen hatte.

32.

Die goldene Wiege.

Mündlich.

Zwischen dem Dorfe Wadekath und dem hannöverschen Orte Wittingen liegt unweit des Weges eine goldene Wiege vergraben, die ist bis zum Rande mit Geld angefüllt. Einen Bauer aus Wadekath gelüstete es einst gar zu sehr nach diesem Schatze, da machte er denn ein Bündniß mit dem Teufel, damit der ihm dazu verhülfe. Der Teufel war auch willig und sagte, daß er ihm durch ein Zeichen den Ort angeben wolle, damit er ihn in der Nacht finden könne. So wartete denn der Bauer bis um Mitternacht und ging nun seines Schatzes schon ganz gewiß nach der bestimmten Stelle, allein wie er dahin kam, hatte der Teufel in einem weiten Umkreis Sträuße gesteckt, so daß der Bauer sich vergeblich mit Graben abmühte und nichts fand.

Mehrere Leute aus Wadekath vereinigten sich auch einmal die goldene Wiege zu heben, gingen daher zur Nacht hinaus und machten sich frisch an die Arbeit. Da ging denn auch zuerst alles ganz gut von Statten; wie sie aber eine Weile gegraben hatten, wards anders, denn der eine hebt so von ungefähr die Augen auf, da sieht er einen schwer beladenen Heuwagen dicht an sich vorüberfahren, den zieht ein kleiner Hahn mit der größesten Leichtigkeit, so daß es ihm ganz grausig wurde; kaum ist der Spuk verschwunden, so geht ein Feuer auf und erhellt rings umher den ganzen Himmel, allein

sie ließen sich durch das Alles noch nicht stören, sondern gruben frisch weiter. Da kamen plötzlich schwarze Männer dahergegangen, die schleppten schwere Balken heran und richteten einen großen Galgen auf. Wie der nun fertig war, stiegen sie herab und wollten den ersten der Gräber greifen um ihn daran aufzuknüpfen, da rief er unwillkührlich, nicht ihn sollten sie aufhängen, sondern seinen Nebenmann, und augenblicklich war alles wie der Wind zerstoben; aber die Wiege haben sie auch nicht gefunden.

33.

Der Lütkemüller.

Mündlich.

Unweit des hannöverschen Ortes Wittingen liegt die Lütkemühle, von wo alle die herstammen, die den Namen Lütkemüller führen, und deren sind viel in der Gegend. Das ist nun schon lange, lange her, da wohnte dort der erste des Namens, dem ging es gar traurig, und wie er so einmal in seinen trüben Gedanken dahinging, begegnet ihm der Teufel, fragt ihn, warum er den Kopf so hänge. Da erzählt ihm der Lütkemüller sein Elend, und der Teufel sagt, er wolle ihn zum reichen Mann machen, denn er solle eine ganze Wiege voll Geld haben, wenn er ihm das geben würde, das ihm zuerst entgegenkäme, sobald er in sein Haus zurückkehre. Darüber war der Lütkemüller nicht wenig erfreut, denn sein kleines Hündlein sprang ihm

immer, wenn er ins Haus trat, zuerst entgegen, und so wurden sie denn des Handels einig. Eilig ging er nun nach Hause, aber wie erschrak er, als ihm diesmal statt des Hündleins sein kleiner Sohn voller Freude entgegenlief, den faßte der Teufel auch alsobald und ging mit ihm von dannen, aber der Lütkemüller bekam auch die große Wiege voll Geld, die ihm versprochen war. Doch er konnte nun seines Reichthums nicht froh werden, da er so schrecklich erkauft war, und baute zuletzt, um sein Gewissen zu beruhigen, den Dom zu Magdeburg dafür. Daher bekommen denn auch die Lütkemüller noch bis auf den heutigen Tag, wenn sie confirmirt werden, sechszehn Thaler, und wenn einer von ihnen studirt, funfzig Thaler, und haben noch mehr dergleichen Einkünfte aus der Domkasse, weil das Geld, das jetzt der Dom besitzt, eigentlich ihnen zugekommen wäre.

34.

Die Leenekensteine.

Mündlich.

Etwa eine Viertelmeile von dem Dorfe Bonese steht hart am Wege, der von Dülseberg nach Markau führt, ein großer Granitblock, welcher der Leeneken- oder Brautstein heißt. Den Namen hat er daher erhalten, daß vor langen Jahren in dem Dorfe Dülseberg ein Mädchen Namens Lene wohnte, die von ihrer Mutter gezwungen wurde, einen Bauer aus Markau zu heiraten, den sie durchaus nicht mochte. Allein all ihr

Flehen und Weinen half nichts, und sie ward, wie das Sitte ist, auf den Brautstuhl gesetzt und nun fuhr der Brautwagen unter dem Geleite ihrer Verwandten ab. Wie man nun aber in der Nähe von Bonese an die Markauer Grenze kam, und der Fuhrmann sie üblicher Weise fragte, ob sie auch noch Willens sei weiter zu fahren, oder ob er umkehren solle, da sprang Lene schnell vom Wagen und verwünschte sich, daß sie lieber zum Steine werden als nach Markau gehen wolle. Ihr Wunsch ward erhört und augenblicklich war sie in den Stein verwandelt; an der dem Wege abgekehrten Seite derselben sieht man noch einen breiten Streifen, der bis zur Erde herabreicht; das ist das Brautband.

Unweit von Darendorf steht auf einer kleinen Anhöhe an der hannöverschen Grenze ein anderer Granitblock, der ebenfalls den Namen Leeneken- oder Brautstein führt und denselben einer gleichen Ursache verdanken soll.

36.

Jean Käle, der letzte Wendenkönig.

Mündlich.

In der Nähe des Dorfes Seeben, etwa eine Meile von Salzwedel, liegt in der Forst ein Hünenbette, das in länglich viereckiger Gestalt aufgeworfen ist, und auf der westlichen Seite einen Aufgang hat. Früher lag es auf einem freien Platze, aber jetzt ist es mit jungen Fichten bewachsen. Diese Stelle nennt man in der gan-

zen Gegend Żamkâl oder den groten Hanſen ſüin graft. Es lebte nämlich vor uralter Zeit hier ein Rieſe, oder wie andere ſagen, der letzte Wendenkönig, der hieß Jean Kåle, der führte mit den Bewohnern der Umgegend einen gewaltigeu Krieg, in dem er endlich getödtet und an der obigen Stelle begraben wurde.

Andere erzählen auch: Jean Kåle lag einſt mit der Stadt Salzwedel in Streit, und war eben im Begriff, von ſeinem Wohnſitz bei Seeben aus einen gewaltigen Granitblock dahin zu ſchleudern, als ein Strick ſeiner Schleuder riß und der Stein deshalb in das Cheineſche Moor fiel. Da hat er bis zu dieſem Jahre gelegen, wo er zerſprengt und zum Bau der neuen Chauſſee benutzt wurde.

36.

Die Quelle bei Darſekow.

Mündlich.

An dem ſchwarzen Berge bei Darſekow an der hannöverſchen Grenze, entſpringt eine Quelle, in der liegt tief unten eine Laus an einer Kette; wie ſie aber hineingekommen weiß man nicht.

37.

Der Markgraf und die Schulzenfrau zu Briez.

Mündlich.

Zu einer Zeit lebte im Dorfe Briez bei Salzwedel ein Schulze, der hatte ein gar ſchönes Weib, die dem

Markgrafen zu Salzwedel wohlgefiel, und so traf es sich denn einmal, daß, als der Schulze nach Hause kam, er den Markgrafen dort antraf. Das war diesem aber gar nicht gelegen, und er versprach dem Schulzen, wenn er noch eine Viertelstunde fortginge, so solle er soviel von der Salzwedeler Stadtheide haben, als er in dieser Zeit umlaufen könne. Das war der Schulze auch wohl zufrieden, lief eilends davon und brachte sich so ein tüchtiges Stück vom Walde zu. Aber als nun die Zeit um war und er zurückkehrte, war's dem Markgrafen noch zu früh, darum überredete er den Schulzen, noch einmal fortzugehen, indem er ihm versprach, ihm auch das Stück der Forst noch zu schenken, was er in der zweiten Viertelstunde umlaufen würde. So ist denn ein großer Theil der Salzwedeler Stadtforst an den Briezer Schulzenhof gekommen und gehört bis auf den heutigen Tag dazu.

38.

Die Freistatt in der Kirche des Perwer's.

Beckmann Beschreibung d. M. B. Th. V. B. I. K. III. S. 86.

Die Heilige-Geist-Kirche in der Vorstadt Perwer bei Salzwedel ist vor Zeiten ein Freihaus oder sichere Zuflucht gewesen, und haben die Flüchtigen sich hernach in den zwischen den Strebepfeilern der Kirche oberhalb angebauten Hütchen aufgehalten.

39.

Der Tod des Meineidigen.

Pohlmann Geschichte von Salzwedel S. 204. 205.

In der Sanct Katharinen-Kirche auf der Neustadt Salzwedel befindet sich ein halb verloschenes Bild, welches den Tod eines Meineidigen darstellt. Der hatte nämlich von einem andern Manne hundert Dukaten geborgt, und läugnete, als er sie wiedergeben sollte, standhaft, daß er sie bekommen habe. Darauf ging der Gläubiger aufs Rathhaus, um sich da Recht zu holen; der Schuldner wurde vorgefordert, und sollte mit einem Eide bekräftigen, daß er das Geld nicht erhalten habe. Er kam auch sogleich, und wie er nun den Eid leisten sollte, bat er den Gläubiger, ihm während des Schwurs seinen Stock zu halten, denn in dem hatte er das Geld listiger Weise eingespündet. Da schwur er nun mit großer Frechheit, daß er das Geld nie empfangen, und der arme Gläubiger ging traurig von dannen. Wie nun aber der böse Schuldner auf die Straße kam, traf sich's zufällig, daß gerade ein Müllerwagen mit scheugewordenen Pferden daher geeilt kam und ihn umwarf, so daß die Räder ihm über den Leib gingen und er getödtet wurde. Dabei ging auch eins derselben über seinen Stock, der wurde zerbrochen, so daß die Dukaten herausrollten und auf diese Weise kam der schändliche Meineid an den Tag. Da hat man denn zum ewigen Andenken das Gemälde dieses Vorgangs in der Kirche aufgehängt.

40.

Die Pferdetrappe und der Säbelhieb im Stein.

Mündlich.

Nicht gar weit von Salzwedel, irre ich nicht, so ist's bei Boddenstädt, da liegt ein Stein, in dem sieht man deutlich die Spur eines Pferdehufs und einen tiefen Einschnitt, als wenn einer mit dem Degen hineingehauen hätte. Da sollte nämlich einmal in der Gegend von Salzwedel eine große Schlacht Statt finden und die Heere standen schon einander gegenüber, als dem General der einen Partei plötzlich der Muth sank und er sich zurückziehen wollte. Alle übrigen Offiziere drangen in ihn, er solle die Schlacht liefern, denn sie würden sicher siegen; aber er war nicht zu bewegen und rief: „So gewiß mein Pferd nicht in diesen Sein treten und mein Säbel ihn nicht spalten wird, so gewiß werden wir nicht siegen!" und wie er das sagte, hieb er wild auf den Stein los und siehe da, der Säbel so wie der Huf des Pferdes drangen tief hinein. Da ging er mit frohem Muth zur Schlacht die nun auch gewonnen wurde.

41.

Arendsee.

Grimm deutsche Sagen. I. 168.
Beckmann Beschreib. d. M. Br. Th. V. B. I. Kap. IX. S. 25.
Ib. Th. IV. S. 1075—80.
Ueber die Altmark. II. S. 144.

An der Stelle wo jetzt der See und Ort des Namens Arendsee liegt, stand vor Alters ein großes Schloß.

Da sank eines Tages das Erdreich mit gewaltigem Brausen ein und ein See entstand auf der Stelle. Eine Frau aber, so das zuerst bemerkte, sagte zu ihrem Ehemann, der Arend hieß, „Arend seh (oder siehe)", und als nun nachher die Stadt erbaut wurde, hat man dieser den Namen danach gegeben.

Der See ist aber gewaltig tief, und deshalb ist an seinem Wasser weder Vermehrung noch Verminderung zu spüren; es ist auch die größte Vermessenheit von der Welt, seine Tiefe messen zu wollen, und mancher, der es versuchen wollte, hat schon eine warnende Stimme, die aus dem Grunde heraustönte, gehört, mancher aber auch, der nicht hören wollte, hat es mit dem Tode büßen müssen. Aus vielen Zeichen ist klar, daß er sich weit hin unter der Erde forterstrecken müsse, denn wenn man nach Salzwedel fährt, hört es sich oft an, als wenn es über ein Gewölbe ginge, und der Bernstein, den die Fischer oft daraus hervorbringen, beweist, daß er mit der Ostsee in Verbindung stehe.

Der See spült auch immer noch ganze Stücke Land vom Ufer ab, so daß man die Stadt und namentlich das alte Fräuleinstift, das hart am See liegt, durch Flechtwerk und Dämme zu schützen sucht. Und das ist eine gute Vorsorge, denn es sind etwa anderthalb hundert Jahre, da erhob sich am Katharinentage ein gewaltiger Sturm und Erdbeben, und riß ein großes Stück Land, auf dem 23 Kohlgärten lagen, und danach einen Hügel nach dem andern fort, bis es endlich an eine Windmühle kam; die fing an gewaltig zu wan-

ken und zu prasseln, so daß sich der Müller und eine Magd, welche darin waren, kaum noch retten konnten. Der Müller hat aber erzählt, daß er drei Nächte zuvor, zweimal nacheinander eine Stimme gehört, die gerufen: „Müller heraus, nur bald fort", und er gleichwohl, als er hinausgekommen, niemand gesehen. Danach hat man denn im Städtlein den Schluß gefaßt, diesen Tag alljährlich mit Fasten und Gebet zu begehen, welches auch eine Zeitlang gewähret, später aber eingegangen.

42.

Der Name von Seehausen.

Rüdemann Histor. Palaeo-March. Coll. S. 73.

Die Stadt Seehausen hat daher ihren Namen erhalten, daß vor Alters an dem Orte, wo jetzt die Stadt steht, viele kleine Seen oder Lachen befindlich waren, woher auch eins der ältesten Geschlechter der Stadt, die Lachmänner oder Laakmänner, ihren Namen haben. Deshalb führt auch noch die Stadt zwei Seeblätter nebst dem Adler im Wappen, und findet man die deutlichen Spuren, daß die Stadt ehedem viel tiefer gelegen, denn oft hat man bei der Grundlegung neuer Gebäude, wohl zwei, drei Lagen alter Steine übereinander gefunden.

43.

De Kobold to Ferchlipp.

Mündlich.

In Ferchlipp is vöör düſſen en Buur weſt, dee hett Cuno heeten un hett mett ſiine Fruu tofreeden leewt, man dett ſe keene Kinner kreejen. Dâ is hee mâl nâ Huus kâmen, un as hee ſo bii'n Middelwech is, ſpeelt dâ ſonnen kleenen Jungen, dee ne rooe (rothe) Jack anhett, innen Sand midden uppen Wech, den nemmt hee dunn mett ſick. As ſe nu nâ Huus keemen, ſecht Cuno to 'n Jungen: „Müchtſte ook woll ne Stool?" (Stulle, Butterbrot) „Nee, ſed de kleene un lacht em wat uut, ick kann uut Steine Brot backen." Dâ is den Buur janz angſt un bange wâren, un hett em ſecht, hee künne weer gân; dee is âawer dâ bliewen un hett ſick niſt annen Buur ſiine Rede kiirt (gekehrt) un hett allerhant Schâbernack mâkt. Upd iirſt deee hee datt Geſinne nich tofreden lâten, denn dee, weck de lezt to Beije (Bette) gân is, hett allebott (allemal) enen Slach vöörn Hinnern kreejen, ſo dat ſe up de lezt ümmer all to hoope (alle zuſammen) int Bejje ſprungen ſin; un ofte was ook de rootjaeckige Junge gâr nich to ſeeen, un de lezt kreech doch ſiinen Slach. Up ne aennere Tiid is hee ook innen Schorſteen ſitten gân, un hett, wenn ſe waſcht hebben, mett Knüppel un Klooven innen Kettel ſmeeten (geworfen), dattet Wâter man ſo rümſprützt is. Âawer am dullſten was hee, wenn hee ſiine Melk, de hee ſick uutmâkt hâije, nich torrechten Tiij

kreech, oder wenn et to weinich was; dunn hett hee en gräßlichen Spittäkel mäkt, un int janze Huus rümrümoort un mett Knüppel un Steine ſmeeten, dattet man ſo kracht hett. — Ens is ook bi einen van de Näberslüje (Nachbarsleute) Kindelbeer weſt, un dee käm un wull von Cuno'n Teller und Schötteln (Schüſſeln) borgen, un dee gaaw ſe em ook un ſtellt ſe all to hoope uppen Füürheerd; dä jeitet up eimäl krach, krach, un eine Kloove nä de aenner flooch raf uuten Schorſtein un bleew kein einzig Teller un Schöttel janz. Un ſo häijet ümmer jän. Dä is denn mäl en Buur uuten aenner Dörp kämen un dee wäs to Peer, un as hee nu furtriijen wull, ſecht hee: „Na Vadder Cuno, wo heſte denn diinen rootjaekijen Jungen?“ „„Jä, ſecht hee, ik weetet nich.““ Dunn keek (ſah) hee üm ſick un dä ſatt de Jong int Krüüz öwer de Poortendöör (Hofthür); as nu de aennere Buur upt Peer ſtiijt, markt hee, dattet jär nich furt will un dattet man ſo küücht (feucht); dunn geft hee Spären un riit af, ääwer et zidderte un beewte bett hee annen Krüüzwech käm, dä hüürt hee orntlich, as wenn ſo recht wat ſwaret fallen deit, un nu jung (ging) ſiin Peer up ens weer friſch voorts (vorwärts) nä Huus. Von düſſe Tiij an ääwer hett ſik de Kobold up Cuno'n ſiinen Hof nich miir höören un ſeeen läten.

Aennere ſeggen ook, datt jenne Buur met ſiin Peer dörch ſonn recht groot Modderloch reeden is, un datt hee dä den Fall hüürt hett; un noch weck vertellen, datt hee ſiik den Kobold an ene olle Wiij (Weide) afſtreept hett. Wo hee dunn ääwer bliiwen is, datt weet kein;

doch ſeggen weck, datt hee noch ofte dä uppen Krúúz-wech as en Hund mett fúúrige Doogen rúmlópt.

44.

Das Kreuz bei Creveſe.

Entzelt Chronik der Altmark S. 62.
Ueber die Altmark II. 32.

Vor dreihundert Jahren befand ſich in dem Holze bei Creveſe, welches die Geltberge hieß, ein Kreuz, das war zum Andenken an eine gräßliche That aufgerichtet. Einſt war nämlich ein junges Fräulein aus dem Geſchlecht der Geltberge, die ſich auch von Oſterburg nannten, von ihren Brüdern gezwungen worden ins Kloſter zu gehen, obgleich ſie lieber hätte nach Gottes Willen in der Welt leben und ſich der heiligen Ehe erfreuen mögen. Wie ſie nun da ihr Leben in Trauern hingebracht, iſt ihr der ſchreckliche Gedanke gekommen, das Kloſter anzuſtecken und ſich ſo zu befreien. Das hat ſie auch ausgeführt. Doch einer der Brüder begegnet ihr im Dickicht des Waldes auf ihrer Flucht und erſticht ſie in jähem Zorn. Da hat man nachmals an der Stelle das Kreuz aufgerichtet; die Güter der Geltberge aber wurden, nachdem ſie wegen Ermordung ihrer Schweſter, die, obſchon eine Mordbrennerin, doch eine Nonne war, in den Bann gethan waren, eingezogen und davon das Kloſter, das ganz zerſtört war, wieder aufgebaut. Die Geltberge oder von Oſterburg ſind ſo aus dem Lande gekommen und ſeit der Zeit verſchwunden.

45.

Der Teufelswinkel bei Booke.

Beckmann Beschr. d. M. Br. Th. V. B. I. Kap. III. S. 127.
Entzelt Chronik der Altmark S. 10. 23.

Auf der Feldmark des Dorfes Booke östlich von Osterburg, da, wo sie an das Kossebuesche und Einwinkelsche Feld stößt, ist ein Ort, welcher der Teufelswinkel heißt, welchen Namen er davon erhalten, daß hier vor Alters ein Götzentempel gestanden; eigentlich aber hat derselbe den Namen der Hammon-Klause geführt, wie auch das kleine Wasser, das da vorüber fließt, die Hammey heißt. Entzelt sagt, der Name rühre daher, daß die alten Deutschen dort einen Gott verehret, den sie Hama magnum genannt, welcher eigentlich Jupiter Hammonius oder Jupiter cum Maja gewesen, ihm hätten sie auch einen Tempel zu Hamburg gebaut.

46.

Das Grab der Herren von der Zera.

Entzelt Chronik der Altmark S. 63.

Etwa eine Meile von Osterburg westlich findet man an einem Ort nahe bei Stapel große hohe Steine in einem Kreise und feiner Ordnung aufgerichtet, die nennen die Bauern das Stein- oder Heldenbette, und erzählen, da lägen die alten Herren von der Zera, die einst gewaltig in der alten Mark gewesen, begraben,

denn vor Zeiten war es Sitte, daß sich große Herrn also in die Hügel im Felde begraben ließen.

47.

Die großen Steine bei Groß-Ballerstedt.

Mündlich.
Entzelt Chronik der Altmark S. 100.
Beckmann Beschr. d. M. Br. Th. I. S. 350.

Zwischen den Dörfern Groß-Ballerstedt und Grävenitz, südwestlich von Osterburg, liegen zwei gewaltige, sogenannte Hünenbetten, die aus großen Steinblöcken bestehen, die in einem Viereck gesetzt sind, in der Mitte aber liegen die größesten derselben, und zwar in dem wenige Minuten von Grävenitz in den Fichten gelegenen sechs solcher, die auf untergelegten kleineren ruhen. Um diese her sind sechzig bis siebzig in beschriebener Gestalt aufrecht aufgestellt. Diese Steine, sagt man, haben die Riesen vor alten Zeiten mit Schleudern (Slapslingers) von Schorstedt nach Grävenitz geworfen; andere erzählen, daß dort der Riesenkönig begraben liege, weshalb die Stelle auch noch „upt Graft" heißt.

Das zweite dieser Gräber liegt auf dem halben Wege zwischen Grävenitz und Groß-Ballerstedt auf einer Anhöhe mitten im Felde; ein drittes lag noch vor wenigen Jahren dicht bei Ballerstedt, ist aber jetzt zerstört, indem man die Steine zum Bau von Häusern verwandt hat. Unter diesen Steinen sollen die in der Schlacht zwischen den Markgrafen Albert und Huder

erschlagenen Wenden begraben liegen. Nachdem nämlich dem letzteren die Altmark von Kaiser Heinrich genommen und dem Markgrafen Albert verliehen war, erhob sich zwischen beiden ein blutiger Krieg, in welchem Huder dreimal geschlagen wurde, zuerst südlich von Stendal bei Darnstedt, wo noch ein Steinblock mit der Spur eines Pferdehufs gezeigt wird, von dem man Aehnliches, wie von dem Steine bei Salzwedel, erzählt, dann bei Ballerstedt, und endlich bei Osterburg an dem Wasser, die Klia genannt, wo die Schlacht so blutig war, daß die Aecker noch vor dreihundert Jahren geröthet waren, und der Name der Klia in den der rothen Furt umgewandelt wurde.

Die Bauern erzählen noch von allerhand Gespenstern und seltsamem Geschrei, so man hier sowohl bei Tage als bei Nacht siehet und höret, und früher wagte auch niemand, irgend einen der Steine zu verrücken oder von der Stelle zu nehmen. Ein Müller aus der Nähe unterfing sich einmal, einen derselben fortzunehmen, spaltete ihn und fertigte einen Mühlstein daraus, aber er hat kein Getreide damit mahlen können, sondern es ist wie zerquetscht darunter liegen geblieben.

48.

Der Mahrt.

Mündlich.

Wenn einer im Schlafe wimmert und ächzt, auch schreien möchte und es doch nicht kann, so drückt ihn

der Mahrt. — So ging es oft einem Bauer aus Gräveniz, der gewaltig von ihm geplagt wurde; da nahm er sich denn vor, einmal recht aufzupassen und ihn zu fangen; das gelang ihm auch und er sah nun, daß er vier Beine hatte und ganz wie ein gewöhnlicher Marder gestaltet war. Allein er mußte ihn doch nicht recht fest gefaßt haben, denn plötzlich entschlüpfte er wieder, und ist nun zur großen Plage des Bauern noch öfter zurückgekehrt, ohne daß es möglich gewesen wäre, ihn zum zweiten Male zu fangen.

Ein anderer Bauer zu Wolterschlage, zwischen Osterburg und Werben, verstopfte, als ihn auch einmal der Mahrt drückte, schnell alle Löcher, die der Zimmermann in der Stube gelassen hatte, fing ihn so und sah nun, daß es ein hübsches junges Frauenzimmer war. Die bat ihn gar beweglich, daß er sie nicht verrathen möge, dann wolle sie ihn auch heiraten. Das that er und sie lebten nun eine lange Zeit glücklich und zufrieden, bekamen auch viele Kinder mit einander. Aber eines Tages erzürnten sie sich, und den Mann überwältigte der Zorn, daß er ausrief: „Was wäre denn aus dir geworden, wenn ich dich nicht erlöset hätte!" Kaum hatte er das gesagt, da geschah ein fürchterlicher Knall und augenblicklich war seine Frau verschwunden und ist nie wieder gekommen.

49.

Der müde Drachen.

Mündlich.

Oft sieht man lange feurige Streifen des Nachts am Himmel, das ist der Draak oder Drachen, der durch die Luft zieht.

Eines Morgens draschen in Grävenitz zwei Knechte in einer Scheune, und da es Winterszeit war, so war es noch ganz finster, da wurde es plötzlich hell wie am Tage, und sie bemerkten, daß der Schein vom Hofe herkomme, eilten daher hinaus, weil sie glaubten, es sei Feuer. Da hörten sie denn, daß etwas so recht schwer in den Schweinetrog fiel, und ordentlich, wie ein Thier das trinkt, mit der Zunge schnalzte; nach wenigen Augenblicken erhob sich auch eine Feuermasse, und zog, ohne irgend einen Schaden angerichtet zu haben, durch die Luft von dannen. Da wurde ihnen denn klar, daß dies ein Drachen gewesen sei; der mußte wohl zu viel Waizen geladen haben, weshalb er Durst bekommen und den im Schweinetrog gelöscht hatte.

50.

Die verwüsteten Städte.

Mündlich.

Dat Dörp Schorstett is vöör Öllers (vor Alters) ene Statt west, dârûm heett et ook Schorstett, dichte vöört Dörp is ook noch en grooten Wall, dee schiin-

bärlich wiis't, dattet ene Statt west is. — So is ook Grooten-Ballerstett vöör ollen Tiijen ene Statt west un hett en Roland hatt, dee nâjehends (hernach) nâ Book an de Âål (Elbe) kâmen is. Beide sinn in sware (schwere) Krichstiijen (Kriegszeiten), ennige seggen innen Dörtichjarschen Krich, verwöost wären.

51.

Der Silberberg.

Mündlich.

Bii Schorstett liggt en kleinen Barg, dee mag wol so hoch wesen as en Huus, un is janz runt un heett de Silverbarg, wovan hee ääwer düssen Nämen hett, datt weet kein. Se seggen, datt vöör ollen Tiijen, as de Lüe (Leute) noch in de Jir (Erde) wânt hebben, dâ ook Lüe in wânt hebben, un de kleine Höll (Höhle), de dâl (unten) annen Acker to seeen is, datt sall de Poortendöör west sin.

52.

Die Streithufe.

Mündlich.

In fröere (frühern) Tiijen hett to Schorstett miir (mehr) Acker hüürt (gehört) as zund, dee is ääwer as de Ollen datt immer vertellt (erzählt) hebben upp düsse Wiis afkâmen.

De Graevenitzschen hebben schon ümmer giirn miir Acker hebben müjen, un då isset denn jråd recht to passe kåmen, datt in Graevenitz en Schulte was, dee sick nich watt an Recht edder Unrecht kiirte (kehrte). Dee hett denn Jir vannen Graevenitzschen Acker in siine Schoo dån, un hett, as de Schorstettschen kåmen sinn, ören Acker to plöjen (pflügen), sick upp düssen Acker stellt un hett secht, datt datt Graevenitzsch Acker wår. Dunn as de Schorstettschen secht hebben, hee sülle datt bewiisen, hett hee secht „Ick swåre datt datt miin Acker is, wo ick hier upp stå," un dunn hebben de Schorstettschen nist doon künnen un so is all dee Acker, den de Graevenitzschen hebben wulden, afkåmen; man ein von de Schorstettschen, dee was vöör Soldåt west un was sonnen rechten fläemschen Kiirl, dee hett siine Messfork (Mistforke) herkreejen un hett secht „weck mi an miinen Acker kümmt, den stech ick mett düsse Messfork medden dörch." Un wiil de Graevenitzschen wust hebben, watt hee vöörn Kiirl was, hebben se emm siinen Acker tofreeden låten, un dee Hof, wo dee up wånte, hett siinen Acker noch bett upp düssen Dach. Dee Acker ääwer, dee so afswåren is, heett noch hüütendåchs de Striithoow, un upp ein Deel davan liggt dat groote Hünenbedde bii Graevenitz in de Dannen, darüm heeten dee ook de Striithoowsdannen.

Datt datt ääwer wår is, datt is noch janz schiinbårlich to seeen, denn de Gråmn (Graben), dee aennerwaerts den Schorstettschen un Graevenitzschen Acker af-

ſcheit (ſcheidet), geit an düſſe Stell af un twäär (quer) dörchen Graevenitzſchen Acker.

53.

Der Teufel zu Schorſtedt.

Mündlich.

Se ſeggen ümmer, datt Schorſtett en Düvelsdörp is, un datt is ſo kämen:

Upp eene Tiit is upp en Hof, dee heet Beindörps Hof, de Boes weſt, un hett dä ümmer Baejſtunnen (Betſtunden) hollen, hett ook allerhand Unweſens mäkt, ſo datt kein Minſch miir (mehr) hett upp düſſen Hof uutthollen müjen. Upd' leſt hett man noch en ollen Mann, dee nich recht furt kunne, un en Mäken, datt nich recht bi Verſtand was, dä wänt. De Boes hett äawer ümmerfurt dä rümwookert (herumgelärmt) un regeert, un wenn de Schulte, dee um düſſe Tiit, de olle Kaſſel was, vöörbiigän is, denn hett he innene rooe Jack upt Hecken ſitten gän un hett emm toroopen: „Vadder Kaſſel wiſt nich häärkummen bäjen (beten)?" un hett emm wat uutlacht, wenn hee ſtille ſweejen hett. Wenn de olle Mann un dat Mäken bi Diſch ſitten gän ſin, hett hee in de Schoettel (Schüſſel) ſpuckt, wenn aennere Lüe vöörbigän ſinn, hett hee ſe mett weeken Kaes ſmeeten un luuter ſonn luſtich Tüüch (Zeuch) mäkt. Upd' leſt is hee van ſülweſt furtbleewen.

54.

Die Burg bei Schmoor.

Mündlich.

Bei dem Gute Schmoor, etwa zwei Meilen von Stendal sieht man noch einige Reste von Gräben und Wällen, sowie von altem Mauerwerk. Hier soll noch vor zwanzig Jahren eine alte Burg gestanden haben, auf der zuletzt ein Fräulein von Calbow wohnte; der Name dieser Burg, sagt man, sei Vinschau gewesen.

Etwa eine Viertelmeile östlich von der eben genannten Stelle liegt noch eine alte verfallene Kirche, die zu dem verwüsteten Dorfe Klinkau gehört haben soll.

55.

Der Schlüssel im Grabe.

Mündlich.

In der Gegend von Magdeburg, andere sagen auch in der Mark, ist vor mehreren Jahren ein Bischof oder Graf gestorben, der ist ein gar reicher Mann gewesen; da er nun aber an seinen Schätzen sehr gehangen, so hat er sie verborgen und auch der Schlüssel zu dem Kasten ist verschwunden; man sagt, der liegt bei ihm in dem Grabgewölbe und die Erben könnten ihn nur erlangen, wenn sich einer finde, der neun Nächte hin-

tereinander bei dem Sarge wache, dann werde der Todte erlöst sein und den verschwundenen Schlüssel herausgeben. Aber das ist ein gar schweres Ding, denn der Verstorbene erscheint oft als ein ungestaltes Gespenst, das halb thierische, halb menschliche Gestalt hat, dann wieder oben als ein großer Hund, unten als ein Pferd sich zeigt und dem ähnliche Gestalten annimmt. Deshalb haben alle, die ihn zu erlösen versuchten, wieder von ihrem Unternehmen abstehen müssen, da sie zuletzt die Furcht übermannte, und keiner hat es bis jetzt über vier Nächte ausgehalten; weshalb auch die Erben dem, welcher ihn wirklich erlösen wird, für jede Nacht, da er wacht, tausend Thaler geboten haben.

56.

Riesengebeine.

Mündlich.

In der Stadt Jerichow hängt an einem Hause ein gewaltiges Schulterblatt, das soll von einem Riesen herrühren. Ein gleiches hängt in der Kirche zu Werben und soll ebenfalls einem Riesen angehören, den man dort gefangen und erschlagen hat.

Der Kobold zu Milow.

Mündlich.

Ein Halbbauer zu Milow, etwa eine Meile von Rathenow, an der Havel, hatte einen Kobold, das war ein dreibeiniger Hase, der so vertraut mit allen Hausgenossen war, daß er mit ihnen an einem Tische saß und dort die Speisen, die er sich ausgemacht hatte, erhielt. Allein eines Tages begegnete ihm der Bauer schlecht, da wurde er so zornig, daß er das Haus ansteckte, worauf fast der halbe Ort abbrannte; und das ist nur vor wenigen Jahren geschehen.

58.

Die Gott fluchende Frau.

Mündlich.

Dicht bei dem Orte Milow erheben sich ziemlich hohe Sandhügel, die bis zur Stremme gehn und sich jenseits derselben weiter ziehn, wo sie den Namen der Vieritzer Berge erhalten. Auf einem der ersteren befindet sich ein tiefes Loch, in dem eine adlige Frau aus der Rittерszeit mit ihren elf Töchtern versunken ist, da sie Gott fluchte. Sie saß in einem Wagen, der ganz von Gold und Silber war, und auf dem

überdies noch ein bis zum Rande gefülltes Faß mit Gold stand. — Jetzt zeigt sich hier allerhand Spuk, namentlich läßt sich oft eine Sau mit vielen Ferkeln sehen, und wer ihr begegnet, muß ein Stück auf ihr reiten.

Sagen der Mittelmark.

überdies noch ein bis zum Rande gefülltes Faß mit Gold stand. — Jetzt zeigt sich hier allerhand Spuk, namentlich läßt sich oft eine Sau mit vielen Ferkeln sehen, und wer ihr begegnet, muß ein Stück auf ihr reiten.

Sagen der Mittelmark.

I. Das Land südlich der Havel und Spree.

59.

Das Bild am Dom zu Brandenburg.

v. Raumer Geschichtliche Nachrichten von Brandenburg S.

An dem Dome zu Brandenburg, der zum Theil wahrscheinlich noch aus dem zehnten Jahrhundert stammt, sieht man über dem unter dem Thurme befindlichen Haupteingange ein aus Stein gemeißeltes altes Bild, das einen Fuchs in einer Mönchskutte darstellt, wie er zuerst einer Versammlung von Gänsen predigt, und zum Schluß eine derselben im Rachen davon trägt. Wie dies Bild dahin gekommen, erzählt man auf zwiefache Weise; die einen sagen: der Baumeister des Doms habe für seinen herrlichen Bau geringen Dank und noch weniger Lohn gehabt, ja er habe sogar fliehen müssen; da hat er denn aus Rache in der Nacht vor seiner Flucht das Bild am Dom angebracht. Andere erzählen: ein Domprobst von Burgsdorf, der viel für die Verschönerung und Ausbesserung des Doms that, habe es ver-

fertigen lassen, aus Unmuth darüber, daß der von ihm bereits abgeschaffte Dienst der Messe in lateinischer Sprache nach dem Schluß des Westphälischen Friedens wieder eingeführt werden mußte.

60.

Bischof Dodilo.

v. Rochow a. a. O.

In dem Gewölbe über dem rechten Arm des Kreuzes, das die Domkirche zu Brandenburg bildet, befindet sich eine runde Oeffnung, durch welche der Bischof Dodilo im Jahr 980 hinabgestürzt worden sein soll. Er wurde nämlich von den Wenden, die sich empört hatten, verfolgt, flüchtete sich in den Dom und wurde hier durch das Bellen seines kleinen Hündchens, das ihm gefolgt, verrathen, worauf ihn die Wenden fingen und auf jene jammervolle Weise zu Tode brachten.

61.

Der Rabe mit dem Ringe.

v. Rochow a. a. O.

Auf der Spitze des Rathenower Thors zu Brandenburg sieht man einen Raben, in dessen Schnabel ein Ring mit daran befindlicher Kette sichtbar ist. Den hat einer der ehemaligen Bischöfe dort anbringen lassen zum ewigen Andenken daran, daß er einen seiner Diener ungerechter Weise hinrichten ließ. Dem Bischof war nämlich einst ein Ring fortgekommen, und da, so viel

er auch hin und her sann, wer ihn genommen haben könnte, doch sein Verdacht sich immer wieder auf jenen Diener wendete, der allein in seinem Zimmer gewesen war, so befahl er, daß er wegen des Diebstahls mit dem Tode bestraft werde, und dieser Befehl wurde auch sogleich vollzogen. Darauf vergehen einige Jahre und es wird an dem Dache eines der Kirchthürme etwas gebessert, da findet man viele Rabennester, und wunderbarer Weise in einem derselben den Ring, um dessentwillen der arme Diener hingerichtet war.

62.

Der untergegangene Räberskrug.

Mündlich.

Datt is all vöör ollen Tiiden west, då hett uppen Riietzschen Barch (Berg) en Krooch eſtån, dee hett de Räberskrooch (aennere seggen ook Åberskrooch) eheeten, un is då upp de Stelle, wo de deepe Kuule (tiefe Loch) an de Riietzer See is, unneregån. Wo datt åwer ekåmen is, datt vertellen se sick so:

En Peerknecht uut Riietz, deen sin mål siine Peer furteloopen un hee hett se rundům esöökt (gesucht), åwerst hee hett se nich fingen (finden) künnen; un as hee nu so dörch Kruut un Gras eloopen is, un jroote Schoo (sonne as se vöör dissen hadden) mett jroote Snallen bämn (oben) upp an hadde, hett hee dee janz vull Reenesare (Rainfarren) kreeen (bekommen) un hett up eemål hüürt, datt et Kalf secht hett: „Räberskrooch sall unnergån". Dunn hett de Hund secht: „Wo lange

wertet (wird es) wären (währen)?" un updlezt hett de Hän roopen: „de janze Woche uut!" un dunn hebben se alle stille eſweegen. De Peerknecht åwer hett den Sämn, wiil he emm innen Schoo to drüggen anfung, tuuteſchütt, un hett denn glicks ſiine Peer eſunnen, åwer et hatt ook man jråde acht Däge duurt, då is Näberskrooch ungeregån un de deepe Kuule, wo hee eſtån hett, is noch bett upp diſſen Dach to ſeene, wemmer (wenn man) en Footſtiich (Fußſteig) van Netzen nå Riietz ſåt; då ligget ſe bämn uppen Barch dicht an de See.

63.

Der von Arnſtedt und der wilde Jäger.

Mündlich.

Der Urgroßvater des Großvaters des jetzigen Herrn v. Arnſtedt in Groß-Kreutz lag einſt des Abends bereits im Bette, als er die wilde Jagd daherbrauſen hörte. Nun war er ein gar luſtiger und übermüthiger Herr, und rief drum hinaus: „Halb Part!" ſchlief darauf ein und erwachte erſt ſpät am Morgen. Aber wie war er verwundert, als er die Augen aufſchlug! Dicht vor ſeinem Fenſter hing an einem gewaltigen Haken eine große Pferdekeule. Von ſolcher Jagdbeute hatte er nun freilich nicht der Halbpartner ſein mögen, darum ließ er ſie fortbringen, aber kaum wars geſchehen, hing ſie auch ſchon wieder da; das kam ihm gar wunderbar vor, und er dachte, „vielleicht liegts am Haken", und ließ den, ob's gleich große Mühe koſtete, herausziehn, doch mit dem ging's ebenſo, er war nur eben heraus und

man hatte den Rücken gewandt, so saß er schon wieder so fest drinn, wie zuvor, und die Pferdekeule hing auch wieder da, und so mag sie wohl heute noch da hängen.

64.

Der Trebelsee und die weiße Frau.

Mündlich.

Der Trebelsee, welchen die Havel unterhalb des Fleckens Ketzin bildet, ist sehr tief, das kommt aber daher, weil ihn die Hünen ausgegraben haben; wie tief er jedoch sei, weiß niemand, da es bis jetzt noch keiner gewagt hat ihn auszumessen, indessen kann man's ungefähr beurtheilen an dem Eikeberg bei Deetz, denn das ist die Erde, die sie in ihren Schürzen herausgetragen haben. Diese Schürzen mögen auch nicht klein gewesen sein, denn einer hat, wie es kam weiß man nicht, eine solche voll Erde verloren, und das ist der Flachsberg bei Deetz.

Auf diesem Flachsberg sieht man oft eine weiße Frau umherwandeln, sie kommt auch wohl, sobald jemand des Weges kommt, herab und geht wieder und wieder an ihm vorüber, als wollte sie ihn verlocken, sich an sie heranzumachen, aber es hat's noch keiner thun mögen.

65.

Die Stimme im Trebelsee.

Mündlich.

Auf dem Trebelsee waren zwei Fischer einst damit beschäftigt, seine Tiefe zu messen, und befestigten deshalb

an mehreren zusammengebundenen Stricken einen Stein, den sie hinabließen, aber sie kamen damit nicht auf den Grund, und wie viele Stricke sie nun auch von neuem anknüpften, es wollte dennoch nicht reichen, der Stein kam immer noch nicht unten an. Eben wollten sie nun wieder ein neues Strick zu Hülfe nehmen, da hörte der eine derselben plötzlich eine Stimme, die rief ihnen zu, sie sollten von ihrem Beginnen abstehen, sonst würde es ihnen schlimm ergehen; deshalb ermahnte er seinem Gefährten, der immer noch ämsig beschäftigt war, umzukehren und nach Haus zu fahren. Der aber wollte nicht darauf achten, sondern sagte, er habe ja die Stimme nicht gehört, nahm auch abermals einen Strick und suchte von neuem endlich seinen Zweck zu erreichen; aber so wie er den Stein nun wieder hinabließ, hörte auch er plötzlich dieselbe Stimme, zog deshalb eiligst den Stein heraus und nun kehrten sie um. Allein jetzt war es zu spät, der, welcher sich nicht hatte warnen lassen wollen, ward, als er nach Hause kam, gar krank und starb nur wenige Tage darauf.

66.

Der Räuberberg bei Feeben.

Wenn man von dem Dorfe Feeben, das unweit des Städtchens Werder liegt, dem Laufe der Havel folgt, so kommt man etwa auf der Hälfte des Weges zwischen Feeben und Paretz am linken Ufer des Flusses an eine Landzunge, die von der Landseite her überall mit niedrigen Wiesen umgeben ist und auf der eine offenbar

künstliche Anhöhe liegt, welche der Räuberberg oder Röwerbarch genannt wird. Sie ist ziemlich hoch, liegt dicht an der Havel und die Wände sind sehr steil; etwa 200 Schritt davon sieht man noch eine wallartige Erhöhung mit Spuren von Gräben, die auf beiden Seiten bis an die Havel reicht.

Auf dieser Höhe hat, wie erzählt wird, das adlige Geschlecht derer von Rochow sein Stammschloß gehabt, und sollen sie hier die Schiffe, welche die Havel herauf und hinabfuhren, gebrandschatzt und geplündert haben, und damit ihnen ja keines entginge, hatten sie folgende Vorrichtung gemacht: Sie sperrten den Strom Nachts mit einer Kette, die aber unter dem Wasser, jedoch hart an der Oberfläche, hinlief; an dieser war ein Draht befestigt, der bis zu einer in der Burg befindlichen Glocke reichte; fuhr nun ein Schiffer, der nichts von dieser Einrichtung wußte, die Havel daher, so stieß er an die Kette und die Glocke verrieth darauf den Leuten in der Burg, daß eine Beute da sei, welche dann auch gleich herausstürzten und sie in Beschlag nahmen. So haben sie denn hier große Schätze zusammengehäuft, die zum Theil noch da vergraben liegen, denn man sieht oft genug die kleinen blauen Flämmchen brennen, die in der Regel das Verborgensein eines Schatzes verrathen. Einige Leute haben diesen auch einmal heben wollen, sind aber durch allerhand Dinge zum Lachen gebracht und dadurch abgehalten worden, still weiter zu graben; so haben sie namentlich gesehen, daß ein Hahn einen gewaltigen Balken hinter sich her geschleppt hat und

dergleichen mehr, da haben sie natürlich laut aufgelacht und konnten so den Schatz nicht bekommen.

67.
Die weiße Frau auf dem Räuberberg.

Mündlich.

Auf dem genannten Räuberberg bei Feeben ist es nicht recht geheuer, denn oft, wenn die Fischer aus Göttin, das unweit davon liegt, in seine Nähe gekommen sind, haben sie gehört, daß es gewaltig hinter den Kahn herrauschte, und gesehen, wie sich etwas Weißes im Wasser, das wie ein Schwan aussah, hob, als wolle es noch schnell in den Kahn hineinspringen. — Oft läßt sich auf dem Berge auch eine weiße Frau mit einem Schlüsselbunde sehen, und so zeigte sie sich namentlich einmal einem Fischer, der dort seine Netze auswarf, denn wie er eben ans Ufer kommt, sieht er sie plötzlich vor sich stehen. Da sagt sie ihm, seine Frau sei daheim eben mit einem Knaben in Wochen gekommen, und bittet ihn, er möge doch nach Hause gehen, das Kind holen und ihr bringen, damit sie es küsse, dann werde sie erlöst werden. Der Fischer fuhr auch sogleich nach Hause, wo er alles fand, wie es ihm die weiße Frau gesagt hatte. Nun wollte er sie wohl gern erlösen, wußte aber doch nicht, ob er es wohl thun dürfe und ob es wohl nicht gar etwa seinem Kinde Schaden oder Tod bringen möchte; er ging daher zu den Nachbarsleuten umher, allein die konnten ihm eben so wenig rathen, wie er sich selber. Da ging er denn zuletzt zum

Prediger, der ſagte dann, er dürfe es wohl thun, aber das Kind müſſe zuerſt getauft werden; da ließ er es denn ſchnell taufen und fuhr nun mit dem Knaben hinüber nach dem Räuberberg. Wie er jedoch da ankam, fand er die weiße Frau weinend und wehklagend, denn das war eine der Bedingungen, die ihr geſetzt waren, daß das Kind, durch welches ſie erlöſt werden ſollte, nicht getauft ſein dürfte. Und ſo erſcheint ſie immer noch je zuweilen auf dem Räuberberg und harrt, daß der Erlöſer kommen ſolle.

68.

Der weiſſagende Schwan.

Mündlich.

To Kemnitz is vöör noch gâr nich lange Tiit en Nachtwächter weſt, dee haddet immer vorher weeten (wiſſen) künnen, wenn eener int Dörp ſterven ſülle (ſollte), denn wenn hee dunn hett de zwelfte Stunne afroopen wullen, is en grooten witten (weißen) Schwân uuten Pleeſſowſchen See ruutekâmen un is nâ'n Kerkhof ruppegân, un denn is jedetmâl balle eener int Dörp eſtorven, ſo datt he gâr nich mehr hett de zwelfte Stunne afroopen müügen. Datt hett hee denn toleſt ook nich mehr edân (gethan), denn eene Nacht will hee ook gräe (grade) weeer (wieder) afroopen, dâ kümmt de witte Schwân uuten See ruutewâtſchelt un geit uppen Kerkhof un van dâ gräe uppen Eddelhof too. Dâ is emm denn angſt un bange wâren (worden) un is nâ Huus eloopen, hett de Lüüe monter mâkt un hett ſed: „Kin-

ger, Kinger, et giſt weer ne Liike (Leiche) int Dörp un dat keene kleene; de Schwän is uuten See kämen un is grad uppen Eddelhof togän!“ Un dett hett ook keene acht Däge duurt, då is de Eddelmann doot weſt.

69.

Der letzte von Britzke zu Kemnitz.

Mündlich.

Datt Dörp Kemnitz hett van langen Titen her de Herren van Britzke hüürt, un de letzte is eerſcht vöör en Pär Jär ſtorven un nuu ſall et annen aennern Lehnsvedder kämen, dee noch darümme perzeſſeeren deit. Se ſeggen åwer immer, dett de olle Eddelmann all bii ſiinen Lewenstiien ümmegån is, denn ofte hebben de Lüüe int Dörp emm Nachtens in de Dörpſtråte metten Kopp unnern Arm ruff un raff jågen ſeeen. Ofte hebben ook ſiine Lüüe, wenn hee uutfüürt (ausgefahren) was, en grootet Gepolder vannen Wågen hüürt, un hebben löövt (geglaubt), dett eer Herre nå Huus kämen wär, un wenn ſe denn ruutkämen ſint, is allet ſtill un niſt då weſt.

70.

Der Spuk auf dem Schloß zu Kemnitz.

Mündlich.

Jnt olle Schlott to Kemnitz iſſet (iſt es) nie recht richtig weſt, denn Nachtens hebben de Lüüe ofte en grooten Lärm un Spittåkel hüürt, un watt dett weſt is, dat kunne Martin Runge, dee Knecht upt Schlott

was, am beſten vertellen (erzählen). Dee hadde mål ens Åmns (Abends) in de Volkſtoowe (Geſindeſtube) de Tiit verſchläpen un de aennern hadden em en Schåobernack ſpeelt un hadden, as ſee to Bedde jungen (gingen), de Volkſtoowendöör toſchläten. As hee nu monter wären is, hett hee däbliiwen mütten un hett ſick up de Åmnbanke lecht (Ofenbank gelegt). Då is hee knapp (kaum) inſchläpen weſt, hüürt hee en grooten mächtigen Lärm, un hüürt dettet de Treppe rupſtolpert, un upp eemål ſpringt de Döör, dee doch toſchläten was, upp un et kümmt watt rin un kraupt (kriecht) ſo an alle Wände rüm un reckt ſick in de Höächt (Höhe) un kiekt upp alle Bredder un in alle Spinnen rin. Erſcht uppet Keeſebrett, wo de Eddelfraue eeren (ihren) Keeſe dröächt (getrocknet) hett, denn upp de Anrichte in de Kööken, denn in de Vorråtskåmer, un måkt alle Spinnen, dee de Fraue immer toſchläten hadde, upp un keek (ſahe) in alle Töppe. Toleſt (zuletzt) iſſet ook annen Åben kämen, hett ſick in de Höächt reckt und in de Rööre rin keeken, un wiil Martin Runge nu då upp de Banke liggen deee, då hett hee ſeen künnen, dettet ganz aſſen grooten Hunt leet (wie ein großer Hund ausſah) un ganz raue zottige Beene hadde. Dunn iſſet afgån un hett de Döör weer tooſchmeeten. Hee hett nu giirn (gern) ruut wult, äwerſcht de Döör is ſo faſt to weſt as vöör un hee hett de ganze Nacht då bliiwen mütten.

71.

Schloß Zolchow.

Mündlich.

Am Pleſſowſchen See liegt grade dem Dorfe Kemnitz über das Vorwerk Zolchow, hier ſteht ein altes Schloß, das noch vor wenigen Jahren mit hohem Wall und Graben, über den eine alte Zugbrücke führte, verſehen war. Einige ſagen, es ſei das Stammſchloß der Familie von Rochow, und da es ſehr feſt geweſen, auch ein unterirdiſcher Gang von Pleſſow dahin geführt, hätten ſich die Rochow's, wenn ſie dort in Noth geweſen, hierher geflüchtet. Andere erzählen, es hätten hier Räuber gewohnt, die furchtbar in der ganzen Gegend gehauſt, deshalb ſei man auch gegen ſie gezogen und habe ſie hier belagert, aber man habe die Burg nicht einnehmen können. Bei dieſer Belagerung ſoll die Burg namentlich vom See aus angegriffen ſein, und man zeigt noch fünf runde Löcher am Nordgiebel, die von hineingeſchoſſenen Kugeln herrühren ſollen.

72.

Die zerbrochene Schütze. *)

Mündlich.

Zur Zeit, als die um Lehnin liegenden Dörfer noch Hofedienſte auf dem dortigen Amte thun mußten, fuhren einmal ein Paar Hofediener Getraide nach Ber-

*) Schütze iſt der Name für den Brotſchieber, die Backſchaufel, mit welcher die Bäcker das Brot in den Ofen ſchieben.

lin, und als sie in die Haide kamen, wo es wegen des tiefen Sandes nur etwas langsam ging, blieb der Knecht, der den hintersten Wagen fuhr, etwas hinter den übrigen zurück. Wie er nun so neben dem Wagen daher geht, hört er auf einmal ein großes Getöse und eine Stimme über sich in der Luft rufen: „Meine Schütze ist entzwei, meine Schütze ist entzwei!" Obgleich er nun wohl wußte, daß das die wilde Jagd sei, die über ihm dahin fahre, war er doch übermüthig genug und rief: „Na so komm, ich will sie dir machen!" Kaum hatte er das auch nur gesagt, so saß einer hinten auf seinem Wagen und hielt eine zerbrochene Schütze in der Hand. Nun ward ihm doch etwas bange, und er wußte im Augenblick gar nicht, wie er den lästigen Gefährten los werden sollte, doch besann er sich noch zur rechten Zeit und sagte: „I da nehmen wir einen Spahn von der Wagenrunge, damit wollen wir sie schon wieder zusammenkriegen!" Nahm auch gleich sein Messer hervor, schnitt einen tüchtigen Pflock von der Runge ab und trieb den durch zwei Löcher, welche er mit dem Messer in die zerbrochenen Enden gebohrt hatte, und so machte er die Schütze wieder brauchbar. Da sagte jener: „Das hat dich Gott thun heißen, aber nun sollst du auch deine Bezahlung haben!" Sprachs und legte ihm ein kleines Brötchen hinten auf den Wagen, worauf er verschwand. Darauf fuhr der Bauer seinen Gefährten nach, holte sie auch bald wieder ein, sagte ihnen aber nichts von dem, was ihm begegnet war, und steckte das geschenkte Brot in seinen Kober. In Berlin

kehrten sie nun, so oft sie dahin kamen, stets in demselben Gasthofe ein, wo sie alsdann, was sie von den ihnen mitgegebenen Lebensmitteln übrig behielten, gewöhnlich an eine alte Frau, die dahin kam, zu verkaufen pflegten. An diese verkaufte nun der Knecht auch sein geschenktes Brot und kehrte dann nach Hause zurück. — Wie er das nächste Mal wieder dahin kam, war auch die alte Frau schon da, die bat ihn, ob er ihr nicht wieder ein solches Brötchen verkaufen wolle, denn das habe ihr doch gar zu schön geschmeckt. Da wurden auch die übrigen Bauern neugierig und er erzählte ihnen seinen Vorfall; man drang weiter in die Alte und erfuhr von ihr, daß bei jedem Stückchen, welches sie von dem Brote abgeschnitten habe, ein Goldstück herausgefallen sei. Nun hätte er sein Brot gern wieder haben mögen, aber es war verzehrt und er hat auch nie eins wieder bekommen.

73.

Die Erbauung des Klosters Lehnin.

Beschreibung des Klosters Lehnin und seiner Merkwürdigkeiten. Lehnin, ohne Jahr.

Der Markgraf Otto der Erste von Brandenburg jagte einst in Gesellschaft seiner Edelleute in der Gegend, wo jetzt das Kloster Lehnin steht; von der Jagd ermüdet, legte er sich unter eine Eiche um auszuruhen. Hier schlief er ein und es träumte ihm, daß ein Hirsch auf ihn eindrang und mit dem Geweih ihn aufspießen wollte;

er wehrte sich tapfer mit seinem Jagdspieß gegen diesen Feind, konnte ihm aber nichts anhaben, vielmehr drang der Hirsch immer hitziger gegen ihn an. In dieser Gefahr rief der Markgraf Gott um Beistand an, und kaum war das geschehen, da verschwand der Hirsch und er erwachte. Er erzählte hierauf seinen Begleitern diesen Traum, und da er schon längst den Vorsatz gefaßt hatte, aus Dankbarkeit gegen die Vorsehung, die ihn bisher in Gefahren gnädig beschützt hatte, und um sich der göttlichen Gnade noch mehr zu versichern, ein Kloster zu stiften, auch seine Begleiter den Traum so auslegten, daß sie meinten, der Hirsch, der erst bei Anrufung des göttlichen Namens von ihm gewichen, sei niemand als der Teufel selber gewesen, rief er aus: „An diesem Orte will ich eine Feste bauen, aus welcher die höllischen Feinde durch die Stimmen heiliger Männer vertrieben werden sollen, und in welcher ich den jüngsten Tag ruhig erwarten will!“ Darauf legte er auch sogleich Hand ans Werk, ließ aus dem Kloster Sittichenbach oder Sevekenbecke (wie es Pulcava nennt) im Mansfeldischen Cisterzienser-Mönche kommen, und baute das Kloster, das er wegen der noch dem Christenthum sehr abgeneigten slavischen Umwohner mit Befestigungen versah, von denen noch Spuren vorhanden sind. Weil aber ein Hirsch den Anlaß zur Erbauung des Klosters gegeben hatte, und dieser in der alten slavischen Sprache den Namen Lanie führte, so nannte er dasselbe Lehnin. — In der Kirche zeigt man noch bis auf den heutigen Tag den Stumpf der Eiche, unter welcher der Markgraf den

Traum gehabt, und hat ihn zum ewigen Andenken an den Stufen vor dem Altar eingemauert.

74.

Die Erschlagung des Abts Sebald von Lehnin.

Beschreibung des Klosters Lehnin S. 10 ff.
Mündlich.

Der erste Abt, welcher nach der Stiftung des Klosters zu Lehnin wohnte, hieß Sebald, und war eifrig bemüht, unter den noch sehr heidnisch gesinnten Wenden das Evangelium auszubreiten, aber nicht überall fand er williges Gehör, und an vielen Orten lief alles davon, sobald er sich nahte. Daher suchte er denn zuerst bei den Weibern sich Anhang zu verschaffen und sich ihre Gunst durch mancherlei kleine Geschenke zu gewinnen, erregte aber dadurch zugleich die Eifersucht der Männer, welche nun ihren Weibern und Kindern den Umgang mit dem Abt oder seinen Mönchen aufs strengste verboten.

Eines Tages war der Abt nach dem Dorfe Pritzsche oder Prutzke gegangen, und Willens, auf dem Rückwege in dem eine halbe Meile von Lehnin gelegenen Dorfe Nahmitz einzukehren, um dort auszuruhen. Als er in die Nähe des Dorfes kam, und in dem jetzt vom Kossäten Müller bewohnten Hause einkehren wollte, wurden ihn die Kinder, die vor der Hausthür spielten, gewahr, und liefen mit dem Geschrei „der Abt kömmt" theils ins Haus, theils in das Dorf, um Jedermann von der Ankunft der Mönche in Kenntniß zu setzen,

Als die Weiber das Geschrei der Kinder hörten, versteckten sie sich alle, wo sie nur irgend einen Schlupfwinkel fanden. Die Frau aber, welche in dem Hause, wo der Abt einkehrte, mit Brotbacken beschäftigt war, und nicht mehr entfliehen konnte, kroch in aller Eile unter den Backtrog. Als der Abt nun ins Haus trat, fand er niemand und setzte sich, um auszuruhen, gerade auf diesen Backtrog; wie das die Kinder sahen, liefen sie eilig davon und meldeten dem Vater, der in der Nähe des Dorfes mit dem Fischfang beschäftigt war, daß der Abt auf der Mutter sitze. Dieser lief sogleich mit noch anderen, die sich mit Heugabeln, Aexten und Rudern bewaffneten, nach dem Dorfe, und als der Abt diese heranziehen sah, ergriff er sogleich die Flucht. Nun war er aber wohlbeleibt und das Laufen fiel ihm schwer, so daß er, als er seine Verfolger ihm nacheilen hörte, auf eine Eiche kletterte, um sich da zu verstecken. Aber hierbei verlor er ein großes Bund Schlüssel, das er bei sich trug, wodurch seine Verfolger seinen Zufluchtsort entdeckten. Unterdeß waren seine Begleiter nach Lehnin geflohen und mit einer größeren Anzahl der Klosterbewohner zurückgekehrt, welche den Wenden ein reiches Lösegeld boten, wenn sie den Abt am Leben lassen würden. Aber diese wollten nichts von Gnade hören, sondern hieben, als der Abt gutwillig seinen Zufluchtsort nicht verlassen wollte, den Baum um, und erschlugen nun den Abt trotz der Bitten der Mönche. — Lange Jahre hat der Stamm dieser Eiche noch bei Nahmitz gelegen, bis er endlich von einem Müller entwendet wor-

den ist. Auf dem Hause aber, in welchem der Abt zu Nahmitz einkehrte, soll, wie die Leute behaupten, bis heute noch Unsegen ruhen, denn seine Bewohner kommen in der Wirthschaft zurück, oder es zeigt sich wohl gar Wahnsinn bei ihnen, sobald sie längere Zeit dort wohnen.

Nach der unter den Bewohnern von Nahmitz fortlebenden Sage ist der Abt Sebald keineswegs ein so um die Verbreitung des Evangeliums bemühter Mann gewesen, wie die obige Darstellung angiebt, sondern er hat sich hauptsächlich darum mit den Weibern der Wenden abgegeben, um seinen Lüsten zu fröhnen. Daher hat auch das Dorf Nahmitz so schöne Glocken in seinem Thurm, deren Klang so stark ist, daß man sie bis nach dem eine Meile entfernten Schwina hört, denn die hat der Abt, obgleich sie eigentlich nach Lehnin gehörten, einer Nahmitzerin, die er gewann, geschenkt. Einst stellte er nun auch der Frau eines Nahmitzer Fischers nach, und kehrte, als der Mann auf den Fischfang gegangen war, in ihrem Hause ein; sie aber sah ihn kommen, und kroch, da sie gerade mit Brotbacken beschäftigt war, unter den Backtrog. Als nun der Abt in die Stube kommt, setzt er sich auf denselben, und da die kleine Tochter der Bäuerin, welche gegenwärtig war, dies sieht, läuft sie eilig hinaus zum Vater, ihm schon von ferne zurufend: „der Abbat sitzt auf der Mutter!“ Dieser kehrt jetzt mit seinen Gefährten zum Dorfe zurück, der Abt sieht ihn kommen, flieht, steigt auf die Eiche und wird dort zur Strafe seiner Sünden von den Wenden erschlagen.

In der zum Theil noch erhaltenen, zum Theil in herrlichen Ruinen daſtehenden Kloſterkirche zu Lehnin befindet ſich noch ein altes Gemälde auf Holz, welches darſtellt, wie die grimmigen Wenden daherſtürmen und den Abt Sebald erſchlagen. Dieſe Begebenheit deuten auch die beiden letzten Verſe der auf dem Gemälde befindlichen Inſchrift an, die alſo lauten:

Hic jacet occisus prior abbas, cui paradisus
Jure patet, slavica quem stravit gens inimica.

Ein ebenfalls aus alter, aber etwas ſpäterer Zeit als das ebengenannte ſtammendes Bild ſtellt dieſelbe Begebenheit dar.

75.

Die Rückkehr der Mönche nach Lehnin.

Beſchreibung des Kloſters Lehnin S. 15.

Als der Abt Sebald auf jämmerliche Weiſe von den Wenden erſchlagen war, wollten die übrigen Mönche insgeſammt das Kloſter verlaſſen, um ſich einen weniger gefahrvollen Sitz ihrer Wirkſamkeit auszuwählen, aber als ſie ſich nun auf den Weg machten, erſchien ihnen die Mutter Gottes mit dem Chriſtuskinde, indem ſie in himmliſchem Glanze zu ihnen herabſtieg, und ihnen zurief: Redeatis, nihil deerit vobis. Da ſchämten ſie ſich ihrer Verzagtheit und kehrten in das Kloſter zurück, und zum ewigen Andenken an dieſes Wunder wurde daſſelbe auf einem Gemälde (dem jüngeren der obengenannten) dem Auge der Frommen vergegenwärtigt.

76.

Der ſpukende Mönch im Ringelthurm zu Lehnin.

Mündlich.

Riedel in den Märkiſchen Forſchungen Bd. I. S. 191.

An dem zerſtörten Theil der Lehniner Kloſterkirche befindet ſich ein faſt noch ganz erhaltener Thurm, zu deſſen Spitze eine gewundene Treppe leitet, weshalb er der Ringelthurm heißt. Hier iſt's nicht recht geheuer, denn man hört es oft hier Trepp auf, Trepp ab poltern und in der halb eingeſtürzten gothiſchen Halle, die darunterliegt, umhertoben. Wer dreiſt iſt, kann auch eine mächtige Geſtalt mit ſchwarzem Geſicht, krauſem Haar und weißem, flatterndem Gewande ſehen, aber er muß nicht zu nahe heran gehen, ſonſt verfolgt ſie ihn ſo lange, bis ſie ihn vom alten Kirchhofe vertrieben hat. Andere haben in dieſer Geſtalt einen Mönch erkannt, der in gefalteten Händen das Evangelienbuch hält und mit funkelnden Augen gen Himmel blickt, gleichſam als bete er zu Gott für die Ruhe der Grabſtätten, die ehemals in dieſem Theile der Kirche waren, aber vor mehreren Jahren zerſtört wurden. Niemand kann den Greis anſehen, ohne von tiefer Rührung ergriffen zu werden.

77.

Die weiße Frau zu Lehnin.

Riedel a. a. O. S. 191.

In den Ruinen der Kloſterkirche zu Lehnin ſieht man oft die weiße Frau um Mitternacht umherwandeln;

bald ist sie allein, bald erscheint sie am Arme eines Mönches, oft zeigt sie sich gar nicht, und doch bemerkt man leicht ihre Anwesenheit am Orte durch allerhand kleine Unfälle in der Wirthschaft, zum Beispiel dadurch, daß das Bier sauer wird und dergleichen mehr. Sie war ein benachbartes Edelfräulein und liebte einen Mönch, aber für diese Sünde hat sie nun keine Ruhe im Grabe und muß jede Minute ihres verbotenen Genusses durch jahrelange Reue erkaufen und an der Stätte ihrer Vergehungen abbüßen; doch soll sie seit einiger Zeit nicht mehr erschienen sein und so vielleicht endlich die himmlische Ruhe gefunden haben.

78.

Der Markt auf dem Kirchhofe zu Lehnin.

Mündlich.

Auf dem Amte, dessen Gebäude zum Theil die alten Klostergebäude Lehnins sind, war vor mehreren Jahren ein Brauer, der ging oft des Nachts noch über den Mönchskirchhof, wo jetzt das Schulhaus steht. Einst kommt er da auch um Mitternacht entlang, da sieht er ein größes Gewühl und Getreibe, wie auf einem Markt, aber die Gestalten hatten alle lange Bärte und waren in wunderlicher alterthümlicher Tracht, wie er sie noch nie gesehen. Das Wunderbarste aber war, daß, so groß auch die Masse war, keiner auch nur ein einziges Wort sprach, so daß ihm so schaurig zu Muthe wurde, wie noch nie; wie er darauf nach Hause gekommen, wußte er selber nicht.

79.

Der Hut und der Hirsch auf dem Kloſterſee.

Mündlich.

Nördlich von Lehnin liegt ein See, welcher der Kloſterſee heißt; auf dem iſt es nicht recht geheuer, denn wenn die Fiſcher dort fahren, ſo hält der Kahn nie graden Strich, ſondern ſchwankt ſtets hin und her, ſo daß ſie nur ungern dort fiſchen. Zuweilen zeigt ſich auch Mittags auf demſelben ein Hut, der mit einer Kette am Grunde des Sees befeſtigt iſt, und ſobald er erſcheint, muß immer bald darauf einer im See ertrinken. Auch hat es noch die eigenthümliche Bewandniß damit, daß, wer ihn einmal erblickt hat, ſich gewöhnlich unwiderſtehlich gedrungen fühlt, ihn herauszuziehen, aber noch keiner, der es wirklich verſucht hat, iſt mit dem Leben davon gekommen. So war auch einmal ein Fiſcher im Orte, der hieß Lietzmann, und ſah einſt, als er ſeine Netze warf, den Hut; ſogleich riß es ihn fort, ihn herauszuziehen, aber die Kette war gar zu ſchwer, ſo daß er ſich lange vergeblich abmühte; endlich ward er unmuthig und begann zu fluchen; da erhob ſich augenblicklich ein fürchterliches Unwetter, der Kahn ſchlug um und der Fiſcher ertrank.

Zur Winterzeit, wenn der See zugefroren iſt, erblickt man oft auf demſelben ſtatt des Hutes einen Hirſch; das geſchah auch einmal, und wie er mitten auf dem Eiſe war, brach es und das Thier konnte nicht wieder herauskommen; das ſahen nun Leute, die am Ufer be-

ſchäftigt waren, und wollten ſich der unverhofften Beute bemächtigen, ſie eilten ſchnell an die Stelle, wo der Hirſch eingebrochen war, aber als ſie dahin kamen, war durchaus nichts mehr zu ſehen, und ſie flohen daher eiligſt, denn nun war es ihnen klar, daß Alles nur ein Blendwerk geweſen und der See wieder ſein Opfer verlange, was er ſich denn auch bald geholt hat.

80.

Das untergegangene Dorf Gohlitz.

Mündlich.

Südlich von Lehnin liegt ein See, welcher der Gohlitzſee heißt und ſeinen Namen daher hat, daß an der Stelle deſſelben ehemals ein Dorf Namens Gohlitz gelegen haben ſoll. Das iſt aber untergegangen durch die Strafe Gottes, denn die Bauern dort waren ſo übermüthig und gottlos geworden, daß ſie den Kindern den Hintern mit Brotkruſten reinigten. Da iſt denn eines Tages ein kleiner Spring (Quell), der ſich dort an einer naheliegenden Höhe befindet, plötzlich ſo angeſchwollen, daß das geſammte Dorf mit Vieh und Menſchen untergegangen iſt, und nichts davon übrig blieb, als der große Damm, denn das iſt die Landzunge, die ſich noch weit in den See hinein erſtreckt.

Bei hellem Sonnenſchein ſehen die Fiſcher auch noch zuweilen den Kirchthurm im Waſſer, und namentlich um Mittag hören ſie auch wohl das Läuten der Glocken. Fiſcher haben dieſe ſchon hin und wieder im Netz gehabt, aber keiner hat ſie bis jetzt herausziehn

können, einer hatte ſie ſchon ſo nahe herangezogen (es war am heiligen Weihnachtsabend), daß er ſie hat ſprechen hören; da hat die eine geſagt:

Anne Suſanne
Wilte mett to Lanne (willſt du mit zu Lande)?

und die andere hat geantwortet:

Anne Margrete
Wii willn to Grunne ſcheten (ſchießen),

aber damit ſind ſie auch gleich verſchwunden.

81.

Die Kindbetterin im Gohlitzſee.

Mündlich.

Eine Hebeamme aus Lehnin ging einmal von da nach der alten Ziegelei, und wie ſie ſo an den Gohlitzſee kommt, tritt ihr da ein kleines Männchen entgegen, das ſagt ihr, ſie ſolle, ehe ſie weiter gehe, mit ihm kommen. Sie folgte ihm auch, und nun führte er ſie dicht an den See heran, ſchlug mit einer Ruthe aufs Waſſer, worauf es ſich ſogleich weit von einander that und ſie trocknen Fußes hineingingen. Wie ſie nun unten ankam, fand ſie eine kleine dicke Frau, der mußte ſie bei ihrer Entbindung beiſtehn, und es währte auch nicht lange, ſo kam ein kleines muntres Knäblein zum Vorſchein. Da war denn das kleine Männlein, denn das war der Vater, hocherfreut und ſagte: „Nun nimm dir auch da von den Müll (Kehricht) hinter der Thür, ſo viel du in deiner Schürze bergen kannſt.“ Die Frau dachte zwar, das ſei ja eine wunderliche Bezahlung, aber

da ihr doch da unten bei den kleinen Leuten ein wenig wunderlich sein mochte, nahm sie soviel von dem Müll, als die Schürze faßte, und drauf führte sie das Männlein wieder hinauf und sie ging nach Hause. Nun war sie aber neugierig zu sehen, wie das Müll der kleinen dicken Leute aussehe, nahm einen Kiehnspahn, denn es war finster geworden, und steckte den an, und sieh da! das Müll war zu schieren blanken Thalern geworden. Da war sie nun eine reiche Frau und ihre Nachkommen, die noch leben, sinds noch.

82.

Die Stimme im Gohlitzsee.

Mündlich.

Im Gohlitzsee muß alle Jahr einer ertrinken, und ist einmal, was jedoch selten geschieht, über diese Zeit hinaus keiner darin ums Leben gekommen, so hört man eine Stimme aus dem Wasser, die ruft und lockt ordentlich, daß einer hinabkommen solle. Und das ist nicht vergeblich, denn gewöhnlich währts nicht lange, so geht einer hin und ersäuft sich.

83.

Der Mittelsee bei Schwina.

Mündlich.

Zwischen Lehnin und Schwina liegt der Mittelsee, auf dem sieht man oft Mittags im hellsten Sonnenschein einen Kahn fahren, in dem sitzt ein weißer Bock, und der Kahn fährt ganz von selber; das Wunderbarste

aber iſt, daß, wenn man recht ſcharf hinſieht, Kahn und Bock verſchwinden und nicht mehr zu ſehen ſind.

Unten im See, ſagt man auch, da wohnen ſchöne Seejungfern, die bringen den kreißenden Frauen Hülfe in ihrer Noth; aber ſo gut dieſe den Menſchen thun, ſo böſe meints die Frau mit der weißen Hucke, die ſich zwiſchen dem Mittel- und Gohlitzſee auf dem Lehniner Wege ſehen läßt; denn die kommt Abends daher und geht ſtill und raſch ihren Weg, daß einer meint, es ſei eine Bäuerin, die ſich verſpätet; folgt er ihr aber, ſo gehts auch grade in Waſſer und Sumpf hinein, und daraus iſt keine Rettung. Einen Bauer hätte ſie faſt einmal mit Pferd und Wagen auf dieſe Weiſe in den See hinabgeführt, wenn er nicht noch zur rechten Zeit den Spuk gemerkt hätte.

84.

Der Kobold in Schwina.

Mündlich.

In Schwina iſt ein Bauer geweſen, der hat lange Jahre einen Kobold in ſeinem Hauſe gehabt und iſt durch ihn ein reicher Mann geworden. Oftmals hat ihn das Geſinde geſehen, wie er als Rothbart in der Stube umhergeflogen, oder als Kalb mit feurigen Augen in der Küche gelegen, oder als Katze auf dem Boden umhergeſprungen iſt. Zuweilen hat er ſogar als ſchieres Feuer früh Morgens im Ofen gelegen, ſo daß die Magd jählings erſchrocken iſt und ſchnell zur Hausfrau lief, ihr zu ſagen, daß dort ein feuriges Unthier ſei. Dann

ist die Frau hinausgegangen und hat die Magd nach einer Weile gerufen und gesagt, was sie doch schreie, es sei ja nichts da. Aber die wußte das besser, denn die Frau hat den Kobold dann immer fortgelockt, so daß dann natürlich nichts mehr zu sehen gewesen. Die Frau hat nämlich mit dem Kobold sehr gut gestanden, so daß er ihr allerlei Liebes und wohl nicht immer ganz in Ehren erwiesen. Darum mag denn auch wohl der Bauer, als er überdies Geld genug hatte, des Kobolds überdrüssig geworden sein, denn er hat ihn in einen Kober gepackt und ihn weit weit fortgetragen, so daß er nicht hat wieder zurückfinden können.

85.

Das treue Brietzen.

Entzelt Chronik der Altmark S. 128.

Als Kurfürst Woldemar von Brandenburg mit dem Kurfürsten Rudolph von Sachsen in einem schweren Krieg gelegen, ist es bei der Stadt Brietzen zu einer blutigen Schlacht gekommen, von welcher die Bauern noch fast dreihundert Jahre nachher sangen: „Wittenberg du liegst so hoch an der Sonnen;" da ist nun der Kurfürst Woldemar geschlagen und ist in die Brietzen geflohen, und seit der Zeit soll sie den Namen „die treue Britzke" erhalten haben.

Andere dagegen erzählen, daß, als im J. 1347 der falsche Woldemar als Prätendent des Kurhutes in der Mark auftrat und die meisten Städte demselben zufielen, Brietzen diejenige war, die Ludwig dem Baiern

unwandelbar treu blieb, weshalb ſie in der Folge von ihm den Namen Treuenbrietzen erhielt.

86.

Der Name von Jüterbogk.

Mündlich.

Als die Stadt Jüterbogk gebaut worden war, wußte man nicht, welchen Namen man ihr geben ſollte, und beſchloß daher, vors Thor zu gehen und zu warten bis jemand käme; nach dem wolle man dann die Stadt nennen. So geſchah's auch, und es währte nicht lange, ſo kam eine Krügersfrau Jutte mit Namen, die führte einen weißen Bock mit ſich; da hat man denn nach ihr und ihrem Begleiter die Stadt Jüterbogk genannt, und hat ihr deshalb einen weißen Bock zum Wappen gegeben.

87.

Der Tempel der Morgenröthe zu Jüterbogk.

Brandt: Kurze Geſchichte der Kreisſtadt Jüterbogk. Jüterbogk 1840. S. 2. 3.

Mündlich.

In der älteſten Zeit wohnten zu Jüterbogk Wenden, die noch keine Chriſten waren und allerhand Götzen anbeteten, namentlich aber hatten ſie auf einer, wie es ſcheint, künſtlichen Anhöhe in der Vorſtadt Neumarkt einen Tempel, in welchem ſie die Göttin der Morgenröthe anbeteten; er ſoll zwiſchen der jetzigen Schmiede und der Kirche geſtanden haben, und noch gar nicht lange verſchwunden ſein, denn der Diakonus Hannemann be-

schreibt ihn in seiner im J. 1607 herausgegebenen Jubelschrift also: „Von einer solchen heidnischen Entstehung der Stadt hat auch Anzeigung gegeben das uralte Templein, welches ungefähr nun vor vierzig und etlichen Jahren ist eingerissen worden, darinnen der heidnische Götzendienst der wendischen Morgengöttin soll sein geleistet worden. Dies Templein, welches auf dem Neumarkt bei dem steinernen Kreuz gestanden, ist in der Länge, Breite und Höhe bis an das Dach recht viereckigt von Mauersteinen aufgeführt gewesen, hat oben ein Kreuzgewölbe und darüber ein viereckigt zugespitztes Dach gehabt. Die Thür oder Eingang von abendwärts ist niedrig gewesen, also daß man im Eingehen sich etwas bücken müssen. Es hat auch keine Fenster gehabt, sondern nur ein rundes Loch, mit einem starken eisernen Gitter verwahrt, gegen Morgen, und zwar genau gegen Sonnenaufgang zur Nachtgleiche, so groß, als der Boden von einer Tonne, daß das Licht hat hineingehn können. Also hab ichs von mehreren Personen, die noch am Leben sind, beschreiben hören."

Frühzeitig schon hat man ein Kreuz aus Granit, das jetzt nur noch etwa anderthalb Fuß aus der Erde hervorragt, ehemals aber mehrere Ellen Länge gehabt haben soll, neben diesem Tempel aufgerichtet, und es steht jetzt noch dicht vor dem Hause des Schmieds. Als man es von da zu der Zeit des Großvaters des jetzigen Schmiedes, weil es abgebrochen, oder wie Andere sagen, von einem weißen Bullen umgerannt war, weggenommen, da hat sich des Nachts ein fürchterliches

Lärmen und Poltern hören laſſen, und ein weißer Hund hat unausgeſetzt an der Stelle gelegen, wo das Kreuz geſtanden, und iſt auch nicht eher gewichen, als bis man daſſelbe wieder an die alte Stelle gebracht hat.

Zur linken Seite der Schmiede liegt auch eine kleine runde Anhöhe, auf der man in neuern Zeiten einen Kreis von Linden, und mitten hinein einen eben ſolchen Baum gepflanzt hat; dieſe kleine Höhe heißt der Tanzberg und hat, wie man ſagt, davon ihren Namen, daß die alten Wenden hier ihre heidniſchen Tänze gehalten haben.

88.

Der Schmied zu Jüterbogk.

Grimms Märchen. Anmerkungen Bd. III. S. 145. 146.

Zu Jüterbogk lebte einmal ein Schmied, der war ein gar frommer Mann und trug einen ſchwarz und weißen Rock; zu ihm kam eines Abends noch ganz ſpät ein Mann, der gar heilig ausſah, und bat ihn um eine Herberge; nun war der Schmied immer freundlich und liebreich zu jedermann, nahm daher den Fremden auch gern und willig auf und bewirthete ihn nach Kräften. Andern Morgens, als der Gaſt von dannen ziehen wollte, dankte er ſeinem Wirthe herzlich und ſagte ihm, er ſolle drei Bitten thun, die wolle er ihm gewähren Da bat der Schmied erſtlich, daß ſein Stuhl hinter dem Ofen, auf dem er Abends nach der Arbeit auszuruhen pflegte, die Kraft bekäme, jeden ungebetenen Gaſt ſo lange auf ſich feſtzuhalten, bis ihn der Schmied ſelbſt loslaſſe; zweitens, daß ſein Apfelbaum im Garten die Hinauf-

steigenden gleicherweise nicht herablasse; drittens, daß aus seinem Kohlensacke keiner herauskäme, den er nicht selbst befreite. Diese drei Bitten gewährte auch der fremde Mann und ging darauf von dannen. Nicht lange währte das nun, so kam der Tod, wollte den Schmied holen; der aber bat ihn, er möge doch, da er sicher von der Reise zu ihm ermüdet sei, sich noch ein wenig auf seinem Stuhle erholen; da setzte sich denn der Tod auch nieder, und als er nachher wieder aufstehen wollte, saß er fest. Nun bat er den Schmied gar sehr, er möge ihn doch wieder befreien, allein der wollte es zuerst nicht gewähren; nachher verstand er sich dazu unter der Bedingung, daß er ihm noch zehn Jahre schenke; das war der Tod gern zufrieden, der Schmied löste ihn und nun ging er davon. Wie nun die zehn Jahre um waren, kam der Tod wieder, da sagt ihm der Schmied: er solle doch erst auf den Apfelbaum im Garten steigen, einige Aepfel herunter zu holen, würden ihnen wohl auf der weiten Reise schmecken; das that der Tod und nun saß er wieder fest. Jetzt rief der Schmied seine Gesellen herbei, die mußten mit schweren eisernen Stangen gewaltig auf den Tod losschlagen, daß er ach! und wehe! schrie und den Schmied flehentlich bat, er möge ihn doch nur frei lassen, er wolle ja gern nie wieder zu ihm kommen. Wie nun der Schmied hörte, daß der Tod ihn ewig leben lassen wolle, hieß er die Gesellen einhalten und entließ jenen von dem Baum. Der zog glieder- und lendenlahm davon, und konnte nur mit Mühe vorwärts; da begegnet ihm un-

terwegs der Teufel, dem er ſogleich ſein Herzeleid klagte; aber der lachte ihn nur aus, daß er ſo dumm geweſen, ſich von dem Schmied täuſchen zu laſſen und meinte, er wolle ſchon bald mit ihm fertig werden. Darauf ging er in die Stadt und bat den Schmied um ein Nachtlager; nun war's aber ſchon ſpät in der Nacht und der Schmied verweigerte es ihm, ſagte wenigſtens, er könne die Hausthür nicht mehr öffnen, wenn er jedoch zum Schlüſſelloch hineinfahren wolle, ſo möge er nur kommen. Das war nun dem Teufel ein Leichtes und ſogleich huſchte er durch, der Schmied war aber klüger als er, hielt innen ſeinen Kohlenſack vor, und wie nun der Teufel darin ſaß, band er ihn ſchnell zu, warf den Sack auf den Amboß und ließ nun ſeine Geſellen wacker drauf losſchmieden. Da flehte der Teufel zwar gar jämmerlich und erbärmlich, ſie möchten doch aufhören, aber ſie ließen nicht eher nach, als bis ihnen die Arme von dem Hämmern müde waren und der Schmied ihnen befahl aufzuhören. So war des Teufels Keckheit und Vorwitz geſtraft und der Schmied ließ ihn nun frei, doch mußte er zu demſelben Loche wieder hinaus, wo er hineingeſchlüpft war, und wird wohl kein Verlangen nach einem zweiten Beſuch beim Schmied getragen haben.

89.

Der betrogene Tetzel.

Mündlich.

Zwiſchen den Städten Jüterbogk und Baruth zieht ſich eine lange Kette von bewaldeten Hügeln hin, deren

höchſte Spitze der Golm bei dem Dorfe Stülpe iſt, von wo nach Süden hin ſich ein großes Hochland, der hohe Flemming, ausdehnt, die aber auch nach Norden zu, obwohl ſie da ſteiler zu einem großen Bruch abfällt, noch mancherlei Hügeläſte entſendet. Ein ſolcher aus Sand beſtehender Rücken erhebt ſich dicht hinter dem Dörfchen Holbeck an dem dabei gelegenen See und führt den Namen der Mordberge, den er folgender Begebenheit verdankt.

Als der Ablaßkrämer Tetzel in der Mark ſein Weſen trieb, hielt er ſich namentlich auch lange Zeit in Jüterbogk auf, wo man noch heute das der Nicolaikirche gerade gegenüber gelegene Haus zeigt, in welchem er ſeine Wohnung und eine eigne Kapelle zur Leſung von Meſſen und Austheilung des Ablaſſes hatte. Hier kam einſt ein Ritter von Hake, der in dem oben genannten Stülpe am Fuße des Golm wohnte, zu ihm und verlangte Ablaß für eine ſchwere Sünde, die er erſt begehen wolle. Tetzel wollte ihm denſelben zuerſt nicht ertheilen, als jener ihm aber eine große Summe Geldes gab, wurde er bereitwilliger und Hake erhielt zuletzt, was er wünſchte. Wenige Tage darauf verließ Tetzel mit all ſeinen Schätzen Jüterbogk, um ſich von da nach Berlin zu wenden. Als er aber in die Berge bei dem Dorfe Holbeck kam und die Pferde den ſchweren Wagen im tiefen Sande kaum von der Stelle bringen konnten, ward er von geharrniſchten Männern, an deren Spitze ein Ritter ſtand, überfallen und dieſe nahmen ihm, ungeachtet er die gräßlichſten Flüche über den

Ritter aussprach, seinen gewaltigen mit Eisen beschlagenen und ganz mit Geld angefüllten Kasten ab, denn jener Ritter war der von Hake, dem er seine Sünde bereits im Voraus vergeben hatte. Die Knechte aber, welche Tetzel hatte, wollten sich den Reisigen zur Wehre setzen, und suchten das geraubte Gut wieder zu gewinnen, wurden jedoch leicht in die Flucht geschlagen und viele fanden im Kampfe ihren Tod. Davon erhielten dann die Hügel, wo sich diese Begebenheit zutrug, den Namen der Mordberge; der große Kasten aber kam später, seines Inhalts entblößt, nach Jüterbogk, wo er noch heute hinter dem Altar in der S. Nicolaikirche zu sehen ist.

90.

Der Schatz im Golm.

Mündlich.

Auf dem Golm zwischen Baruth und Jüterbogk lag vor Alters eine Kapelle, zu der man weit und breit herbeiströmte, um sich Ablaß zu holen; zugleich wurden denn auch in der Sommerzeit, wenn der Zulauf der Heilsuchenden am größesten war, am Johannis- und Marientage große Märkte hier abgehalten, wodurch natürlich der Verkehr an diesem Orte noch bedeutend zunahm, und die Mönche, die dort wohnten, Andere sagen auch, es seien Nonnen gewesen, große Schätze sammelten, die aber nun tief in die unter dem Berge befindlichen Keller versenkt sind. — Nach den Zeiten der Reformation ist nämlich die Kapelle abgebrochen wor-

den, und heutzutage ſieht man nur noch die Fundamente derſelben auf der höchſten Spitze des Berges. Es wird erzählt, aus den abgebrochenen Steinen ſei die Kirche in Stülpe erbaut, welche auch die Glocke der Kapelle bekommen habe, und bezeichnet man als ſolche, die, welche die Inſchrift: „hilf got vñ maria. ao. dm. mccccIxxxxviii" trägt. Auch zwei geſchnitzte reich vergoldete Altarbilder, ſo wie der von der Decke herabſchwebende Engel, welcher die Taufſchale hält, ſollen dorther ſtammen. Außerdem ſoll auch noch ein unterirdiſcher Gang von dem Berge bis zum Kloſter Zinna führen, von dem man erzählt, daß die auf dem Golm wohnenden Nonnen ihn gebaut, um ungeſtörter in ihrer Verbindung mit den Mönchen zu Zinna zu ſein.

Der Schatz nun, welcher, ſeitdem die Kapelle eingegangen iſt, im Berge liegt, beſteht nach Einigen in einer großen ſilbernen Wiege, nach Anderen in der durchweg aus dem feinſten Golde gefertigten Bildſäule eines Mönches; Andere wiſſen nur, daß überhaupt große Maſſen Goldes und Silbers unten liegen, daß dieſe aber ehedem noch viel größer waren, indem nämlich einer der Vorfahren des jetzigen Beſitzers von Stülpe, ein Herr von Rochow, bereits einen Theil des Schatzes gehoben und davon das im Dorfe liegende ſchöne Schloß gebaut habe. Die Vertiefung, wo es in die Schatzhöhle hineingeht, iſt unweit der Kapelle ſichtbar, und noch oft ſieht man an dieſer Stelle einen Hund mit feurigen Augen liegen, der den Schatz bewacht.

91.

Die Schatzgräber.

Mündlich.

Jetzt ſind es faſt dreihundert Jahre her, da wollte einer den Schatz im Golm heben, und da derſelbe ſehr tief liegt, ſo baute er zu dem Zweck über dem Schatzloche ein ſtarkes Gerüſt, das er mit Winden und allem Nöthigen verſah, um ihn ſicher und ſchnell heraufzubringen. Als das geſchehen war, ging er ans Werk, wozu er nur noch wenige Mithelfer annahm, und fing nun an ſeine Beſchwörungen zu ſprechen; darauf wurden die Winden gedreht, und man bemerkte auch bald, daß die Stricke immer ſtraffer und die daran befindliche Laſt ſo ſchwer wurde, daß ſich die ſtarken Balken des Gerüſtes wie leichte Ruthen bogen. Da ſah es endlich aus, als werde ſogleich das ganze Gebälk zuſammenbrechen und einer der Begleiter rief in ſeiner Angſt: „Herr, das Gerüſt bricht!“ Aber im ſelben Augenblick iſt auch der Schatz mit großem Schall wieder hinabgeſunken, und der Meiſter hat nun geſagt, daß jetzt erſt nach dreihundert Jahren einer den Schatz wieder heben könne, und zwar müſſe es einer ſein, der bucklig geboren iſt; bis zu dieſer Zeit ſind es ungefähr noch dreißig Jahre.

Vor nicht langen Jahren wohnte auch auf der Pechhütte am Fuß des Golm ein Mann, Namens Sieke, der den Schatz beinah gewonnen hätte, wenn er den

Schlaf hätte überwinden können. Es kam nämlich einmal ein alter blinder Mann zu ihm, der ihm bald seine Macht über die Geister bewies, weshalb Sieke einen Bund mit ihm schloß, um den Schatz zu heben, und ihn, damit er seine Vorbereitungen treffen könne, mit dem nöthigen Gelde versah. Allein es währte etwas lange mit dem Schatze und Sieke erhielt immer noch nichts, so daß er bereits in seinem Glauben an die Macht des Zauberers zu wanken anfing, als sich dieselbe eines Tages aufs Glänzendste von Neuem bestätigte.

Der Pferdejunge wollte nämlich eines Abends die Pferde heim treiben, da sah er mitten im Wege einen Kobold in rother Jacke und blauer Mütze sitzen, welcher, als ihm die Pferde nahe kamen, dieselben schlug, lustig in die Hände klatschte und laut auflachte, so daß sie eingeschüchtert hierhin und dorthin auseinander stoben. Das wiederholte sich mehrmals und der Junge sah endlich ein, daß er nichts schaffen könne, ging deshalb nach Hause und sagte seinem Herrn, er möge nur einen andern schicken, denn er könne die Pferde nicht heimtreiben. Da ging denn einer der Knechte hinaus, indem er den Jungen ob seiner Albernheit schalt; der aber sagte ihm, er solle sich's nur versuchen, dann würde er wohl andres Sinnes werden; und es währte auch gar nicht lange, da kehrte, der sich eben noch so weise gedünkt, ebenfalls zurück; so ergings einem dritten und endlich dem Herrn selber. Der Zauberer hatte das Alles mit angehört und ruhig daheim gesessen, bis endlich

der Herr zurückkam; nun machte er einige Zeichen, und kaum war das geschehen, so hörte man auch den Kobold schon in der Stube herumhuschen und ihn bald hier bald da laut auflachen, aber sehen konnte ihn niemand. Der Zauberer hing nun einen Sack an der Thürklinke auf, und befahl ihm, da hinein zu kriechen, aber der Kobald wollte nicht gehorchen; nun nahm jener seine große Hetzpeitsche, hieb damit tüchtig in der Stube, namentlich an der Decke, herum, und sogleich vernahm man ein jämmerliches Klaggeschrei, und der Kobold war im Sack gefangen. Da mußte er nun erzählen, woher er stamme, und man erfuhr, daß er einem Bauer in Paplitz diene, von dem er zu diesem Unfug angestiftet sei; auch trage er die Schuld, daß man hier auf dem Hofe schon seit vierzehn Tagen keine Butter bekommen habe, und dergleichen mehr. Da hat ihn denn der Zauberer zur Strafe auf vierzehn Tage in den Backofen jenes Bauern gebannt.

Nun war Sieke's Glauben an die Macht des Zauberers wieder hergestellt und es ging jetzt frisch ans Werk, um den Schatz zu heben. Zu diesem Zwecke war es nöthig, daß Sieke drei Tage und drei Nächte ununterbrochen wachte, das that er denn auch, obgleich's ihm zuweilen schwer ankam, und er hatte am dritten Tage die Freude, daß bereits die Nonnen aus dem Berge erschienen und ihren wunderherrlichen Gesang vor der Thür erklingen ließen. Nun gings rasch vorwärts, die Geister, welche den Schatz bewachten, kamen in die

neben der Stube gelegene Kammer und alle Anweſenden hörten deutlich, wie ſie die weiten mit Gold gefüllten Mulden in einer großen dort befindlichen Lade ausſchütteten. Jetzt bedurfte es nur noch der Bannung des Schatzes, wozu ein Stein nöthig war, der am ſüdlichen Abhang des Golm an einer vom Zauberer genau bezeichneten Stelle lag; den ſollte Sieke holen, er ging deshalb auch fort, aber unterwegs überwältigte ihn die Müdigkeit, er ſetzte ſich hin und ſchlief ein. Erſt nach langer Zeit erwachte er, und fürchtend, daß der Zauberer, wenn er nun noch den Stein hole, merken möchte, daß er geſchlafen, nahm er einen Stein, der grade bei der Hand lag, und eilte zurück. Allein der Zauberer merkte ſogleich den Betrug und nun war Alles vorbei. So liegt denn der Schatz noch im Golm, denn obgleich Sieke noch einmal nach dieſer Zeit die Aufforderung bekam, ihn zu heben, ſo leiſtete er derſelben doch nicht Folge. Es kam nämlich einmal jemand zu ihm, der ihm ſagte, er ſei am Golm zwei Männern begegnet, die hätten ihn gefragt, ob er Sieke kenne. Auf ſeine bejahende Antwort hätten ſie ihn beauftragt, er ſolle zu demſelben gehen nnd ihm berichten, daß zwei ſchwarze Männchen aus dem Berge gekommen wären, die hätten ihnen geſagt, ſie wären nun des Bewachens der Schätze müde, Sieke ſolle kommen und, ſoviel er auf einem von vier Pferden gezogenen Wagen fortbringen könne, holen. Er hat es aber nicht gethan, da er bereits bei dem erſten Verſuche faſt zum armen Manne geworden war.

92.

Die Kapelle auf dem Golm.

Eccard Scriptores Jutrebocensium p. 115.

Ein Bauer, ſo unter dem Gollenberg gewohnet, unternahm einſt in höchſter Bedrängniß ſeines Gewiſſens und Erkenntniß ſeiner Sünden die Reiſe nach S. Jacob in Spanien (S, Jago di Compostella). Als er nun da ankam, und ihm däuchte, er habe noch nicht genug für ſeine Sünden gebüßt, fraget er den Mönch des Ordens, ob nicht noch ein heiliger Ort in der Welt wäre über dem? Da hat ihm jener geantwortet: ja, es wäre noch ein heiligerer auf dem Gollenberg, worauf er denn in großem Unmuth geſprochen: „Was zum Teufel ſuche ich denn hier, weil ich doch den Ort hart vor der Thür habe?!“

93.

Die Lüchtemännekens.

Mündlich.

Die Lüchtemännekens (Leuchtmännlein) ſind kleine Weſen, die ein Licht tragen und oft den Wanderer in ſpäter Nacht irren und vom Wege abführen, ſo daß er ſich erſt nach langer Zeit wieder zurecht finden kann; doch nicht immer ſpotten ſie alſo der Menſchen, ſondern dienen ihnen auch, wenn man es nur verſteht, ſie zu lenken; man ſagt aber, es ſeien die Seelen ungetaufter Kinder, die nun im Grabe keine Ruhe haben.

Dicht bei Stülpe und am Fuße des Golm ſieht man ſie oft, und ein alter Mann, der lange Jahre dort

in der Pechhütte wohnte, sah sie oft genug, wenn er Abends sich im Dorfe verweilt hatte, lustig vor sich her tanzen. War es nun recht finster oder hatte der Schnee im Winter den Weg verschüttet, so rief er wohl einem solchen Lüchtemänneken zu: „Komm und leuchte mir nach Hause!" Da war auch gleich eins da und führte ihm wohlbehalten bis zu seiner Wohnung, wo es verschwand. Dann legte er aber einen Dreier auf die Schwelle seines Hauses und konnte gewiß sein, daß der jedesmal am andern Morgen verschwunden war; dafür waren ihm aber auch die Lüchtemännekens bei nächster Gelegenheit wieder gefällig und dienstbar.

94.

Die Frau, welche erlöst sein will.

Mündlich aus dem Theerofen am Golm.

In einem Dorfe unweit Lübbenau wohnte vor einiger Zeit ein Mädchen mit ihrem Bruder zusammen, die hörte mehrere Nächte hinter einander eine Stimme, welche ihr zurief, sie solle aufstehen. Da sie sich aber fürchtete, wagte sie das nicht und verkroch sich nur noch tiefer in ihren Betten. Doch immer lauter hörte sie die Stimme in den folgenden Nächten, so daß sie sich endlich ein Herz faßte, aufsah und eine Frau erblickte, die ihr sagte, sie solle mit ihr kommen und sie erlösen. Da stand sie auf und ging, ungeachtet der Bruder sie zurückzuhalten suchte, mit der Frau; dieser aber, dem nichts Gutes ahnte, folgte unbemerkt hinten nach, und so kamen sie in einen finstern unterirdischen Gang, in dem sie eine

lange Strecke fortgingen, bis sie endlich in einen hell erleuchteten Saal traten; hier saßen drei schwarze Männer an einem Tische und schrieben, und auf dem Tische lagen zwei blitzende Schwerter. Da sagte die Frau zu dem Mädchen: „Nimm eins von diesen Schwertern und schlage mir das Haupt ab, so bin ich erlöst!" Das Mädchen, das, seitdem es den ersten Schrecken überwunden, ihren Muth wiederbekommen hatte, nahm auch das Schwert und wollte eben den Streich führen, als ihr Bruder herbeistürzte, ihr in den Arm fiel und sie eiligst zurückriß. Nun stürzte aber die Frau wüthend auf das Mädchen zu, packte sie grimmig und warf sie so gewaltig zur Erde, daß sie augenblicklich zu Asche wurde; gleich darauf geschah ein fürchterlicher Knall und Alles war verschwunden.

Andere schweigen von dem letzten und erzählen, das Mädchen lebe noch, doch habe die Frau, als der Bruder seine Schwester zurückgerissen, zu ihr gesagt, sie solle nun, wenn sie zurückkomme, eine Linde pflanzen, die würde oben zwei Plantschen (Aeste) bekommen, aus deren Holze man eine Poie (Wiege) machen werde, und welches Kind zuerst darin liegen würde, das solle mit dem Schwert vom Leben zum Tode gebracht werden; dann aber werde sie erlöst sein.

95.

Der Wendenkönig.

Beckmann Beschreib. der Mark Br. Th. I. S. 79. 80.

In der Gegend des Spreewaldes wohnen noch zahlreiche Reste der alten wendischen Bewohner der Mark,

die noch insgeheim einigen Vorzug und Nachlaß von den alten Oberherrn ihrer Nation und gleichsam einen König unter sich haben, der nicht nur jährlich von ihnen ein Gewisses an Gelde erhält, sondern auch im Besitz von Krone und Scepter ist. Jacobus Tholdius erzählt, was er von dem Kurfürsten Friedrich Wilhelm dem Großen selbst gehört hat, daß dieser einen großen und starken Menschen dieser Art in eigner hoher Person gesehen, dem aber ein anderer alter Bauer dieses Volks, der ohne Zweifel auch eine Person von Bedeutung gewesen, als er gemerkt, daß der Kurfürst etwas genauer auf jenen jungen Menschen Acht gegeben, einen Schlag mit seinem Stocke gegeben und ihn wie einen feilen Sklaven davon getrieben habe.

96.

Die wilde Jagd und der Schatz am Renneberg.

Mündlich.

Gar viele in der Nähe des Rennebergs, der in der Nähe von Jänickendorf unweit Luckenwalde liegt, können von der wilden Jagd erzählen, die ihnen im Walde begegnet ist. So trieb auch einmal ein Junge sein Vieh nach dem Renneberg zu, da hört er plötzlich über sich eine wunderschöne Musik, dazwischen aber ein gewaltiges Brausen, Heulen und Bellen der Hunde und den Ruf der Jäger. Da hat er sich denn still zur Erde gebückt und die wilde Jagd ist über ihm fortgezogen, ohne ihm etwas zu Leide zu thun.

Schlimm iſt's dagegen einem andern gegangen, der auf der Wieſe nach Schönfeld zu bei einem Feuer, das er ſich angemacht hatte, lag; der hörte nämlich eine Stimme, die ihm zurief: „Steh auf!" er aber blieb liegen und regte ſich auch nicht, als es zum zweiten und zum dritten Male rief. Da ward er plötzlich, weil er durchaus nicht von ſelbſt gehen wollte, unter den Armen ergriffen und weit fortgeſchleudert. Als er ſich darauf etwas von ſeinem Schrecken erholt hatte, ging er zurück und fand nun das Feuer weit auseinander geriſſen, ſo daß er ſich die Kohlen erſt mühſam wieder zuſammenſuchen mußte.

Unweit des Rennebergs liegt auch der Schloßberg, da liegt ein Schatz vergraben, den kann nur der heben, welcher fünfmal in einem Athem um den Renneberg läuft; bis jetzt iſt's noch keinem gelungen.

97.

Der ſchwarze Stamm bei Jänickendorf.

Mündlich.

Auf dem Wege zwiſchen Luckenwalde und Jänickendorf liegt in einem kleinen Gehölz an der Straße der Stamm einer großen Linde, die vor längerer Zeit dort gefällt wurde, da ſie faſt ganz hohl war und deshalb allgemein nur mit dem Namen des ſchwarzen Stammes bezeichnet wurde. Die Stelle, wo ſie ehmals geſtanden, wird noch durch einen großen Stein, den vier Pferde nur mit Mühe würden fortziehn können, bezeichnet, denn der lag ehmals grade unter dem Baum; ſeine Größe

ist aber jetzt nicht mehr recht sichtbar, da er zum großen Theil mit Erde bedeckt ist. Hier ist es nicht recht richtig, und gar mancher hat schon, wenn er des Nachts vorbeigekommen, einen großen schwarzen Ochsen an dieser Stelle stehen sehen. Auch erzählt man sich eine Geschichte, die hier dem unlängst verstorbenen Förster aus Jänickendorf begegnete. — Der saß einmal mit Anderen am schwarzen Stamm und verzehrte mit ihnen sein Abendbrot, da hörten sie eine Stimme, die rief: „Geht meiner nicht mit?“ (d. h. wie der Erzähler erklärte „kann ich nicht auch Theil nehmen?“). Als aber niemand antwortete, ergriff es auf einmal den alten Jäger, schleppte ihn weit fort durch Wald und Wiese bis ans Försterhaus, und da fand man ihn denn ganz zerschlagen und vor Schmutz kaum kenntlich.

98.

Der Kobold zu Jänickendorf.

Mündlich.

In Jänickendorf hatte ein Bauer lange Zeit einen Kobold, der allerhand Dienste im Hause verrichtete, namentlich das Vieh fütterte und mit allen Hausbewohnern in gutem Vernehmen stand. Da geschah's, daß des Bauers Frau starb und er wiederum freite; wie's nun bei solcher Gelegenheit wohl zu gehen pflegt, hatte man über den mannichfachen Zurüstungen zur Hochzeit nicht viel an den Kobold gedacht und ihm namentlich nicht seine bedungene Speise hingesetzt, so daß er endlich böse wurde, und als nun endlich der Hochzeit-

tag kam und alles fröhlich und guter Dinge beim Schmause saß, ging er hin, nahm einen Schimmel, den der Bauer unter seinen Pferden hatte, und warf ihn mit solcher Gewalt rücklings in den großen Mengekumben, daß das eingeklemmte Thier sich nicht rühren konnte, und nur die vier Beine über dem Rande hervorsahen. Da wurden denn die Gäste bald durch das Gewieher des Thiers herbeigezogen, und nur mit Mühe konnte man das arme Thier wieder befreien; der Kobold aber ist seitdem verschwunden und hat sich nie wieder sehen lassen. — Daß er aber grade den Schimmel, den der Bauer besaß, nahm, rührt daher, daß die Kobolde diese Art Pferde nicht leiden können, und solches Thier immer nur vier Wochen lang füttern; verkauft es der Besitzer nach dieser Zeit nicht, so läßt es der Kobold verhungern.

99.

Die weiße Frau bei Hennickendorf und Sperenberg.

Mündlich.

An einem Berge bei dem Dorfe Hennickendorf unweit Luckenwalde weideten einmal ein Paar Hirten ihre Schafe, da zeigte sich ihnen oben auf demselben eine Frau, halb weiß, halb schwarz, und winkte den einen zu sich heran; als er nun zögernd kam, sagte sie ihm, er solle zu ihr in den Berg kommen und sie erlösen, dafür solle er zur Belohnung alles Gold haben, was darinnen sei, und wenn er jetzt gleich mit hinein käme, so könnte er vorläufig soviel nehmen, als er nur mit

beiden Händen fassen könne. Aber das Alles bewegte ihn nicht; da flehte sie nur noch dringender und sagte, wenn er sie nicht erlöse, so würde erst wieder nach hundert Jahren einer geboren, der es thun könne, allein der Schäfer konnte seine Furchtsamkeit nicht überwinden, und so ging denn die Stunde der Erlösung vorüber. Darauf versank die weiße Frau in den Berg, und der Schäfer hörte noch lange, nachdem sich schon der Berg über ihr geschlossen hatte, ihr herzzerreißendes Winseln und Klagen.

Aehnliches hat sich auch auf einem Berge bei Sperenberg zugetragen, wo die weiße Frau ebenfalls einem Schäfer erschienen ist, und ihn vergeblich aufgefordert hat, sie zu erlösen.

100.

Der Schatz und der Herr von Thümen.

Eccard Scriptores rerum Jutrebocensium p. 108.

Bei dem Dorfe Stangenhagen unweit Trebbin liegt ein Berg, auf dem sich noch vor hundert Jahren die Ueberreste eines alten Schlosses fanden, unter dem, wie man erzählte, ein großer Schatz verborgen lag. Diesen wollte ein Herr von Thümen einst heben, und war zu dem Zweck auf den Berg geritten, da ward er zu Roß sitzend plötzlich von einem gewaltigen Wirbelwind in die Höhe gehoben, und war, ehe er sich besinnen konnte, wohlbehalten in seinem Hause.

101.

Der Ritt in die Kirche.

Mündlich.

In der Kirche zu Blankenſee hängt ein alter verroſteter Degen und dabei ein Paar großer Sporen, die von einem der frühern Beſitzer des Dorfes herrühren ſollen. Dem fiel es nämlich in ſeinem Uebermuth einſt ein, durch die kleine Pforte an der Oſtſeite der Kirche in dieſelbe hinein und auf das adliche Chor hinaufzureiten; er kam mit ſeinem Pferde auch glücklich die Stufen hinauf, kaum war er aber oben, ſo warf es ihn hinunter und er ſtürzte ſo gewaltig mitten in das Schiff der Kirche, daß er das Genick brach. Zum ewigen Andenken an dieſe gottloſe That und die ihr unmittelbar folgende göttliche Strafe hat man deshalb Degen und Sporen in der Kirche aufgehängt.

102.

Die gebannte Rehkeule.

Mündlich.

Ein Jäger in der Gegend von Blankenſee hörte eines Abends, wie die wilde Jagd in der Luft daher brauſte, da legte er ſich ins Fenſter und rief wie zum Spott hinaus: „Nehmt mich mit, nehmt mich mit!“ Aber kaum hatte er das gerufen, ſo flog auch eine Rehkeule zum Fenſter hinein, mitten ins Zimmer, und die hat ſo übel gerochen, war auch auf keine Weiſe aus der Stube zu ſchaffen, daß alles zuletzt hat hinaus-

gehen müſſen, da es vor Modergeruch nicht auszuhalten war.

103.

Der Kobold, der nicht weichen wollte.

Mündlich.

Ein Bauer in der Nähe von Blankenſee kaufte einmal einen neuen Hof und merkte gar bald, daß es in dem Hauſe nicht recht richtig ſei und ein Kobold ſein Weſen darin treibe. Er verſuchte alle möglichen Mittel, konnte ihn aber nicht los werden; da rieth ihm endlich ein kluger Mann, er ſolle mit dem Kobold in den Wald fahren, ihn da auf einen Baum locken, und ſobald er oben ſei, ſchnell davon fahren. Das that er denn auch, und, als er ins Holz kam, machte er ſich an den erſten beſten Stamm, nahm die Axt und that, als wolle er ihn umhauen; alsbald war auch der Kobold oben in der höchſten Spitze, und ſchaukelte ſich im Wipfel hin und her, damit er den Baum leichter zum Umſturz brächte. Kaum erſah das aber der Bauer, ſo ſprang er auf ſeinen Wagen und jagte ſo eilig als möglich davon, aber er war nur erſt wenige Schritte fort, ſo hört ers plötzlich hinter ſich rufen: „Watt jechſte (jagſt du) denn ſo, de löövſt (glaubſt) woll de jrööne kümmt?“ und ſiehe da! der Kobold ſaß wieder hinten auf dem Wagen.

104.

Der Mann im Monde.

Mündlich.

In Blankenſee und der umliegenden Gegend erzählen ſich die Leute, wenn man, ſobald Vollmond ſei,

die Flecken in demſelben recht genau anſehe, ſo könne man deutlich bemerken, daß es eigentlich keine Flecken ſeien, ſondern daß dort ein Mann ſtehe, der Miſt breite; wie er aber hineingekommen, weiß niemand zu ſagen.

105.

Die Glocken zu Blankenſee.

Eine der drei Glocken zu Blankenſee, welche alle drei die Inſchrift: O rex gloriae christe veni cum pace und die Jahreszahlen 1408, 1412, 1517 tragen, iſt im ſogenannten Sande, einem Stücke Landes unweit des Dorfes, gefunden worden, und zwar hat ſie dort eine Sau aus dem Boden herausgewühlt, darum ſummt ſie auch noch bis auf den heutigen Tag:

Sau fand
Innen Sand.

Es wird auch erzählt, dieſe Glocken hätten früher zu der Kapelle gehört, deren Ruinen noch auf dem Berge am Kreſſinſchen See zu ſehen ſind, und ſie ſeien, als dieſe zerfiel, in die Kirche zu Blankenſee gebracht worden. Allein Andere beſtreiten das und ſagen, jene Glocken, die in der Kapelle geweſen, hätten ein ganz anderes Ende genommen. Denn als vor langen Jahren die große Sündflut war, die Alles zerſtörte, da ſei auch die Kapelle zerſtört worden, und die Glocken ſeien in den See geſunken. Nun liegen ſie noch immer da unten, und nur ein Fiſcher, der einſt dort fiſchte, hat ſie einmal geſehen. Er fühlte plötzlich, daß ein gewaltig ſchwerer Gegenſtand in ſeinem Netze ſei, und weil

er dasselbe gar nicht herauszuziehen vermochte, fing er an zu fluchen. Im selben Augenblicke sah er hart an der Oberfläche des Wassers eine große Glocke, die rief aus, denn es hat früher eine Zeit gegeben, wo die Glocken sprechen konnten:

Anne Susanne
Nimmermehr to Lanne.

Kaum war das aber verhallt, da ist sie auch im See versunken und nie wieder zum Vorschein gekommen.

106.

Der Schatz in der Kapelle bei Blankensee.

Auf dem Berge am Kressin-See lag ehemals eine Kapelle, die nun aber schon lange Jahre in Ruinen liegt; man sieht aber noch, daß es ein viereckiges Gebäude war und auf jeder Seite ein hohes gothisches Fenster hatte, die sämmtlich noch erhalten und in weiter Entfernung sichtbar sind. Namentlich gewähren diese Ruinen einen schönen Anblick, wenn man sie am fernen Horizont von der Spitze der Ravensberge aus im Strahle der Abendsonne erblickt.

Hier liegt nun ein großer Schatz begraben, und oft genug hat man die blauen Flämmchen, die ihn verrathen, brennen sehen. Mancher hat auch schon etwas davon erhalten, und so war namentlich einmal ein Mann aus Blankensee oben, der sah mitten in dem alten Gemäuer einen großen Haufen gekochter Krebse liegen. Weil ihm denn das doch ganz wunderbar war, steckte er einige zu sich, um sie seiner Frau mitzunehmen. Als

er nun nach Hauſe kommt, holt er ſie aus der Taſche, um ſie derſelben zu zeigen, aber wie groß war ſeine Ueberraſchung und ſeine Freude, als er auf einmal Goldſtücke ſtatt der Krebſe in ſeiner Hand hatte.

Zuweilen wird auch die alte Zeit da oben wieder lebendig, und beſonders konnte davon ein alter Schäfer erzählen. Der bemerkte nämlich eines Tages um Mittag, als er ſeine Schafe dort hütete, mitten in der Kapelle ein tiefes Loch und in demſelben eine Thür, die offen ſtand, und dieſe hatte er doch, ſo oft er auch oben geweſen, ſonſt nie bemerkt. Er ging nun hinzu, blickte hinein und ſah dort die alten Mönche an einem Tiſche ſitzen, wo ſie ſich die Zeit mit Soloſpiel vertrieben.

107.

Das Grab des Rieſenkönigs.

Mündlich.

Zwiſchen den Rieſen, die auf den Müggelsbergen bei Köpnick und denen, die in der Nähe von Ziethen, Selchow und Rotzis wohnten, iſt vor langen langen Jahren einmal ein gewaltiger Kampf geweſen, in denen ſie ſich mit großen Feldſteinen geworfen haben, von denen einige noch in der Nähe der genannten Dörfer liegen. In dieſem Kampf iſt endlich der Rieſenkönig gefallen, und den hat man denn in dem Hünenberge beim letztgenannten Dorfe begraben, und zwar hat man ſeine Gebeine in einen goldenen Sarg gelegt, und den wieder erſt in einen ſilbernen und dann in einen eiſernen geſetzt, wor-

auf man ihn tief im Berge vergraben hat, wo er noch verborgen liegt.

108.

Das Entſtehen des Schwielungſees.

Beckmann Beſchreibung d. M. B. Th. IV. S. 1106.
Mündlich.

An der Stelle des großen Schwielungſees bei Lieberoſe ſoll vor alten Zeiten ein großes Luch geweſen ſein, das hat den Namen des Schweine- oder Schwienluchs gehabt; nachdem aber Markgraf Johannes die Mühlen zu Beeskow hat ausbeſſern und das Waſſer hemmen laſſen, hat ſich die Spree in dieſes Luch ergoſſen und folgends den See gebildet, der auch von der Zeit an geblieben.

In Trebatzſch, einem Dorfe, das an dieſem See liegt, erzählt man ſich ebenfalls, daß dort ehmals ein großes Elsbruch geweſen, das einmal bei einem großen Waſſer verſunken ſei, und daher ſollen ſich denn auch noch oft ganze Baumſtämme in demſelben finden, aus denen auch viele der ältern Häuſer des Dorfes gebaut ſeien.

109.

Der Markgrafenſtein.

Klöden Beiträge zur mineralogiſchen und geognoſtiſchen Kenntniß der Mark Brandenburg. Stück V. S. 60 ff.
Mündlich.

Unweit des Dorfes Rauen bei Fürſtenwalde, lag noch vor nicht langer Zeit ein gewaltiger Granitblock, der an Länge, Breite und Höhe ungefähr fünf und

zwanzig Fuß maß, und den Namen des Markgrafensteines führte; woher er aber diesen Namen führte, weiß man nicht. Jetzt hat er seine Stelle verlassen und seine Gestalt in die große Granitschale verändert, die vor dem Museum in dem Lustgarten zu Berlin steht.

Als dieser Stein noch an seiner alten Stelle lag, hörte man oft ein klägliches Winseln in demselben, das rührte von einer Müllertochter, Andere sagen von einer Prinzessin, her, welche der Teufel dort gefangen hielt. Die ist aber auf folgende Weise in die Hände des Bösen gekommen: Am ersten Pfingsttage ist es an vielen Orten der Mark und auch zu Rauen Gebrauch, daß den Kühen derjenigen Magd, welche ihr Vieh am Morgen zuletzt auf die Weide getrieben hat, ein bunter Kranz umgehängt wird, und man sagt dann schlechthin, sie habe die bunte Kuh bekommen, was gewöhnlich für eine große Schande gehalten wird. So hatte denn auch einmal die Tochter eines Müllers aus Rauen die Zeit verschlafen, und als sie ihre Kühe hinaustrieb, waren die der andern schon längst draußen. Das ging ihr so zu Herzen, daß sie bitterlich anfing zu weinen und sich verwünschte, daß ihr solches geschehen sei. Nun hatte aber der Teufel schon von alter Zeit her in dem Markgrafenstein sein Schloß und stand grade, als das Mädchen ihre Verwünschungen ausstieß, oben auf demselben; da flog er schnell hinab, packte sie und führte sie mit sich in den Stein, wo sie bis zum jüngsten Tage sitzt, und man ihr klägliches Gewinsel oft genug gehört hat. Ihr Bräutigam, der ein junger Müllerbursche war, hat

sie zwar, als er ihr trauriges Loos erfuhr, zu retten versucht und den Stein mit gewaltigen Hammerschlägen sprengen wollen, jedoch ist es ihm nicht gelungen; rings um den Stein sah man aber noch lange nachher die tiefen Löcher, die er mit seinem Hammer hineingeschlagen.

110.

Der Nobelskrug.

Mündlich.

Unweit des Dorfes Markgraf-Pieske liegt ein kleiner Hügel, welcher allmählig immer höher wird, denn ein jeder, der vorbei geht, wirft, sei es eine Hand voll Erde oder einen Tannenzweig oder einen Stein darauf. Dieser Hügel heißt der Nobelskrug, und man sagt, daß er zum Andenken an einen Mord errichtet sei, der an dieser Stelle begangen wurde.

111.

Die verwünschte Prinzessin auf den Müggelsbergen.

Beckmann und mündlich.

Bereits Beckmann (Beschreib. d. Mark Brandenb. I. 1098) erzählt „von einem gewissen Steine auf den Müggelsbergen, der auf einem etwas niedrigen Hügel liege, ungefähr 7 Fuß lang und 6 Fuß breit und von weißlicher Farbe sei, und unter dem, der Sage nach, ein Schatz verborgen liege." Er sagt ferner: „Ingleichen erzählet man, daß sich vor diesem eine ansehnliche Jungfrau daselbst sehen lassen, welche vorgegeben, verwünscht zu

sein, und, um davon befreit zu sein, verlanget hätte, um die Kirche von Köpenick herum getragen zu werden, so aber nicht gelingen wollen." Es mag ihm aber wohl nicht der Mühe werth geschienen haben, Alles so genau und ausführlich zu berichten, wie man sichs heut noch in Müggelsheim und Köpenick erzählt.

Der Stein, von dem er erzählt, liegt jetzt nicht mehr auf den Bergen; so erzählen wenigstens die Müggelsheimer, welche behaupten, die sämmtlichen Brunnen ihres Dorfes seien, nachdem er zersprengt worden, daraus gebaut. Sein Name war der Teufelsaltar, und an der Stelle, wo er gelegen, sieht man oft ein Feuer, das so hell leuchtet, daß man es sogar schon in Müggelsheim gesehen, ist man aber in seiner Nähe und spricht, so verschwindet es. Andere sagen auch, es sei kein Feuer, was einen solchen Schein verbreite, sondern eine große glänzende Kanne von gelber Farbe.

In Köpenick dagegen behauptet man, der Stein (den man hier den Prinzessinnenstein nennt) liege noch auf einem der Vorberge in der Nähe des Teufelssees, welcher hart am Fuße der Berge liegt und rings von dunkeln Fichten und Moorgrund umgeben ist. Das Wasser dieses Sees ist von dunkler, fast schwarzer Farbe, und obgleich er nur klein ist, hat man sich doch bis jetzt vergeblich bemüht, ihn zu ergründen. Ferner erzählt man von oben erwähntem Stein, er liege an der Stelle eines prächtigen Schlosses, in welchem eine schöne Prinzessin gewohnt, die nun verwünscht und mit dem Schloß in den Berg versunken sei. Sie kommt jedoch noch zu-

weilen zum Vorschein; unter dem Steine nämlich geht ein Loch tief in den Berg hinein, daraus sieht man sie Abends als altes Mütterchen am Stabe gebückt hervortreten. Andere haben sie auch, namentlich um Mittag, als schönes Weib am Ufer des Teufelssees sitzen sehen, wie sie sich im Wasser beschaute und ihre langen Haare kämmte. So sah sie einst ein kleines Mädchen aus Köpenick, das in der Nähe mit ihrer Mutter Beeren gesucht, von jener sich zu weit entfernt hatte und, da es dieselbe nicht wieder finden konnte, weinend im Walde umher irrte; da hats die Prinzessin denn mit sich hinuntergenommen in ihr Schloß und reich beschenkt nach kurzer Zeit wieder heraufgebracht.

Sieht man sie am Abend aus dem Berge hervorkommen, so erblickt man ein Kästchen, das schieres Gold enthält, in ihrer Hand; das soll der haben, welcher sie dreimal um die Kirche von Köpenick trägt und sich dabei nicht umsieht, denn dadurch wird sie erlöst. Einen hat's einmal nach dem Golde gelüstet und er hat das Wagstück unternommen. Da nahm er sie denn auf den Rücken, denn sie war federleicht und schritt mit ihr nach Köpenick zu, aber je näher er der Stadt kam, desto schwerer wurde sie; doch er hielt tapfer aus und kam endlich mit ihr zur Stadt. Nun begann er seinen Umgang um die Kirche, da aber erschienen plötzlich Schlangen und Kröten und allerhand scheußliche Thiere mit feurigen Augen, kleine Leute stürzten wild hinter ihm her und warfen ihn mit Holzblöcken und Steinen, aber er ließ sich durch das Alles nicht irren und schritt getrost

vorwärts. So war er ſchon bis zum dritten Umgang gekommen und hatte faſt ſeine Aufgabe vollendet, als er einen fürchterlich rothen Schein erblickte, wie wenn ganz Köpenick in Flammen ſtände, da vergaß er das Verbot und ſah ſich um, aber im Augenblick war auch Alles verſchwunden und ein heftiger Schlag raubte ihm das Leben.

Auf dem Kiez bei Köpenick wohnte vor vielen Jahren ein Fiſcher, Namens Buke, welcher die Fiſcherei auf der Müggel hatte. Der ſah oft, wenn er am hellen Mittag ſeine Netze warf, einen mit vier Pferden beſpannten Wagen, auf dem eine weiße Geſtalt ſaß, von den Müggelsbergen herunterfahren; alle vier Pferde aber hatten keine Köpfe. Nachdem er nun mehrmals dieſe Erſcheinung gehabt und er ſie eines Tages abermals ſah, war's ihm, als höre er eine Stimme, die ihm zurufe, er ſolle Nachts um 12 Uhr auf den Kirchhof zu Köpenick kommen und warten, da würde die Prinzeſſin erſcheinen, und wenn er dieſe dreimal um die Kirche herumgetragen, ohne ſich umzuſehen, ſo würde dieſelbe erlöſt ſein, und er den großen Schatz bekommen, der unter dem Steine liege. Da iſt er denn auch Nachts hingegangen und hat ſeinen Marſch mit der Prinzeſſin auf dem Rücken begonnen, aber kaum war das geſchehen, ſo ſah er einen großen, gewaltig ſchwer beladenen Heuwagen heranfahren, den zogen vier kleine Mäuſe, und das war ihm ſo grauſig, daß er dem Wagen im Vorbeifahren unwillkührlich mit den Augen folgte, und ſich endlich ganz umſah; aber in demſelben Augenblick

bekam er ein Paar derbe Ohrfeigen und Prinzessin und Wagen waren verschwunden. Andere sagen auch, er hätte keinen weiteren Spuk gesehen, aber seine Frau, die schon längst auf ihn eifersüchtig war, hätte ihn durch die Ohrfeigen zum Umsehn gebracht, und ihn tüchtig ausgescholten.

112.

Der Spuk am Teufelssee.

Mündlich.

Ein Mann aus Köpenick war einst am Johannistage nach Müggelsheim gefahren, hatte sich dort aber etwas verspätet, so daß es finster war, als er den Heimweg antrat. Wie er nun an den Teufelssee kommt, stutzen seine Pferde plötzlich und wollen nicht vorwärts, so daß ihm ganz unheimlich zu Muthe wird und er sie nun mit aller Macht antreibt; da bäumten sie sich auf und liefen in gestrecktem Lauf davon, aber in den Fichten ließ sich ein wunderbares Getöse hören, und allerhand seltsame Gestalten flogen zwischen den Bäumen dahin, so daß er Gott dankte, als er endlich glücklich nach Hause kam.

Auch Beckmann sagt am oben angeführten Orte „wie man vorgebe, daß dort zu Zeiten ein Getöse von Jagdhörnern und Gebell von Hunden gehört werde."

113.

Mädchen vom Wassermann gespeis't.

Mündlich.

Eine Frau aus Köpenick ging einstens mit ihrer kleinen Tochter in den Wald nach den Müggelsbergen

zu, um Reiſer zu holen; während des Suchens kamen ſie aber auseinander, und als es nun Abend wurde, begann die Mutter, da ſich das Kind immer noch nicht zeigte, beſorgt zu werden, und rief es ängſtlich mit lauter Stimme, hörte es auch bald darauf mit dumpfer Stimme bald hier bald da antworten, aber wenn ſie hinkam an den Ort, woher die Stimme erſchollen war, ſo fand ſie ihre Tochter nicht. Ganz betrübt ging ſie nun nach Hauſe, um die Nachbarsleute aufzubieten, daß ſie ihr Kind ſuchen hülfen, und die gingen auch mit in den Wald, hörten, als ſie das Kind bei Namen riefen, ebenfalls ſeine antwortende Stimme, konnten es aber gleichfalls nicht finden. So ſuchte man zwei Tage lang, und kam endlich auch an eine moorige Stelle in der Gegend des Teufelsſees, wo man das Mädchen halb im Moor ſteckend fand; zu Aller Verwunderung war es friſch und geſund, und erzählte, wie alle Tage um Mittag ein freundlicher alter Mann aus dem See gekommen ſei, der ihr ſchönes Eſſen gebracht, wie ſie nie zuvor gegeſſen habe. Darauf ging ſie nun mit der Mutter nach Hauſe, wurde aber bald krank, denn ſie ſehnte ſich immer wieder zurück nach dem See und dem Manne, der ihr ſo ſchönes Eſſen gebracht. Wenige Tage nur lebte ſie noch; der Waſſermann hatte es ihr angethan.

114.

Der Name von Köpenick.

Mündlich.

Vor alten Zeiten war einmal ein alter Fiſcher, der in der Nähe von Köpenick ſeinem Gewerbe nachging,

und namentlich am Müggelsee seine Netze auszuwerfen pflegte. Da geschah es einst, daß er auch dort war, und ein großer Krebs vom See ans Ufer geschwommen kam, ihn anredete und sagte, er wolle ihm vieles Glück bringen und ihn zum reichen Manne machen, wenn er ihn aus dem Wasser nähme und nach dem ersten Orte jenseit der Spree brächte. Darauf nahm der Fischer den Krebs und ging mit ihm nach Köpenick zu, wo er uneingedenk dessen, was derselbe gesagt, ihn auf den Markt brachte, um ihn zu verkaufen. Da das Thier so groß war, fand sich auch bald ein Käufer; aber da begann der Krebs auf einmal zu rufen: „Kööp nich! Kööp nich!" Nun gedachte der Fischer wieder an die Bedingung, nahm seinen Krebs und ging weiter. Darauf setzte er über die Spree und kam nach Stralow, wo er den Krebs um vieles Geld verkaufte. Zum Andenken aber der Worte, die der Krebs dort vor allen Leuten auf dem Markt gesprochen, wurde die Stadt Köpenick genannt, und die Stralower zeigen noch alljährlich am Tage des großen Fischzugs, am 24sten August, den großen Krebs, der von Köpnick dahin gebracht wurde.

115.

Spukgestalten in Köpenick.

Mündlich.

Im Schlosse zu Köpenick wohnte einst eine Prinzessin, welche eine unglückliche Liebe hatte; die soll sich, als sie das Leben nicht länger ertragen mochte, von der Schloßbrücke in den Graben hinabgestürzt haben und so

ums Leben gekommen sein. Nun aber läßt's ihr keine Ruhe im Grabe und sie geht im Schlosse um; namentlich aber sieht man ihren weißen Schleier oft des Nachts von der Plattform desselben herabwehen.

Abends und Nachts sieht man oft in Köpenick einen großen grauen Hund mit feurigen Augen herumgehen, der heißt Morro und hat sein Lager im Sande bei der Pyramidenbrücke; besonders sieht man ihn vor den Häusern gewisser Leute sitzen und sie gleichsam bewachen. Namentlich saß er oft stundenlang an der Thür eines langen dürren Friseurs, der in seiner ganzen Erscheinung so recht etwas Grauenhaftes hatte.

Auch sieht man um die Nachtzeit oft einen Reiter ohne Kopf auf einem Schimmel durch die Straßen von Köpenick reiten, dem Hunde nachfolgen, die gleichfalls keinen Kopf haben. Ganz dieselbe Erscheinung zeigt sich auch in Straußberg und andern Orten.

116.

Die drei Linden auf dem Kirchhofe.

A. Cosmar Sagen und Miscellen aus Berlins Vorzeit S. 1 ff.

Auf dem Kirchhofe des Hospitals zum Heiligen Geiste in Berlin haben vor vielen Jahren, wie das bejahrtere Leute noch immer von ihren Aeltern gehört haben, drei gewaltig große Linden gestanden, die mit ihren Aesten den ganzen Raum desselben weithin überdeckten. Das Wunderbarste an diesen Bäumen war, daß sie mit den Kronen in die Erde gepflanzt waren und dennoch ein so herrliches Wachsthum erreicht hatten; aber dieses

Wunder hatte auch die göttliche Allmacht gewirkt, um einen Unschuldigen vom Tode zu erretten. Vor vielen vielen Jahren lebten nämlich zu Berlin drei Brüder, die mit der herzlichsten Liebe einander zugethan waren und mit Leib und Leben für einander einstanden. So lebten sie glücklich und zufrieden, als dies Glück plötzlich durch einen Vorfall gestört wurde, den wohl keiner hätte ahnen können. Denn so unbescholtenen Wandels auch alle drei bisher gewesen waren, wurde doch der eine desselben des Meuchelmordes angeklagt, und sollte, obgleich er noch kein Geständniß gethan, da alle Umstände die ihm zu Last gelegte That wahrscheinlich machten, den Tod erleiden. Noch saß er im Gefängnisse, als eines Tags seine beiden Brüder vor dem Richter erschienen, und jeder derselben sich des begangenen Mordes schuldig erklärte. Kaum hatte dies der zum Tode Verurtheilte vernommen, als auch er, indem er erkannte, daß seine Brüder ihn nur retten wollten, der That geständig wurde und so statt eines Thäters auf einmal drei vor Gericht standen, von denen jeder mit gleichem Eifer behauptete, daß er allein jenen Mord begangen. Da wagte der Richter nicht den Urtheilsspruch an dem ersten zu vollstrecken, sondern legte den Fall zuvor noch einmal dem Kurfürsten vor, welcher verordnete, daß hier ein Gottesurtheil entscheiden solle. Er befahl daher, ein jeder der drei Brüder solle eine junge, gesunde Linde mit der Krone in das Erdreich pflanzen, so daß die Wurzeln nach oben stünden; wessen Baum dann vertrocknen würde, den hätte Gott selbst dadurch als den

Thäter bezeichnet. Dies Urtheil wurde auch sogleich beim Anbruch des Frühlings vollzogen, und siehe da! nur wenige Wochen vergingen und alle drei Bäume, die man auf dem Heiligen-Geist-Kirchhofe gepflanzt hatte, bekamen frische Triebe, und wuchsen bald zu kräftigen Bäumen heran. So ward denn die Unschuld der drei Brüder erwiesen, und die Bäume haben noch lange in üppiger Kraft an der alten Stelle gestanden, bis sie endlich verdorrt sind und anderen Platz gemacht haben.

117.

Der Neidkopf.

Cosmar a. a. O. S. 49.

König Friedrich Wilhelm der Erste ging gern in den Straßen Berlin's umher, um das Leben und Treiben der Einwohner genauer kennen zu lernen, und besonders gefiel es ihm wohl, wenn er alles recht geschäftig und thätig fand. So trat er auch einst in die ärmliche Hütte eines Goldschmieds in der Heiligengeiststraße, den er schon mehrere Male bis zum späten Abend thätig gefunden an dem er aber auch zu gleicher Zeit bemerkt hatte, daß er bei rastloser Arbeit nur wenig vorwärts kam. Der König ließ sich nun in ein Gespräch mit dem Manne ein und erfuhr, daß er gern noch mehr arbeiten würde, wenn es ihm nicht gar zu oft an Gelde fehlte, das nöthige Gold und Silber zu kaufen. Da befahl ihm der Monarch, ein goldenes Service zu fertigen und ließ ihm dazu das Metall aus der Schatzkammer liefern. Mehrmals besuchte er ihn nun während

der Arbeit, und freute sich über die Geschicklichkeit und den Fleiß des Mannes; als er so auch eines Tages bei ihm weilte, bemerkte er an einem Fenster des gegenüber gelegenen Hauses zwei Frauen, die dem Goldschmied, der am offenen Fenster arbeitete, sobald er nur aufsahe, die abscheulichsten Gesichter zogen, und erfuhr auf sein Befragen, daß dies die Frau und Tochter eines reichen Goldschmieds seien, die ihm ihren Neid über sein unverhofftes Glück auf diese sonderbare Weise kund gäben. Da beschloß der Monarch die Mißgunst derselben zu strafen, indem er dem Goldschmied nach einiger Zeit ein ganz neues Haus bauen und an demselben den Neidkopf anbringen ließ, so daß sie nun, wenn sie aus dem Fenster sahen, das Bild ihrer eigenen verzerrten Züge stets in demselben erblicken konnten. Dieser Neidkopf ist nämlich der Kopf einer Frau, den Schlangen statt der Haare umwinden, und in den Zügen desselben ist Neid und Mißgunst auf die widrigste Weise ausgeprägt. Das Haus, welches der König dem Goldschmied bauen ließ, sowie der daran angebrachte, aus Stein gemeißelte Kopf sind noch vorhanden, und wer es sehen will, der gehe nach der Heiligengeiststraße Nummer 38.

118.

Der fliegende Chorschüler.

Mündlich.

In vielen Städten der Mark und namentlich in Berlin erzählt man sich folgende Sage:

Eines Tages verabredeten mehrere Chorschüler miteinander, daß sie auf den Kirchthurm (in Berlin soll es der der Marienkirche gewesen sein) steigen und dort aus den Krähennestern, deren sich eine große Anzahl oben befand, die Eier ausnehmen wollten. Diesen Vorsatz führten sie auch aus und stiegen zum Thurm hinauf; als sie dort ankamen, ward zu einem der Schallöcher hinaus ein Brett gelegt, welches zwei Schüler hielten, der dritte aber kroch auf diesem Brett hinaus, um in den Ritzen und Spalten des Thurmes Nester zu suchen. Er fand auch bald eine große Zahl derselben, gab jedoch seinen Gefährten kein einziges der Eier, welche er dort fand, und als sie ihn nun fragten, ob sie ihr Theil nicht erhalten würden, schlug er es ihnen rund ab, weil er sagte, er habe sich allein der Gefahr unterzogen und so wolle er auch allein die Frucht derselben genießen. Da wurden die andern böse und drohten ihm, daß sie das Brett loslassen würden, wenn er ihnen nicht augenblicklich einen Theil seiner Beute abgäbe; er jedoch, der vor der Ausführung ihrer Drohung sicher zu sein wähnte, sagte, das sollten sie nur thun, dann würden sie gewiß nichts bekommen. Aber kaum hatte er das nur gesagt, so ließen jene das Brett los und der arme Chorschüler stürzte von der höchsten Höhe des Thurmes herab. Nun hatte er aber seinen weiten Mantel um, der bis unten hinab zugeknöpft war, so daß sich sogleich der Wind darunter fing, den Fall hemmte und ihn wohlbehalten und unversehrt mitten auf den Markt hinabtrug, wo er zur größten Verwunderung der

Käufer und Verkäufer ankam. Ob er jetzt seinen Gefährten ihren Antheil am Gewinn gegeben, weiß ich nicht, sie mögen aber auch wohl nicht mehr danach verlangt haben.

119.

Die weiße Frau im Schlosse.

Cosmar a. a. O. S. 56 ff.
Grimm deutsche Sagen. I. 357. II. 376.

Auf dem Schlosse zu Berlin erscheint jedesmal, wenn ein Mitglied der Königlichen Familie sterben will, vorher die weiße Frau und verkündet den Tod desselben. Sie thut niemandem etwas zu Leide, neigt ihr Haupt vor wem sie begegnet und spricht nichts; ihre Kleidung ist ein langes weißes Gewand und eine gleiche Haube mit hinten zurückgeschlagenem langem Wittwenschleier. So erschien sie zuerst im J. 1598, als der Kurfürst Johann George starb, und hat sich seitdem bei jedem Todesfalle wieder gezeigt. So still und harmlos sie nun auch gewöhnlich ist, so zornig kann sie doch werden, wenn sie beleidigt wird, was sich zur Zeit des großen Kurfürsten einmal deutlich zeigte: sie erschien nämlich in den Jahren 1659 und 1660, kurz vorher, ehe die Mutter des Kurfürsten starb, mehrmals, und der damalige Oberstallmeister v. Burgsdorf äußerte unterschiedliche Male, daß ihn wohl sie zu sehen verlange, denn er war ein beherzter und kühner Mann. Da währte es denn auch nicht lange, so zeigte sie sich ihm, als er Abends eben den Kurfürsten verlassen, und die Stiege nach dem Garten, wohin er sein Pferd beschieden hatte, hinunterging.

Er fuhr ſie darauf zornig an, indem er ſie fragte, ob ſie noch nicht Fürſtenblut genug geſoffen und noch mehr haben wolle, worauf ſie ihn ſtatt aller Antwort mit ſolcher Gewalt die Treppe hinunter warf, daß ihm die Rippen krachten; jedoch erlitt er dadurch keinen weitern Schaden.

Die Erzählungen darüber, wer dieſe weiße Frau eigentlich ſei, ſind verſchieden. Es wird nämlich berichtet, daß der Kurfürſt Johann George, obgleich er ſeinem Vater, Joachim dem Zweiten, noch auf dem Todbette verſprochen habe, die Geliebte deſſelben, die ſchöne Gießerin Anna Sydow, auf keine Weiſe zu kränken noch zu verunehren, dieſelbe dennoch nach dem Tode deſſelben nach Spandow bringen ließ, wo ſie endlich im Gefängniß ſtarb. Seit dieſer Zeit erſcheine ſie nun im Hohenzollernſchen Hauſe als Tod verkündender Geiſt.

Andere ſagen, die weiße Frau ſei früher eine Gräfin von Orlamünde, Namens Agnes, und die Gemahlin des Grafen Otto, der im dreizehnten oder vierzehnten Jahrhundert lebte, geweſen. Als ihr Gemahl ſtarb und ihr zwei Kinder hinterließ, ſaß ſie auf der Plaſſenburg und dachte daran, ſich wieder zu vermählen. Einſtens wurde ihr die Rede Albrechts des Schönen, Burggrafen zu Nürnberg, hinterbracht, der geſagt hatte: „gern wollt ich dem ſchönen Weib meinen Leib zuwenden, wo nicht vier Augen wären!“ Die Gräfin glaubte, er meinte damit ihre zwei Kinder, ſie ſtänden der neuen Ehe im Weg; da trug ſie, blind von ihrer Leidenſchaft, einem Dienſtmanne, Hayder oder Hager genannt, auf, und

gewann ihn mit reichen Gaben, daß er die beiden Kindlein umbringen möchte. Der ging auch hin, die That zu vollführen; da sollen die Kinder ihm geschmeichelt und ängstlich gebeten haben: „lieber Hayder, laß mich leben, ich will dir Orlamünden geben, auch Plassenburg des neuen, es soll dich nicht gereuen," sprach das Knäblein; das Töchterlein aber: „lieber Hayder, laß mich leben, ich will dir alle meine Docken geben!" aber der Mörder wurde hierdurch nicht gerührt. Später, als er noch andere Bubenstücke ausgerichtet hatte und gefangen auf der Folter lag, bekannte er: „so sehr ihn der Mord des jungen Herrn reue, der in seinem Anbieten doch schon gewußt habe, daß er Herrschaften auszutheilen gehabt, so gereue ihn noch hundert Mal mehr, wenn er der unschuldigen Kinderworte des Mägdleins gedenke." — Nach andrer Sage hat die Gräfin die Kinder selbst getödtet, und zwar hätte sie Nadeln in ihre zarten Hirnschalen gesteckt. Der Burggraf hatte aber unter den vier Augen die seiner Eltern gemeint und heiratete hernach die Gräfin dennoch nicht. Diese soll nachher fürchterliche Buße gethan haben und ihr Geist seit ihrem Tode umgehn, so den Rest ihrer Schuld abzubüßen. Bis das geschehen, erscheint sie den Hohenzollern, ihnen ihre Seligkeit neidend.

Endlich wird erzählt: Perchta oder Berta, eine geborne Hohenzollern (oder nach andern eine von Rosenberg) war an Johann von Lichtenstein (oder an Mathes von Rosenberg) auf Schloß Neuhaus in Böhmen verheiratet. Er war ein störrischer, wüster Gesell, und

oftmals bat ſie ihn, ſeinen Lebenswandel zu ändern, aber es fruchtete immer nur kurze Zeit, und er verfiel bald wieder in die alte Schwelgerei, bis er ſich endlich eine ſchwere Krankheit zuzog und erſt auf dem Todbette erkannte, wie viel beſſer er gethan, wenn er den Lehren ſeines treuen Weibes gefolgt wäre. Auch ſie ſtarb bald danach, aber ihr Geiſt erſcheint noch im Roſenbergſchen Hauſe und in allen, die mit demſelben durch Heirat verwandt geworden ſind, um bis in alle Ewigkeit für die Seligkeit der Ihrigen zu ſorgen.

120.

Der Hae im Schloßkeller.

Mündlich.

In den Kellergängen des Königlichen Schloſſes zu Berlin ſoll ſich vor noch gar nicht langen Jahren oftmals ein dreibeiniger Hae mit feurigen Augen gezeigt haben, und namentlich hat er ſein Weſen immer in der Nähe des Weinkellers getrieben. Hier ſtand, als die alte Bürgergarde noch beſtand, eines Nachts ein Gardiſt auf der Wacht, und hörte eben, daß die Uhr im Dom zwölfe ſchlug; da vernimmt er ein gewaltiges Raſſeln und ſieht auch gleich darauf den Haen mit den feurigen Augen dahergeſprungen kommen, der hatte ein großes Bund Schlüſſel, nahm einen derſelben hervor und ſchloß die Kellerthür auf. In demſelben Augenblick hatte ſich der Gardiſt vom erſten Schrecken erholt und wollte mit ſeinem Säbel nach ihm hauen, aber da flog auch die Thür

ſchon wieder zu und der Hae iſt nicht wieder zum Vorſchein gekommen.

121.

Das ſonderbare Bild im Schloßhofe.

Mündlich.

Auf dem zweiten nach der Spree zu gelegenen Hofe des Schloſſes zu Berlin bemerkt man an dem vorſpringenden Portale, das nach dem Luſtgarten hinausführt, an der rechten Seite ein Bild in erhabener Arbeit, das ein Mädchen auf einem ſich bäumenden Roſſe darſtellt. Man erzählt, eine Prinzeſſin habe einſt einen ſehr ſchönen Hengſt gehabt, den ſie über Alles geliebt, und gar ſündhaftes Weſen mit ihm trieb. Das kam aber bald an den Tag, und der König befahl nun, daß ihre Schande recht offenbar gemacht und in dem Bilde auf dem Schloßhofe zur ewigen Warnung vor gleicher Sünde dargeſtellt werden ſolle.

122.

Das heimliche Gericht.

Mündlich.

In dem älteſten an der Spree gelegenen Theile des Schloſſes zu Berlin, ſagt man, befinde ſich noch von alten Zeiten her in dem Thurme, welcher der grüne Hut heißt, eine ſteinerne Figur, eine Jungfrau, mit einem Schwerte in jeder Hand. Hierher ſollen vor Alters Verbrecher, die man nicht öffentlich hinrichten wollte, geführt ſein, und ſobald ſie vor die Bildſäule getreten,

hätten die Schwerter mittelſt eines Federdruckes denſelben augenblicklich das Haupt vom Rumpfe getrennt; der Körper wäre aber dann durch eine Fallthür tief hinab in den Thurm geſtürzt, wo er dann bei Kröten und Molchen vermodert.

123.

Die geſpenſtigen Mäher.

Angelus Annales Marchiae ad annum 1559.

In der Ernte, da man pflegt den Hafer zu mähen, zeigte ſich im J. 1559 dieſes wunderbare Geſicht in der Nähe von Berlin. Es wurden plötzlich viel Mannsperſonen auf dem Felde geſehen, erſtlich funfzehn, danach noch zwölfe, und waren die letzten noch gräßlicher und abſcheulicher anzuſehen, als die erſten, denn ſie waren ganz ohne Häupter. Alle ſiebenundzwanzig hieben mit ihren Senſen mit aller Gewalt in den Hafer, daß man es hörte rauſchen, und gleichwohl blieb der Hafer ſtehen. Da das Gerücht hiervon nach Hofe kam, gingen viele Leute hinaus, ſolch Wunder mit anzuſehen; als aber die Männer gefragt wurden, wer ſie wären, woher ſie gekommen und was ſie machten, antworteten ſie nichts, ſondern hieben immer fort in den Hafer. Und als die Leute bisweilen hinzutraten und ſie angreifen wollten, entwuſchten ſie ihnen, liefen geſchwind hinweg und hieben nichts deſto weniger unter dem Laufen in den Hafer. Da nun die Leute wieder in die Stadt kamen und gefragt wurden, wofür ſie dieſe Männer anſähen, gaben ſie zur Antwort, daß ſie dieſelben für böſe Geiſter

hielten. Deswegen ließ der damalige Kurfürſt Joachim der Andere, die vornehmſten Prediger in der Mark verſammeln, von ihnen zu erfahren, was durch ſolches Geſicht bedeutet würde; dieſe aber hielten dafür, daß dadurch göttliche Strafe der Peſtilenz ſollte angezeigt werden.

II. Das Havelland und die Grafſchaft Ruppin.

124.

Der Teufel zu Spandow.

Mündlich.

Kehrberg: hiſtor. chron. Abriß der Stadt Königsberg i. d. N. M. I. S. 193.

Wenn die Spandower und Pichelsdorfer Fiſchweiber an den Markttagen mit ihren ſchmalen Fahrzeugen auf der Spree dahin rudern, ſo rufen ihnen wohl die Knaben in ihrem Uebermuth zu: „Hule, hule, hule! Watt macht der Deibel in Spandow?“ worüber ſie gar böſe werden können, und dem Spötter, wenn es ihnen möglich iſt, ihn zu erreichen, ſeine Worte damit vergelten, daß ſie ihn tüchtig naß machen. Ueber den gleichen Zuruf müſſen ſich auch die Kiezer aus Köpenick ärgern, und daß ſie's eben thun, zeigt, daß ſie wohl Grund dazu haben mögen. Dieſen kennt man jedoch

nicht, indeß hat vielleicht zum Gespött über die Spandower dies den Grund gegeben.

Im Jahre 1595 zeigten sich zu Spandow, Friedeberg und andren Orten gar viele Besessene, weshalb auf Kurfürstlichen Befehl allgemein im Lande Betstunden gehalten wurden. Zu Spandow besonders war die Anzahl derer, welche vom Teufel geplagt wurden, gar groß, und hatten diese es sich wohl selber zuzuschreiben. Denn es war dort ein gemeiner Gebrauch, wenn jemand etwas bestätigen wollen, daß er gesagt, sei's nicht wahr, so solle ihn der Teufel holen, und wenn man einem etwas Uebels gewünschet, man gesprochen, daß ihm ganze Fässer und Scheffel voll Teufel in den Leib fahren möchten. Darauf sind denn bereits im Jahre 1594 viele Bürger, jung und alt, leiblich besessen und von den Teufeln gequälet worden, welche geschrieen: „Ihr habt uns gerufen, wir haben einmal kommen müssen!" Aber auch früher schon hatte es dem Teufel in Spandow gar wohl gefallen, denn bereits im Jahre 1584 war er vor die Stadt gekommen, und hatte dort als ein reicher Krämer mit großem Kragen feil gestanden und großen Zulauf gehabt, die Käufer aber waren nachher alle besessen worden, bis Buße erfolgt.

125.

Der Sackpfeifer und der Wolf.

Beckmann Beschreib. d. Mark Br. Th. III. Kap. III. S. 790.

Als man um das Ende des siebzehnten Jahrhunderts in der Nähe von Spandow, um die Wölfe zu

fangen, Wolfsgruben gemacht hatte, welche unten weit, oben aber etwas enge und mit glatten Brettern ausgelegt waren, trug sich's zu, daß ein Sackpfeifer, der in Spandow von seinem Gewerbe sich einen Trunk zu Gute gethan, des Weges gekommen und in eine solche Grube hineingefallen ist, sich aber sehr verwundert hat, als er gewahr worden, daß die Stelle schon mit einem Wolf besetzt gewesen, welcher dazu über diese hastige Zusprache etwas beunruhigt worden, und sein Mißfallen mit Weisung seiner Zähne zu verstehen gegeben hat. Hierüber hätte der verirrte Musikus sich nun wohl einige verlegene Gedanken machen sollen: allein der noch frische Rausch hat ihm einen so guten Muth zugesprochen, daß er seine Sackpfeife zur Hand nimmt und dem Wolf eins vorspielet, der auch nicht faul gewesen und mit seiner durchdringenden Stimme, dem Concert einen guten Nachdruck gegeben und der Sackpfeife accompagniret. Wobei jedoch der Sackpfeifer nach seinen Pausen von der Instrumental- zur Vocalmusik geschritten und bald ein Adagio, bald ein Presto, endlich auch ein Lamento angestimmet, und die Jäger solchergestalt herzugebracht, welche ihn von dem gefährlichen Bassisten befreiet.

126.

Jazco von Köpnick.

G. W. v. Raumer Regesta historiae Brandenburg. S. 205—7.
Hefftter Geschichte von Brandenburg S. 77.
Mündlich.

Das Dorf Pichelsdorf bei Spandow, bei welchem die Havel einen großen See bildet, ist eins der ältesten

in der ganzen Gegend, denn die Einwohner erzählen, daß es bereits zu jenen Zeiten vorhanden gewesen sei, als die Leute noch in der Erde wohnten. Dicht am Einfluß in den genannten See bildet die Haoel mit demselben eine sich ziemlich weit hin erstreckende Landzunge, die an ihrem äußersten Ende steil zum Wasser abfällt. Bis zu diesem Punkte soll einmal in alten Kriegszeiten ein Ritter, von seinen Feinden verfolgt, gekommen sein; bei seiner eiligen Flucht hatte er aber nicht bemerkt, daß ihm hier kein Ausweg sich darbiete, und die Feinde riefen daher bereits triumphirend: „Nun haben wir ihn wie in einem Sack", woher auch dies Stück Landes den Namen „der Sack" erhalten hat. Aber der Ritter ließ den Muth nicht sinken und versuchte noch das letzte Mittel der Rettung; er gab seinem Rosse die Sporen und stürzte sich mit ihm in den See; das kräftige Thier strengte alle Kraft an und brachte seinen Herrn glücklich an eine drüben in den See hineinragende Spitze. Da hing der Ritter zum ewigen Andenken an den gefahrvollen Ritt Schild und Speer an einer Eiche auf und darum heißt die Landzunge bis auf den heutigen Tag das Schildhorn. —

Einige sagen, der Vorfall habe sich im dreißigjährigen Kriege zugetragen, noch Andere erzählen, es sei der alte Fritz gewesen, der sich so gerettet. Die Gelehrten aber meinen: das sei der Fürst Jacze oder Jazco von Köpenick gewesen. Als nämlich der letzte Wendenfürst zu Brandenburg, Pribislav, (sein christlicher Name war Heinrich) im J. 1141 gestorben war und Markgraf

Albrecht der Bär die Stadt und das dazu gehörige Land, vermöge des mit Pribislav geschlossenen Erbvertrages, in Besitz nahm, blieb er in diesem ungestört bis zum Jahre 1156, wo der genannte Jacze, der Oheim Pribislav's, nachdem er ein starkes Heer gesammelt und die Besatzung von Brandenburg, die zum Theil aus Slaven bestand, bestochen hatte, auch Albrecht grade von seinen Landen entfernt war, sich plötzlich Brandenburgs bemächtigte, und von hier aus den Christen vielen Schaden zufügte. Da ließ sich Albrecht die Brandenburgische Erbschaft von neuem durch Kaiser Friedrich Barbarossa bestätigen, sammelte schnell ein Heer, bot seine nächsten Nachbarn, besonders den Erzbischof Wiger von Magdeburg zur Hülfe auf, und rückte nun eiligst vor Brandenburg, das er auf drei Seiten, namentlich auch zu Schiffe angriff. Da wurde zwar sein Schwestersohn Werner der junge von Veltheim (oder von Osterburg) von den Wenden erschlagen, und viele biderbe Leute, aber er gewann doch endlich im J. 1157 die Stadt wieder. Jazco soll geflohen, bei Spandow noch einmal geschlagen und in Folge seiner glücklichen Flucht über die Havel Christ geworden sein.

127.

Die Römerschanze und der Kirchberg bei Potsdam.

Beckmann Beschreib. der Mark Br. Th. II. K. II. S. 449.
v. Reinhard Sagen und Märchen aus Potsdam's Vorzeit S. 188 ff.

Etwa eine halbe Meile von Potsdam, der Retlitzer Fähre gegenüber am Krampnitzsee, liegt auf einer

Anhöhe, die sehr steil zum Wasser abfällt, nach der Landseite zu aber flacher ist, jedoch hier ehemals durch einen Graben, der jetzt halb verfallen ist, geschützt war, ein Wall, an dem noch die Spuren der Eingänge sichtbar sind. Er führt jetzt allgemein den Namen der Römerschanze, weil die Gelehrten eine Zeit lang behaupteten, er sei Werk der Römer, die bis hierher vorgedrungen; jedoch nennt man ihn in der Volkssprache noch die Rööverschanze, und mag sie ihren Namen wohl von den Räubern, die in alten Zeiten hier eine sichre Zuflucht fanden, tragen. Daher rührt auch wohl der Glaube, daß hier große Schätze in der Erde verborgen seien, der schon manchen veranlaßte, sich vergeblich hier mit Graben abzumühen.

Unweit von dieser sogenannten Römerschanze liegt auf einer Anhöhe zwischen dem weißen und Krampnitzsee ein Nachlaß von altem Mauerwerk von Moos überdeckt, auch hat man dort Messer und anderes Geräthe gefunden, und seit alter Zeit trägt diese Anhöhe den Namen „der Kirchberg". Es soll nämlich hier, als die christliche Lehre in diesen Landen sich verbreitete, die erste christliche Kirche gestanden haben und später zerstört sein.

128.

Die gestohlene Katze.

Mündlich.

Ein Knecht aus Fahrland fuhr einmal Getraide nach Potsdam, und verkaufte es dort auf dem Markte. Als dies geschehen war, spannte er seine Pferde aus

und brachte sie wie gewöhnlich in den Stall eines ihm bekannten Brauers. Hier bemerkte er eine große schwarze Katze, die ihm sehr gefiel, und da man dergleichen Thiere zu nehmen nicht für Diebstahl hält, so lockte er sie an sich, fing sie und nahm sie mit nach Hause, damit sie seine Stallkatze würde. Als er hier ankam, brachte er sie in die Stube des Bauern, damit sie sich erst an die Hausbewohner gewöhne, setzte ihr Milch vor und streichelte ihr den Rücken, so daß sie einen krummen Buckel machte und es ihr bereits ganz wohl zu werden anfing. Drauf legte sie sich hinter die Hölle und schlief ein. Mitten in der Nacht, es war grade zwischen zwölf und eins, wacht der Bauer auf, denn er hört, daß es von der Hölle her ganz laut ruft: „Watt sall ick denn brengen? Watt sall ick denn brengen?" „„I, sagt der Bauer, einen halben Scheffel Waizen!"" und schläft wieder ein. Nicht lange, so hört er's wieder rufen, und sagt diesmal einen halben Scheffel Gerste, darauf verlangt er noch andres, bis es endlich im Thurm eins schlägt, die Stimme nicht mehr fragt und er wieder in Schlaf fällt. Früh Morgens, als er aufwacht, findet er Waizen, Gerste und alles übrige Verlangte vor der Thür stehn, und will sich eben recht über die prächtige Katze freuen, als der Brauer, dem einer gesagt haben mußte, daß sie der Knecht mitgenommen, sie ihm abfordern und zugleich dem Knecht verkündigen läßt, daß er sich nie wieder unterstehen solle, irgend etwas von seinem Hofe mit wegzunehmen. Die

Katze war nämlich ein Kobold und darum konnte auch der Brauer über ihren Raub mit Recht erzürnt sein.

129.

Die Todtenfahrt.

Mündlich.

Dâ is mâl ens to Göttin en Fiſcher weſt, dee hett ſiin goot Broot hatt, wiil hee Dach unn Nacht up de Beine weſt is; dee hett ook mâl noch ſpâte uppen Âmnd ſiin Tüüch an de Hârel dröögt (am Abend ſeine Netze an der Havel getrocknet) unn as hee eemnd (eben) dâmett fârig (fertig) is, höört hee, dett eener von de ânner Siit (Seite), dâ wo de Röverbarch liggt, roopt: „Hâl aar (Hol' über)". Wiil ett nu âver all (ſchon) ſpâte was, verwunnert hee ſick unn frâgt: „Wer is denn dâ?" âver dee uppen Röverbarch ſett (ſagt) wiier niſt as: „Hâl man aar", unn dâ hett hee ſiinen Kân losmâkt unn is aarfüürt. As hee nu upp de aenner Siie (Seite) ankâmen deee (ankommen that), ſtund dâ ſonnen groo-ten ſchwarten Keerel, dee ſett: „Füür mii aar!" unn dunn nâm de Fiſcher ſiin Rüüel (Ruder) unn füürt emm aar. Âver hee hadde knapp vonnet Land afſtooten (abgeſtoßen), dâ ſunk dat Enge (Ende), wo de Schwarte ſatt (ſaß) ganz deep int Wâter unn de Fiſcher kâm ganz hoch in de Höcht to ſitten, ſo datt hee in ſiinen Sinn dachte, „wenn de doch man eerſcht nâ Huus wâârſcht (wâreſt)!" Dunn rüüelt hee mett alle ſiine Kraft unn brengt ook toleſt den Kân glücklich aar. As ſe nu ant Land weeren, ſprung de Schwarte ruut unn ſett: „det

Fehrgeld liggt int Enge!" unn as de Fiſcher henngeit unn tookiekt, liggt då en grooten mechtigen Hauſen Gold. De Schwarte ſtund åver noch ant Wåter, und ſeede dunn toon Fiſcher: „Nu múchteſte ook woll weeten, wen de aarfúúrt heſt?" „„Jå"" ſett de Fiſcher. „Na de heſten Doot aarfúúrt, ſett de Schwarte, unn wiil de datt dån haſt, ſaſte (ſollſt du) an Leewen bliewen, åver et ganze óóvrige (übrige) Dórp mútt uutſterwen!" unn as hee dat ſedd hadde, is hee furtgegån. Unn ſo wo (wie) de Doot dat den Fiſcher vertellt (erzählt) hett, iſſet (iſt es) ook ekåmen; dat ganze Dórp is uutſtorven, man de Fiſcher is aarbliiwen unn iſſen riiken riiken Mann wåren (worden), unn ſiene Kinger leewen noch bett upp diſſen Dach in Göttin unn ſinn riike Lúúe.

Aennere vertellen dat leſte en bitſchen ångers: As nu de Schwarte aar is, hett hee ſecht: „Nu múchtſte ook woll weeten, wen de aarfúúrt heſt?" „„Jå"", ſett de Fiſcher. „Na een Dúúwel (Teufel) hetten ångern (andern) aarfúúrt", ſett de Schwarte, denn den Fiſcher ſiin Nåme was Dúúwel. As de Schwarte nu furt was, fund Dúúwel int Enge en grooten Klumpen glóóende Kålen (glühende Kohlen) unn nåm ſiine Wåterſchippe unn ſchippt ſe immer too int Wåter, åver ett wulle går keen Enge nehmen, ſo datt hee ſe toleſt liggen låten deee; as hee nu en ångern Morgen weer nå ſiinen Kån kåm, fund hee ſtatt de Kålen en Klumpen puret Gold, åver von dee, weck hee int Wåter ſmeeten hadde, kunge (konnte) hee niſt weerfingen (wiederfinden).

130.

Der Kohldieb im Monde.

Mündlich.

Im ganzen Havelland behaupten die Leute, im Monde ſtehe ein Mann, der einen Kohlſtrauch in der Hand habe; einige ſagen auch, er heiße Chriſtoph. Dieſer wollte gern am Chriſtabend Kohl eſſen; und weil es nun einmal ſo Sitte iſt und das ganze Jahr über Glück bringt, ſtahl er ihn, obgleich es der liebe Gott ausdrücklich verboten hatte. Zur Strafe dafür ward er nach ſeinem Tode in die Sonne geſetzt, aber da war es doch gar zu heiß, ſo daß er es gar nicht aushalten konnte, und er bat daher den lieben Gott, er möge ihn doch da fortnehmen. Das geſchah auch, und nun kam er in den Mond, wo ihr ihn bei Vollmond noch mit ſeinem Kohlſtrauch in der Hand ſehen könnt.

131.

Das untergegangene Dorf Thure.

Mündlich.

Dicht bei dem Dorfe Tremmen, wenn man von da nach Etzin geht, liegt zur Linken des Weges eine Anhöhe, welche der Thürberg heißt, und zur Rechten ein am Fuße deſſelben ſich bis zum Ketzinerſee und der Havel erſtreckendes Bruch, das Thürbruch genannt. An der Stelle des Berges, wo ſich jetzt die Lehm- und Sandgruben befinden, ſoll ehmals ein Dorf Namens Thure oder Thüre geſtanden haben, das in ſchweren Kriegszeiten verwüſtet wurde. Daher findet man denn

noch oft beim Graben des Sandes oder Lehms ganze Schichten von menschlichen Gebeinen und Holzkohlen, dabei aber auch Spuren von Wirthschaftsgeräthe, namentlich Eisenwerkzeuge. Unweit von dieser Stelle kann man auch noch die Spuren der alten Kirche finden, deren Fundamente sich noch unter dem Boden dahin ziehn. Andere leugnen das Alles und sagen, das Dorf Thure sei ja in den Berg gesunken und zwar tief, tief hinein, und daher rührt ja auch das tiefe Loch, was sich bei den Sandgruben befindet. Die Glocken der Kirche sind aber in den am Fuße des Berges liegenden kleinen Teich gefallen, der davon der Glockenteich heißt, und der beste Beweis dafür ist, daß sie da unten noch hin und wieder, namentlich Mittags im Sommer, wenn's so recht still ist, mit dumpfen Ton anklingen. Wäre das Dorf Thüre auf gewöhnliche Weise verwüstet worden und nicht in den Berg gesunken, würde man dann wohl den mit Schimmeln bespannten Wagen aus dem Berge hervorfahren sehen, der sich schon seit undenklichen Zeiten zeigt? Und dazu kommt er grade an der Stelle, wo das Dorf untergegangen sein soll, in den Sandgruben, zum Vorschein. Denn da hat ihn noch vor wenigen Jahren ein Bauer gesehen, der eben Sand holte, und das war grade am Johannistage und Mittags um 12 Uhr.

132.

Die Riesenhügel.

Mündlich.

An der Nordseite des Dorfes Knobloch erhebt sich auf der Anhöhe, an welcher das Dorf liegt, ein kleiner Hügel, der oben mit einem Erdwalle umgeben ist, welchen man den Burgwall nennt. Diese Umwallung ist ziemlich kreisrund, in der Mitte jedoch nur sehr wenig vertieft, und es scheint ein Damm sich in der Quere mitten hindurchgezogen zu haben. Zu diesem Burgwalle haben die Riesen die Erde zusammengetragen, aber einer von ihnen ist bei der gewaltigen Arbeit gestorben, der liegt in der Mitte des Walls begraben. Andere erzählen, es sei hier keiner begraben, sondern ein Riese habe nur einmal vor alten Zeiten hier drei Schürzen voll Erde hingeworfen, davon sei die ganze Erhöhung entstanden.

Auch zwischen Wachow und Tremmen liegt ein solcher Hügel, der dadurch entstand, daß einem Hünenmädchen, die Erde in ihrer Schürze daher trug, das Schürzenband riß, da ist nun das bischen Erde liegen geblieben.

133.

Der Markgrafenberg.

Entzelt Chronik der alten Mark S. 125.
Angelus Annales Marchiae ad ann. 1322.
Mündlich.

Bei der Stadt Rathenow liegt ein Hügel, welcher der Markgrafenberg heißt, diesen Namen hat er davon

bekommen, daß einſt, es ſoll im Anfang des vierzehnten Jahrhunderts geweſen ſein, als der Markgrafen ſehr viel geworden waren, ihrer neunzehn auf dieſem Berge zu einer Landſchauung zuſammenkamen, und einer dem andern ihr Unvermögen klagten wegen der großen Landzerſplitterung; das hat aber Gott ſchnell gewendet und hat's alſo geſchickt, daß ſie innerhalb wenig Jahren, nämlich in zweien, alle ſtarben und der Stamm auf dieſe Weiſe verdorrete.

Seit dieſer Zeit mag es wohl kommen, daß es am Markgrafenberg nicht recht geheuer iſt, denn oft läßt ſich dort ein Pferd ſehen, dem Feuer aus Maul und Naſe ſprüht, und ſchon manchen, der dort in der Nacht vorüberging, hat es in Furcht und Schrecken geſetzt.

134.

Die zerſchlagene Hexe.

Mündlich.

Am letzten April war einſt ein Müllergeſell noch ſpät Abends in einer Mühle bei Rathenow beſchäftigt, da kommt eine ſchwarze Katze zur Mühle hinein; er jagt ſie mehrmals hinaus, aber ſie kam immer wieder, ſo daß er ihr endlich einen Schlag auf den Vorderfuß verſetzte, daß ſie ſchreiend davon lief. Als er darauf die Räder geſchmiert und alles in Ordnung gebracht hatte, ging er zu Bett. Andern Morgens, als er in das Haus des Müllers zum Frühſtück kommt, bemerkt er, daß deſſen Frau mit gequetſchtem Arm im Bett liegt, und erfährt, daß ſie das ſeit geſtern Abend habe,

niemand wisse aber woher. Da hat er denn gemerkt, daß die Müllerfrau eine Hexe war und daß sie am vorigen Abend als Katze zum Blocksberg gewesen sein müsse.

134.

Der Schatz und der Hund.

Mündlich.

Auf dem Hofe eines Brauers in der Altstadt zu Rathenow, schlug vor mehreren Jahren eines Tages eine Flamme aus der Erde hervor, und die Leute behaupteten, dort brenne Geld. Man grub daher um Mitternacht nach und fand auch einen ganzen Kessel voll; während man aber beschäftigt war, ihn herauszuziehen, bellte ein Hund unausgesetzt an der Thür der Stube, in welcher des Brauers alte Mutter saß. Da sie nun glaubte, er gehöre ins Haus, geht sie hinaus und erblickt zu ihrem großen Schrecken einen großen Hund mit feurigen Augen, weshalb sie die Thür schnell wieder schloß. Aengstlich eilte sie nun aus einer andern Thür zur Stube hinaus zu ihrem Sohne und rief ihm schon von weitem zu: „Habt ihr ihn noch nicht?" aber kaum waren ihr die Worte entschlüpft, so gab es einen lauten Klang uud der Schatz versank vor aller Augen.

135.

Der Name des Dorfes Gülpe.

Mündlich.

Zwischen den Städten Rathenow und Havelberg bildet die Havel einen großen See, der heißt der Gülpsee

und an ihm liegt ein Dorf, welches ebenfalls Gülpe heißt, früherhin aber einen andern Namen, nämlich Arenſee oder Granſee, gehabt haben ſoll. Den jetzigen hat es davon erhalten, daß die Bauern einſt in einem Jahre neun und neunzig Tonnen Bier ausgegülpt haben; wären es hundert geweſen, wird hinzugeſetzt, ſo hätten ſie Dienſtfreiheit erlangt.

136.

Der gefangene Dachs.

Mündlich.

In Spätz is mål en Buur weſt, dee hett Ernſt Koppe heeten; de deee mett aennere van ſiine Früntſchop (Freundſchaft) to hoope uppen Dachsfang gån, unn aſſe (als ſie) nu all lang då rümwertſchapt hebben, kreech (kriegte) hee en Sack her, heel (hielt) den vöört Dachsloch und fung den Dachs ſo. As datt åverſcht dån was, hüürten ſe upp eemål de wilde Jagd (datt ſinn åverſcht Menſchen dee datöö verwünſcht ſinn, datt ſe in de Luft rümtrecken mütten) metten gewaltigen Spittåkel hertrecken, unn dat Japſen van de Hunne unn dat Scheeten mangunner (dazwiſchen) wull gär keen Enn nehmen. Unn as datt nu ſo ganz nå bi was, hüürt de eine, datt ein ſeggt: „Na ſinn wii denn nu all to hoope?“ „„Jå, ſed de aennere, hett upp de eenöögige Sau, dee hett Ernſt Koppe innen Sack efangen.““ Unn as ſe dunn nå Huus keemen, unn Koppe ſiinen Sack nåkeeken deee, fund hee richtig ne olle eenöögige Sau un keenen Dachs drin.

137.

Die alte Stadt und die Berge bei Rhinow.

Mündlich.

Westlich von Rhinow, zwischen diesem Orte und dem Kietze, liegt ein ziemlich großes Stück Landes, welches die alte Stadt heißt. Hier soll vor Zeiten eine große Stadt gestanden haben, und das kann man auch sehen, denn es finden sich noch beim Pflügen Mauerreste, und es ist auch ein großer Raum. Andre sagen bestimmter, die Stadt Rhinow hätte ehmals auf dieser Stelle gelegen.

Die bei Rhinow sich an die Stöllenschen Berge anschließenden Höhen sollen die Riesen in ihren Schürzen zusammen getragen haben.

138.

Frau Harke und der Dom zu Havelberg.

Mündlich.

Vöor ollen Tiijen hett upp de Stoellensche Barge ene grootmächtige Riesenfruu wänt, dee hett Fruu Harke, ännere seggen ook Fruu Harfe, geheeten; dee hett mål enen grooten Steen her to fäten kreegen und hett dämett den Härelbarchschen Dom innen Klump schmeeten wullen. Disse Steen is äär äverscht uut de Haenne uutglipscht (entglitten) unn is upp de Stoellensche Feldmark dål (nieder) fällen, wo hee noch lange leegen hett. Man hett ook orntlich künn'n de Löcker seien (sehen), wo se mett de Fingern rinpackt hett, unn et sinn ook noch ne Menge lange Streepen (Streifen) drin west,

dee ſüllen däher kämen ſinn, dat Fruu Harke, as äär nu de Steen uutglipſcht is, ſo wüütig wären (wüthend geworden) is, datt ſe en grooten Stral uppen Steen piſſen deede, dee ſo ſtark was, datt dävon alle de Streepen innen Steen keemen.

Andere erzählen auch, Frau Harke hätte den Stein wirklich nach Havelberg hin geworfen, doch wäre der Wurf etwas zu kurz geweſen, und der Stein daher vor dem Dom nieder gefallen, wo er noch lange nachher gelegen. Da hätte der Havelberger Biſchof einen andern Stein genommen und den nach den Stoellenſchen Bergen geworfen; ſeit der Zeit ſei dann Frau Harke, die eine gewaltige Zauberin geweſen, und dort auf dem Berge gewohnt, verſchwunden.

139.

Das alte Dorf Dreetz.

Mündlich.

Das Dorf Dreetz ſoll, wie die Alten immer erzählen, ehmals in der Gegend des Vorwerks Lüttken-Dreetz am Dreetzer See gelegen haben, und man hat dort mehrmals alte Urnen, auch einmal eine eiſerne, ſo wie Streitäxte von Feuerſtein ausgepflügt.

140.

Segers Wiſche.

Mündlich.

Auf dem Wege vom Dorfe Dreetz zu dem in der Heide an der Hamburger Chauſſee gelegenen Kruge,

den die Fuhrleute unter dem Namen der lahmen Ente kennen, liegt in dem Fichtenwalde mitten in dünenartigen Sandbergen eine ziemlich große Wiese, die den Namen „Segers Wische" führt. Hier hat vor uralter Zeit ein Riese Namens Seger gewohnt, dem die Wiese gehörte; diese hat er, wenn die Zeit der Heumahd kam, mit neun Schwatt abgemäht, aber er hat auch zwischen jedem Schwatt eine Tonne Bier ausgetrunken, denn es mag doch keine ganz leichte Arbeit gewesen sein. Vor mehreren Jahren war nicht weit von diesem Orte noch sein Grab sichtbar, aber jetzt weiß es keiner mehr zu finden; zu erzählen weiß jedoch noch mancher von Segers Wische und Segers Grab, denn es soll dort auch ein Schatz verborgen liegen, den ein Paar Dreetzer Tagelöhner einst heben wollten. Es war Mitternacht und sie legten an der Stelle, wo sie graben wollten, einen großen Kreis von neunerlei Kräutern, worauf sie ihre Arbeit begannen; aber noch nicht lange waren sie dabei, so kam eine ganz schwarze Kutsche daher gefahren, vor die Feuer speiende Rosse gespannt waren. Aus derselben stiegen drei schwarze Gestalten, die in den Wald gingen und bald darauf mit gewaltigen Bäumen zurückkamen, aus denen sie einen hohen Galgen zimmerten. Als der fertig war, stiegen sie herunter und kamen grade auf die Schatzgräber los, sagend: „Nun wollen wir sie nur gleich aufhängen!" Aber kaum hatten die beiden das gehört, als sie eilig die Flucht ergriffen und ihren Schatz in Stich ließen.

141.

Der Rieſenberg bei Kotzen.

Mündlich.

Zwiſchen den Dörfern Kotzen und Landin im Havellande liegt ein kleiner Hügel, welcher der Rieſenberg heißt. Ein Rieſe wollte einſt einen in der Nähe befindlichen kleinen See zu dämmen, der ihm unbequem war, und trug zu dem Zwecke Erde in ſeiner Schürze herbei. Als er aber zwiſchen die beiden Dörfer kommt, reißt ihm unglücklicher Weiſe das Band ſeiner Schürze und alle Erde ſtürzt zu Boden. Er raffte jedoch, was er konnte wieder zuſammen, und nur ein kleines Häuflein, das ſeinen Fingern zu klein war, ſo daß ers nicht zwiſchen die Spitzen nehmen konnte, blieb liegen; das iſt der Rieſenberg.

142.

Die Salzquellen bei Peßin.

Klöden Beiträge zur mineral. und geogn. Kenntniß d. M. Br. St. III. S. 84—98.

In und bei dem Dorfe Peßin ſollen vor alten Zeiten Salzquellen geweſen ſein, die man ſich in neuerer Zeit vielfach bemüht hat, wieder aufzufinden, was aber nicht gelungen iſt. Im Dorfe ſelber geht die Sage, daß unter einem Hauſe, in dem ehemals ein Herr v. Murlach gewohnt haben ſoll, eine ſolche ſei, die aber ſchon vor langen Jahren durch zwei eiſerne Thüren verſchloſſen worden. Eine andre ſoll in dem Gehölz, die Lutſche genannt, geweſen und ebenfalls durch eine eiſerne

Thür verschlossen sein. Von dieser berichtete ein Herr v. K., wie er von seinem Vater gehört, daß, als vor langer Zeit einmal Nachsuchungen danach angestellt worden, ein Herr von K. auf den Kirchthurm gestiegen sei, um diese aus der Ferne mit anzusehen, daß er aber bald wieder herunter gekommen, sagend, man habe den rechten Ort verfehlt und solle ihn auch nun gewiß nicht finden. — Endlich soll in dem blachen Luch bei Peßin vor langen Jahren von einem Schäfer aus dem Dorfe eine Salzquelle gefunden sein. Er hatte sich zu seinem Abendbrode Wasser von hier mitgenommen und es gekocht, am Morgen darauf aber lauter Salz im Topfe gefunden. Seine Entdeckung theilte er dem Grundherrn mit, der ihm Stillschweigen gebot. Noch am nämlichen Tage aber, sagt man, ward der Schäfer erschlagen gefunden, seine Wittwe jedoch hätte der Grundherr lebenslänglich erhalten. Nachher soll dann über der Stelle ein Haus gebaut worden sein.

143.

Der Blutfleck im Schloßthurm zu Wagenitz.

Ueber die Altmark. II. S. 126.

Seit langen langen Jahren schon findet man durch das ganze Havelland die Familie der von Bredow verbreitet und im Besitz der bedeutendsten Landgüter. Einer dieses Geschlechts wohnte zur Zeit des dreißigjährigen Krieges in Wagenitz, und als die Schweden ins Land drangen, setzte er sich gegen einen Haufen derselben, die in sein Dorf eindrangen zur Wehre, verram-

melte das Thor seines Schlosses mit Brettern und Mist und schoß mit seinen Leuten vom Thurm herab auf die Feinde. Allein er vermochte auf die Dauer ihrer überlegenen Anzahl nicht zu widerstehen, und sie drangen zuletzt bis zum Thurme vor, den sie eroberten. Endlich zog er sich noch auf ein kleines Zimmer in demselben zurück, aber sie folgten ihm auch hierhin, und er fiel ein Opfer ihrer, durch so langen Widerstand nur vermehrten, Wuth. Die Stelle, wo er sein Leben ausgehaucht, bezeichnet ein großer Blutfleck, und diesen vermag nichts hinwegwaschen.

144.

Nippel von Bredow und der Teufel.

Mündlich.

Eine Meile von dem Städtchen Friesack liegt das Dorf Landin und unweit desselben eine Anhöhe, welche der Teufelsberg heißt; diesen Namen verdankt sie folgender Begebenheit:

Zu Landin wohnte vor langen Jahren einmal einer aus dem Geschlechte derer von Bredow, der hieß mit Vornamen Nippel oder Napel, und war ein gar großer Verschwender, so daß er bald sein väterliches Erbtheil verpraßt hatte und nun in die äußerste Bedrängniß gerieth, indem er gar nicht wußte, wo er Geld hernehmen sollte. Da nahm er endlich zu dem letzten Mittel seine Zuflucht und schloß einen Bund mit dem Teufel, dem zufolge dieser dem Napel alles, was er nur verlange, gewähren, dafür aber nachher seine Seele erhalten

sollte; dieser Bund wurde auf dem Teufelsberge geschlossen, der eben davon seinen Namen erhielt. So lebte nun Nippel wie zuvor, bis endlich die Zeit kam, daß der Vertrag zu Ende ging; nun gings ihm doch etwas im Kopfe herum, daß er schon sterben und gar gleich in die Hölle gehen solle, und er ging deshalb tiefsinnig umher und war wie umgewandelt. Das fiel seinem Schäfer auf und er fragte ihn, da er Mitleid mit seinem Herrn fühlte, eines Tages um die Ursache seiner Trauer, und Nippel erzählte ihm ohne Rückhalt, wie er mit dem Teufel den Bund geschlossen und jetzt, da die Zeit des Vertrages bald um sei, demselben seine Seele lassen müsse. Da rieth ihm nun der Schäfer, er solle, da ihm ja der Teufel noch dienen müsse, die Forderung an denselben stellen, ihm einen Scheffel bis zum Rande mit Geld zu füllen, diesen solle er dann, nachdem er ein tiefes tiefes Loch in den Teufelsberg gegraben, so über dem Loche anbringen, daß er, so wie man etwas hineinschütte, umschlage, dann würde sich der Teufel vergeblich abmühen, ihn zu füllen und dadurch der Vertrag gelöst sein. Ueber diesen Rath war Nippel hoch erfreut, that Alles was ihm der Schäfer gesagt hatte, und ging in der folgenden Nacht zum Teufel, der auch gleich bereit war, seine Forderung zu erfüllen. Da schleppte er denn einen großen Sack mit Geld heran, aber er schüttete und schüttete und es nahm kein Ende, denn der Scheffel ward nicht voll. Er nahm einen zweiten und dritten Sack, aber auch damit wollte es nicht gelingen. Da ward er endlich unmuthig und rief:

Nippel Nappel Neepel,
Wat heſt vöörn grooten Scheepel!

Und mit dieſen Worten nahm er den Vertrag, welchen er mit Napel geſchloſſen, warf ihn demſelben vor die Füße und flog ärgerlich davon.

145.

Die Herkunft der von Bredow.

Mündlich.

Der Teufel hat einmal Muſterung auf der Erde gehalten, und alle die Edelleute, die nicht mehr gut thun wollten, in einen großen Sack geſteckt, den auf den Rücken gethan und iſt luſtig damit zur Hölle geflogen. Wie er nun über der Stadt Frieſack iſt, ſo ſtreift der Sack etwas hart an der Spitze des Kirchthurms, ſo daß ein Loch hineinreißt, und eine ganze Geſellſchaft von Edelleuten, wohl ein Viertheil der Bewohner des Sacks, ohne daß der Teufel es gemerkt hätte, herausfallen. Das ſind aber die Herren von Bredow geweſen, die nun nicht wenig froh waren, den Krallen des Teufels für diesmal entkommen zu ſein. Zum Andenken nannten ſie nun die Stadt, wo der Sack das Loch bekommen und ſie befreit hatte, Frie-Sack, und von hier haben ſie ſich dann über das ganze Havelland verbreitet, wo bekanntlich eine große Menge von Rittergütern in ihrem Beſitz ſind. Die Namen derſelben haben ſie ihnen ebenfalls gegeben, und zwar meiſt nach der Richtung des Weges, den ſie nahmen; der älteſte der Brüder nämlich, der in Frieſack blieb,

ſagte zum zweiten: „gâ beß (beſſer) hin", da nannte der den Ort, wo er ſich niederließ, Beßhin, woraus nachher Peßin wurde; ein dritter ging von Frieſack, das am Rande des mächtigen havelländiſchen Luchs liegt, Land einwärts, darum nannte er ſeine Anſiedlung „Land in" oder Landin; ein vierter ging denſelben Weg entlang wie der zweite, und baute Selbelang; ein fünfter ging von dort aus rechts zu (rechts too) und baute Retzow, ein ſechster endlich nannte ſein Dorf nach ſeinen eigenen Namen Bredow.

146.

Der Bruutkolk bei Frieſack.

Mündlich.

Etwa eine halbe Meile von Frieſack findet ſich in der Gegend der Zootzenmeierei, in dem Bette eines ehemaligen Baches, der ſeit der Entwäſſerung des großen Luchs ausgetrocknet iſt, eine ziemlich große Vertiefung, in der, als ſie noch mit Waſſer gefüllt war, einmal zwei Brautleute, warum? weiß man nicht, ihr Leben geendet haben ſollen; ſeit der Zeit hat dieſe Stelle den Namen „der Bruutkolk" erhalten.

147.

Der Dankelsberg bei Frieſack.

Mündlich.

Am Rande des Zootzens, einem herrlichen Laubwalde mitten im havelländiſchen Luch, befindet ſich etwa dreiviertel Meile von Frieſack, nahe beim Forſthauſe

(dem zweiten vom Vorwerk Damm aus) ein runder Hügel von 118 Schritt im Umkreis und etwa 10 Fuß Höhe, den offenbar Menschenhände aufgeschüttet haben. Er heißt der Dankelsberg und hat seinen Namen davon, daß ein Herr von Dankel hier oft mit dem Teufel, mit dem er ein Bündniß gemacht hatte, gekocht hat. Endlich, als der Vertrag um war, hat der Teufel diesen Herrn von Dankel geholt und ist mit ihm über die Eichen hin fortgetanzt.

148.

Der Ursprung derer von Ziethen.

Mündlich.

Bei Wildberg, das ehmals eine Stadt gewesen sein soll, woher auch noch die Reste von Wällen um den Ort stammen und der Schulze den Titel Richter führt, liegt hart an der Temnitz in der Wiese ein Hügel, um den dieses kleine Flüßchen herum geleitet worden ist, wodurch er in früherer Zeit ein bedeutend befestigter Platz gewesen sein muß. Dieser Hügel heißt der Schloßberg, und es soll hier ein Schloß der Grafen von Ruppin gestanden haben; in demselben wurde einer von ihnen einst von einem überlegenen feindlichen Heere belagert, und wurde schon so muthlos, daß er sich ergeben wollte. Bei dem Rathe, den er aber noch zum letzten Male hielt, war auch sein Koch zugegen, der ihm tüchtig Muth einsprach und zuredete, er solle doch noch einen Ausfall wagen, und wenn der Graf selber nicht mitziehen könne, so wolle er die Reisigen anführen und

sei überzeugt, sie würden die Feinde besiegen. Der Graf glaubte zwar nicht an einen solchen Erfolg, indeß wollte er doch das Letzte noch versuchen und gab dem Koch die Erlaubniß zu dem Ausfall mit den Worten: „Zieht hen!" Da ging er mit seiner Mannschaft muthig auf den Feind, der bei Lüchfeld stand, los und in wenigen Stunden war die Schlacht gewonnen und sie kehrten triumphirend in die Burg zurück. Da schlug der Graf von Ruppin seinen treuen Koch aus Dankbarkeit zum Ritter und gab ihm, wegen der Worte mit denen er ihn entlassen, den Namen Ziethen, und gebot ihm fortan als ein Zeichen seines ehemaligen Standes einen Kesselhaken im Wappen zu führen.

Andere erzählen, der Koch habe gerathen, viele Kessel mit Brei zu kochen und diesen so heiß wie möglich den Feinden beim nächsten Sturm auf den Kopf zu schütten; der Graf habe an dem Erfolge dieses Mittels zwar gezweifelt, aber doch endlich in den Worten „Zieht hen" seine Zustimmung gegeben; worauf der Feind wirklich vertrieben und der Koch mit dem Namen Ziethen in den Ritterstand erhoben sei.

149.

Die Riesenschlacht bei Netzeband.

Mündlich.

Südwestlich vom Dorfe Netzeband, zwischen diesem und dem Vorwerk Bertikow, ½ Meile vom Dorfe Walsleben, liegen zwei alte Hünenwälle, von denen der bei letztgenanntem Ort gelegene ein Ringwall von 150 Schritt

Durchmeſſer und einer Höhe von etwa 15 Fuß iſt; er liegt wie der bei Netzeband unweit des kleinen Flüßchens Temnitz und in dem von dieſem und der eine Meile entfernten Doſſe gebildeten Bruche. Der Netzebandſche beſteht aus einer dreifachen Umwallung mit tiefem Graben, und links und rechts von derſelben ziehn ſich noch andre niedrigere Wälle dahin, ſo wie auch noch näher dem Dorfe zu ein dritter Hünenwall, der ſogenannte alte, ſich findet, der ganz viereckig iſt, an der Temnitz liegt und mit dem andern Ufer ehmals durch eine Zugbrücke verbunden geweſen ſein ſoll, von der man noch Spuren haben will. In den erſtgenannten beiden Wällen haben nun, wie man ſagt, vor uralter Zeit einmal Rieſen gewohnt, die miteinander in einen harten Kampf geriethen, und ſich mit den großen Feldſteinen warfen, die ehmals beim Netzebandſchen Wall lagen, ſeitdem er aber beackert wird, fortgebracht ſind. Die Bertikowſchen haben zuletzt die Netzebandſchen beſiegt und vernichtet, und dieſe liegen unweit des Walles in den drei langen und beraſ'ten Hünenbetten, andre aber auch am Saum des wenige Schritte entfernten Fichtenwaldes in den runden Grabhügeln, in denen man ſchon einmal einen goldenen Armring gefunden hat. Die Rieſen von Bertikow haben aber auch viele Todten gehabt und dieſe liegen dort begraben in dem Hügel, welcher dicht bei Bertikow an der Temnitz liegt, wo man auch ſchon alte Schwerter und andre Waffen gefunden. Einige ſagen zwar dieſer Hügel ſei dadurch entſtanden, daß einem Hünenmädchen, welches einſt die Temnitz zu-

dämmen wollte, und zu diesem Zweck Erde in ihrer Schürze herbeitrug, das Band derselben gerissen und die Erde niedergestürzt sei, Andre aber bestreiten es und sagen, dort lägen die Hünen begraben.

150.

Die Burg bei Krenzlin.

Mündlich.

Hart vor dem Dorfe Krenzlin, wenn man von Neu-Ruppin kommt, liegt eine unbedeutende Anhöhe, welche der Räuberberg heißt; sie ist mit einem halb verschütteten Graben umgeben und das Erdreich zeigt in den in und auf demselben liegenden Mauerresten, daß hier vor Zeiten einmal das Feuer gewüthet haben müsse. Hier soll ehmals ein Herr von Fratz, der ein gefürchteter Räuber war, seine Burg gehabt und die vorbeiführende Landstraße gar unsicher gemacht haben; denn, damit er auch des Nachts von der Vorüberkunft der Reisenden benachrichtigt werde, hatte er unter einer Brücke, welche über einen die Straße kreuzenden Graben führte, einen Draht befestigt, der zu einer Glocke in der Burg führte, welche bei dem leisesten Tritt auf der Brücke tönte. Kam nun einer des Weges, so stürzte er hervor und plünderte ihn. So hatte er das Ding eine Zeit lang getrieben, als es dem Grafen von Ruppin doch endlich zu arg wurde, und er ihm drohte, daß er seine Burg anzünden würde, wenn er sich nicht bald bekehre. Aber er ließ sich das wenig kümmern und raubte nach wie vor. Da paßte der Graf einst den günstigen

Augenblick ab, wo Fratz grade in Ruppin war, und schickte seine Reisigen nach Krenzlin; diese erstiegen rasch die Burg und steckten sie in Brand. Als nun die Flammen hoch emporloderten, soll der Graf ihn auf einen Thurm geführt und von dort ihm seine brennende Burg gezeigt haben, zugleich drohend, so würde es Allen ergehen, die ruhige Wanderer ihrer Habe beraubten.

151.

Die Ruppiner Kobolde.

Mündlich.

Als die Stadt Neu-Ruppin am Ende des vorigen Jahrhunderts abbrannte und schon die Kirche in Flammen stand, sah man hoch oben auf dem Thurme einen kleinen rothen Kobold, der bald hier bald da aus den Luken herausschaute, und die unten stehenden Leute, denn der Kirchhof war ganz mit Menschen angefüllt, auslachte. Wie er aber hinaufgekommen, wußte sich niemand zu erklären, denn die Thüren der Kirche und des Thurms waren alle fest verschlossen.

Ein anderer Kobold hält sich am Ufer des Sees auf, und oft hören die Fischer Abends jemanden mit lauter Stimme rufen: „Hol öower!“ Fahren sie dann nach der andern Seite des Sees hinüber, so ist niemand da und sie erkennen zu spät, daß der Kobold sie gefoppt, dessen lautes Hohngelächter auch alsbald aus dem Dickicht des Rohrs erschallt.

152.

Doktor Faust.

Mündlich.

Der Doktor Faust soll ehmals auch zu Neu-Ruppin gelebt haben, und man erzählt namentlich, daß er gewöhnlich des Abends mit einigen Bürgern Karten spielte und sehr viel gewann. Eines Abends nun fiel einem seiner Mitspieler eine Karte unter den Tisch, und als er sie aufhob, bemerkte er, daß der Doktor Pferdefüße habe; da ist denn Allen sogleich klar gewesen, warum er immer so viel gewinne. — Lange Zeit nach seinem Tode hat man ihn noch öfter in einem Dickicht am See mit mehreren Leuten am Tisch sitzen und Karten spielen sehen, und da soll er noch jetzt sein Wesen treiben.

153.

Die Wunderthaten des Priors Wichmann.

Riedel: Geschichte der Kloster-Kirche zu Neu-Ruppin S. 7. 8.

Der Mitbegründer und erster Prior des Dominikaner-Mönchsklosters zu Neu-Ruppin, Wichmann von Arnstein, führte ein gar frommes und gottseliges Leben und erhielt daher zuletzt durch dasselbe die Kraft große Wunderwerke auszuführen. So befand er sich eines Tages in seinem hohen Alter zur Besorgung von Geschäften seines Convents jenseits des Ruppiner See's, und war durch die Anstrengung des Weges, den er zurückgelegt hatte, sehr hungrig geworden, zumal da es ihm überhaupt sehr schwer erträglich war, über die gewohnte

Zeit des Eſſens hinaus nüchtern zu bleiben. Während er nun auf entgegengeſetzter Seite des Sees die Kloſterglocke bereits das Zeichen zum Mittagsmahle geben hört, fühlt er ſich vor Hunger und Durſt ſchon zu entkräftet, um den langen Umweg um den See noch zurücklegen zu können. In dieſer Verlegenheit ſtärkte er ſich mit dem Zeichen des Kreuzes, rief ſeinem Begleiter zu: „Mein Sohn, folge mir muthig!“ und ging gradezu über den See, und ſiehe! Gott ſchickte es, daß das Waſſer feſt und gangbar wurde und er glücklich und wohlbehalten im Kloſter ankam, und die Brüder in den Speiſeſaal führte, während ſein Begleiter, den ſichrern Landweg vorziehend, erſt eine gute Stunde nach ihm eintraf.

Ein andres Mal kehrten mehrere Kloſterbrüder aus entfernten Orten im Kloſter zu Neu-Ruppin ein, und ihre Zahl war ſo groß, daß es an Speiſe gebrach. Da klagte der Bruder Nicolaus, welcher die Küche beſorgte, dem Prior ſeine Noth, und dieſer gebot ihm, zum See hinabzugehn und dort den Fiſchen in ſeinem Namen zu gebieten, daß einer von ihnen herauskäme und den Brüdern zur Sättigung diente. Bruder Nikolaus that, wie ihm geheißen war, und ſiehe! alſobald kam ein großer Wels ans Ufer geſchwommen, der ließ ſich von dem Mönch greifen, und diente nun der hungrigen Menge zur reichlichen Speiſe. — Ein Bild mit der Unterſchrift: „Frater Nicolaus de Ruppino“ welches dieſen, einen großen Wels in der Hand haltend, darſtellte, hing noch am Anfang des vorigen Jahrhunderts im Speiſeſaal des Dominikanerkloſters zu Kölln am Rhein.

154.

Die ſtummen Fröſche zu Schwante.

Beckmann Beſchreib. der Mark Br. Th. III. K. II. S. 588. 589.

In dem Dorfe Schwante, einem Ritterſitz der Familie von Redern, der zwiſchen Cremmen und Oranienburg liegt, und in einer ziemlichen Entfernung um denſelben herum, läßt, ſo viele Fröſche auch dort vorhanden ſind, doch kein einziger ſeine Stimme vernehmen. Wenn auch ſchon einer ſich etwas verlauten läßt, ſo krieget er doch keine Zuſtimmung, und das hat dieſe Urſache: Ein Herr von Redern wurde im Frühling mit einer Krankheit befallen, dabei er viel Unruhe empfand, die ſich aber durch das vielfältige Geſchrei der Fröſche alſo vermehrte, daß er gar keinen Schlaf mehr hatte, den ihm auch keine Arznei wieder zu geben vermochte, ſo daß man allmählig an ſeiner Geneſung zu zweifeln begann, weshalb die Frau des Hauſes ihre Zeit fort und fort in bitteren Thränen hinbrachte. Da kam eines Tages ein armer Mann in das Haus, der bat um ein Almoſen, und wie er ſo an der Thür ſtand, ſah er den Jammer des Hauſes und fragte nach der Urſache. Als er nun alles erfahren, ſagte er: „O! wenn eurem Herrn damit kann geholfen werden, ſo ſollen die Fröſche bald ſtille ſchweigen.“ Darauf brachte man dieſe Rede erſt vor die Frau, danach auch vor den Herrn ſelber, und er gebot, daß man dem Manne einen Sack Roggen geben ſolle, wenn er ſein Verſprechen ins Werk richte. Dieſer begab ſich hierauf fort, umging den adlichen Hof im Kreiſe, ſoweit als ihm gedäucht, daß der Fröſche Stimme

verdrießlich sein könne, gebrauchet darunter seine Wissenschaft und bringet damit zu Wege, daß der Frösche Geplärre aufhört. Und in diesem Stande ist es hernach mit den Fröschen noch bis auf diesen Tag geblieben, also daß sie zwar in dem Wasser und Moraſt bei dem adligen Sitz gefunden werden, aber kein solch Geschrei, als außer diesem Zirkel verführen. Das würde aber hundert Jahr währen, hat der Mann gesagt, und die sind noch nicht um.

III. Der Barnim- und der Lebuser Kreis.

155.

Der heilige See.

Mündlich.

Beckmann Beschreib. d. Mark Br. Th. I. S. 1092.

Bei dem Dorfe Heiligensee liegt dicht an der Havel ein kleiner See, welcher dem Dorfe seinen Namen gegeben hat; man erzählt sich, hier habe vor Zeiten ein Schloß gestanden, in dem eine Prinzessin gewohnt, die sei aber verwünscht worden und das Schloß in den See gesunken. Beckmann sagt auch, er sei alle hundert Jahr mit einem silbernen Heiligen eingeweiht und das Wasser dann weit und breit abgeholt worden. Die Dorfbewohner dagegen erzählen, es habe vor alter Zeit

im Dorfe zwiſchen dem Hauſe des Schmiedes und der Kirche ein Heiligthum geſtanden, das eine große Heilkraft beſeſſen habe, und die älteren Leute können ſich noch gar wohl entſinnen, daß eine große Anzahl von Krücken, welche die geheilten Lahmen zurückließen, in der jetzigen Kirche hing. Daher ſoll es auch kommen, daß der Küſter des Orts noch bis auf dieſen Tag alljährlich ſieben Scheffel Roggen für Metteläuten und Beiern erhält.

Ferner ſind in uralter Zeit alljährlich an einem beſtimmten Tage, den jedoch keiner mehr weiß, zwei ſchwarze Stiere vor einen Wagen geſchirrt worden, und, ſobald dies geſchehen war, ſind die Thiere nicht mehr zu bändigen geweſen, ſondern ſind mit aller Kraft aus dem Dorfe hinaus und grade in den See hineingeſtürzt, aus deſſen grundloſer Tiefe ſie nie wieder zum Vorſchein gekommen.

156.

Die Glocken im heiligen See.

Mündlich.

Tief auf dem Grunde des heiligen Sees liegen Glocken, die vor alter Zeit untergeſunken ſind; zuweilen kommen ſie zum Vorſchein, und namentlich ſieht man ſie dann mitten im See auf einer Untiefe, wo ſie ſich Mittags im Strahle der Sonne wärmen. Einige Leute haben ſie auch ſchon ſprechen hören, und zwar war's grade am Johannistag, als ſie aus dem See herauskamen und die eine zur andern ſagte:

Anne Suſanne
Wiſte mett to Lanne?

worauf die andere antwortete: „Nimmermeh!“ Dann ſanken ſie, nachdem ſie noch einmal angeſchlagen, wieder in die Tiefe.

157.

Die Schwanenkette.

Mündlich.

Ein Bauer in Heiligenſee grub einſt in ſeinem Garten, der am See lag, um einen Platz zu einem neuen Backofen zu ebnen. Da ſtieß er plötzlich auf einen harten Gegenſtand und gewahrte eine ſchwere eiſerne Kette; froh über dieſen Fund, faßt er ſogleich zu, um ſie herauszuziehn, aber er zieht und zieht, und es will gar kein Ende nehmen, und wie er noch ganz verwundert darüber iſt, taucht auf einmal dicht neben ihm im See ein großer ſchwarzer Schwan empor. Da erſchrickt er und läßt die Kette fahren, und im Augenblick ſind Schwan und Kette verſchwunden.

158.

Der Rieſenſtein bei Wandelitz.

Mündlich.

Beckmann Beſchreibung d. M. B. Th. II. K. I. S. 377.
Klöden Beitr. zur mineral. u. geogn. Kenntniß d. M. B. St. V. S. 67.

Zwiſchen den Dörfern Wandelitz und Stolzenhagen liegt auf einer kleinen Anhöhe, unweit des Wandelitzer Sees, ein gewaltiger Granitblock, der, von ziemlich vier-

eckiger Geſtalt, fünf flache Eindrücke, wie von einer großen Hand zeigt. Dieſe ſollen von einem Rieſen herrühren, der bei Wandelitz am Ufer des See's ſpatzieren ging, und ſeinen Fuß an dieſem Steine ſtieß; da ward er unmuthig, ergriff ihn und ſchleuderte ihn weit über den See hin, daß er jenſeit deſſelben niederfiel, indem er ſagte:

Hebb ick mii ſtooten an miine groote Teh (Zehen),
Will ick dii ook ſmeeten öówer de Wandelitzſche See!

Von dem gewaltigen Griff aber, den er in den Stein that, ſind die Eindrücke noch bis auf dieſen Tag zu ſehen.

Es wird auch erzählt, daß ehemals bis zu dieſem Stein ſich der Wandelitzer Acker erſtreckte, daß aber die Stolzenhagener ſich nach und nach das Feld und Bruch diesſeit deſſelben bis zum See und Fließ angeeignet hätten.

159.

Das verſunkne Dorf Arendſee.

Mündlich.

An der Stelle der heiligen Pfüle unweit von Wandelitz, ſoll ehmals ein Dorf Namens Arendſee gelegen haben, das durch ein Erdbeben untergegangen iſt, weshalb man auch im Waſſer noch oft ganz erhaltene Bäume findet. Andre ſagen, dies Dorf hätte an den kleinen Seen gelegen und ſei nebſt einem dabei geſtandenen Kloſter in ſchwerer Kriegszeit zerſtört worden; daher ſah man auch noch bis vor etwa einem Menſchenalter ein Kreuz an der Stelle ſtehen, auf dem eine halb ver-

loſchene Inſchrift, die „zerſtört im J. 1432" ſchloß, zu ſehn geweſen. Früher wurde das Kreuz, ſobald es alt wurde, immer wieder erneuert, aber jetzt iſt es verſchwunden.

160.

Die gebannten Glocken.

Mündlich.

In den heiligen Pfülen liegen Glocken, deren Läuten man zuweilen um Mittag hört; ein Mädchen kam eines Tages an einen dieſer kleinen Seen, um ſich zu waſchen; da erblickte ſie am Ufer drei Glocken, die, dort je geſehen zu haben, ſie ſich durchaus nicht erinnern konnte. Noch in Gedanken darüber, entkleidet ſie ſich zur Hälfte, legt ihr Bruſttuch auf einen derſelben und geht an ihr Geſchäft. Nachdem ſie es beendigt, kommt ſie zurück und hört, wie die Glocken mit einander ſprechen, und ſich gegenſeitig auffordern, wieder in den See hinabzugehn. Da ſagt die eine derſelben traurig, ſie könne nicht von der Stelle, und indem das Mädchen hinzutritt, gewahrt ſie, daß es die ſei, auf welche ſie ihr Tuch gelegt. Während deß ſind die andern beiden aufgebrochen und langſam in den See hinabgewackelt, die dritte iſt aber dort geblieben und das Mädchen auf dieſe Weiſe in ihren Beſitz gekommen. Was ſie aber damit angefangen, wird nicht erzählt.

161.

Die Erbauung von Bernau.

Aus den Acten der Magiſtrats-Regiſtratur zu Bernau S. 49. *)

An der Ecke der Brauerſtraße, wo faſt der Mittelpunkt der Stadt iſt, ſoll ehedem ein einzelner Krug geſtanden haben, zu dem einſtmals Markgraf Albrecht der Bär gekommen und ſich daſelbſt einen Trunk gefordert. Der hat ihm ſo herrlich gemundet, daß er ſich entſchloſſen, an dieſer Stelle eine Stadt zu bauen, welchen Entſchluß er auch alſobald ausgeführt. Zu dem Ende hat er die drei Dörfer Lindow, Schmetzdorf und Lüpenitz eingehen und die Einwohner in die neue Stadt ziehen laſſen; daher haben die Felder der beiden erſten noch heutzutage ihre alten Namen und beſteht das Lindowſche Feld aus 84, und das Schmetzdorfſche aus 48 Hufen; Lüpenitz aber iſt zu einer Heide geworden, welches jedoch ein großes Dorf muß geweſen ſein, indem ſich deſſen Feldmark auf eine Meile erſtreckt. Man ſieht auch noch an allen drei Orten die Rudera der Kirchen und Kirchhöfe, zu Schmetzdorf aber hat der Magiſtrat ein Vorwerk angelegt. Es iſt jedoch auch noch eine vierte Feldmark vorhanden mit 103 Hufen, dieſe heißt die Bernauſche und iſt daher wahrſcheinlich, daß ehmals

*) Litt. F. Fach 90. R. N. 14. Aufſchrift: Acta die dem ꝛc. Beckmann zur Anfertigung einer Hiſtorie von der Mark Brandenburg (durch den Stadtſchreiber Siemers in den Jahren 1711—1715) ertheilten Nachrichten und Merkwürdigkeiten zu Beſchreibung der Stadt Bernau betreffend.

auch ein Dorf Bernau vorhanden gewesen, von dem die Stadt ihren Namen erhalten.

162.

Die Bürgerglocke zu Bernau.

A. a. O. S. 64. Note 19.

Beckmann Beschreibung d. M. B. Th. I. S. 833.

Als einmal im Pabstthum eine Glocke zu Bernau gegossen worden, und man, wie es zu damaliger Zeit Sitte war, Pathen dazu gebeten, welche Gold, Silber, Erz und andere Kostbarkeiten dazu verehren müssen, ist auch eine alte Frau dazu gekommen, die hat gesagt, sie habe zwar nicht dergleichen Dinge, aber sie wolle doch etwas dazu schenken, danach würden sich die Schlangen und Nattern, so damals hier häufig waren, verlieren. Dies sagend, habe sie eine Natter mit in den Guß laufen lassen, und seit der Zeit sind diese Thiere aus der Umgegend vollständig verschwunden. Als aber die Glocke vor zwei Jahrhundert einen Riß bekommen, und sie nicht mehr hat gezogen werden können, da haben sich auch die Schlangen wieder gezeigt, jedoch sind sie wieder verschwunden, als sie im J. 1649 umgegossen worden ist.

163.

Die Hussitenschlacht bei Bernau.

A. a. O. XII. und mündlich.

Als im Jahre 1432 die Hussiten die Mark verwüsteten, sind sie auch vor die damals sehr feste Stadt Bernau gekommen, die sie stürmen wollten, sind aber

von den Weibern, als sie die Mauer erstiegen, durch heißen Brei und Wasser zurückgetrieben worden. Indessen hatte sich der Kurfürst Friedrich mit sechstausend Mann von dem Berliner Thor bis zum Mühlenthor und von da weiter bis halb an das Steinthor gelagert und daselbst die Reichshülfstruppen erwartet, und nachdem diese angelangt, so geht er den Belagerern in den Rücken und fällt sie von hinten an; die in der Stadt sammt den dahin Geflüchteten, worunter allein 900 Knechte gewesen, fallen gleichfalls aus und greifen die Feinde von vorn an, so daß sie auf diese Weise in die Mitte gebracht und aufs Haupt geschlagen worden. Das ist aber geschehen auf dem Felde, wo die Panke entspringt, und in so gewaltigen Strömen ist das Blut der Feinde geflossen, daß der Boden hier bis auf den heutigen Tag davon roth gefärbt worden, weshalb er den Namen das Blutfeld oder rothe Land erhalten. Der Tag der Schlacht ist aber der des heiligen Georg gewesen, welcher noch alljährlich mit einem feierlichen Dankfest begangen wird.

164.

Der Schloßberg zu Biesenthal.

Mündlich.

Hart an dem kleinen Städtchen Biesenthal, das auf einer Anhöhe liegt, befinden sich zwei kleine Hügel, die steil zu dem von der Finow durchflossenen Wiesengrunde abfallen, und deren äußerster, der sogenannte Schloßberg, von dem der Stadt näher gelegenen ersten durch eine bedeutende Vertiefung abgeschnitten ist, über

welche ehmals eine hölzerne Zugbrücke gebaut geweſen ſein ſoll. Auf dem Schloßberge, ſagt man, habe vor alter Zeit ein ſtarkes Räuberſchloß geſtanden, in welchem die Herren von Arnheim oder Arnim gewohnt, die alles, was auf der hier vorüberführenden Landſtraße von Neuſtadt-Eberswalde daherkam, überfielen und ausplünderten. War nun ſchon das Schloß auf dem kegelförmigen Berge und durch ſeine ſtarken Feldſteinmauern, deren Reſte ihn noch umkränzen, an und für ſich feſt, ſo kamen noch andre Vertheidigungsmittel hinzu, die es faſt unüberwindlich machten. Es gehörte nämlich dazu die unterhalb in geringer Entfernung gelegene Wehrmühle, die davon ihren Namen erhalten hat, daß die Ritter hier, ſobald das Schloß in Gefahr ſtand, das Waſſer aufſtauen ließen und dadurch die ganze Gegend ringsum unter Waſſer ſetzten. Ferner waren ſie aber auch mit allem Nöthigen immer hinreichend verſehen, denn außer dem eigentlichen Schloß, deſſen tiefe Keller noch vorhanden ſind, ſtanden die Küche und Wirthſchaftsgebäude auf dem erſten Berge, der danach auch der Küchenberg heißt, und unter dem Schloſſe in den Wieſen zeigt ſich ebenfalls noch eine kleine Erhebung, auf der noch andre Gebäude geſtanden haben ſollen, wenigſtens ſind auch dort nicht längſt noch Fundamente ſichtbar geworden. Die Brauerei und Brennerei ſoll dicht an der Stadt, am Abhange nördlich der Kirche, geſtanden haben, und endlich ſoll noch eine eigne Schmiede zum Schloß gehört haben. Dieſe hat auf dem Reiherberg gelegen, einem runden Hügel von etwa

funfzehn Fuß Höhe, der mitten im Wiesengrunde an einem kleinen See liegt. Zu demselben führt ein Damm, der beim Küchenberge anhebt, dann beim Schloßberge sich rechts wendet und in grader Linie immer mehr ansteigend und sich in der Breite ausdehnend fortgeht, bis er sich endlich wieder rechts wendet zum Reiherberge und nun dessen ganze Breite annimmt. Dieser Berg wird jetzt beackert und man findet oft beim Pflügen verrostete Eisenwerkzeuge und Schlacken, die beweisen sollen, daß hier eine Schmiede gestanden. Am Fuße desselben finden sich ebenfalls viele Schlacken, Knochen, ganze Kohlenlagen und eine große Anzahl von Scherben, die fast von alten Graburnen herzurühren scheinen.

Im Schloßberg soll nun aus der Zeit, wo die Herrn von Arnheim dort hauſten, noch ein gewaltiger Schatz vergraben liegen, den sollen nur elf Menschen heben können, der elfte aber wird dabei sterben.

165.

Die verwünschte Prinzessin auf dem Schloßberge bei Biesenthal.

Mündlich.

Auf dem Schloßberg zu Biesenthal zeigt sich gewöhnlich um Mittag, oft aber auch Mitternacht, eine verwünschte Prinzessin, die geht ganz weiß gekleidet einher und hält ein goldenes Spinnrad in der Hand. Gar manchem ist sie schon dort erschienen, und so erging es vor mehreren Jahren auch einmal einem Gärtner. Dem trat sie einst um Mitternacht, als er eben

in den Schloßgarten kam, entgegen, denn dahin hatte es ihn unwiderſtehlich getrieben, da er ſchon ſeit mehreren Nächten immer dieſelbe Stimme vernommen hatte, die ihm zugerufen, er ſolle auf den Schloßberg kommen. Er erſchrak zwar anfänglich über ihre Erſcheinung, allein als ſie ihn gar beweglich bat, er möge ſie doch zur Kirche tragen, die unweit des Berges liegt, faßte er ſich ein Herz und nahm ſie auf den Rücken. Wie er jedoch in die Kirchhofspforte eintritt, fährt ihm plötzlich ein Wagen entgegen, der iſt mit kohlſchwarzen Roſſen beſpannt, welche Feuer aus Maul und Naſe ſpeien; da faßt ihn jäher Schrecken und er ſchreit laut auf; im ſelben Augenblick verſchwindet auch der Wagen, aber auch die Princeſſin entflieht mit dem Jammerrufe: „wieder auf ewig verloren!“

Einige ſagen, die weiße Frau auf dem Schloßberge ſei keine verwünſchte Prinzeſſin, ſondern ein Fräulein von Arnheim; die ſei mit ihrer Schweſter die letzte des Stammes geweſen, und habe daher das Schloß geerbt. Warum ſie aber verwünſcht worden, weiß man nicht, denn ſie iſt überdies ein gar frommes Fräulein geweſen, und hat den armen Bieſenthalern allen Acker, den ſie jetzt noch beſitzen, geſchenkt.

166.

Der Bau der Bieſenthaler Kirche.

Mündlich.

Es ſind jetzt etwa hundert Jahre her, da iſt die Stadt Bieſenthal einmal abgebrannt, und dabei iſt auch

die alte Kirche in Flammen aufgegangen. Als die nun wieder aufgebaut wurde, ist alles so schnell von Statten gegangen, daß man hätte meinen mögen, die Steine und Balken kämen dazu nur so herbeigeflogen. In der Nacht hat man aber immer ein gewaltiges Gepolter und Geklapper darin gehört, als wenn da viele Arbeiter beschäftigt wären. Einer der Maurer hat nun einmal einen Eimer auf dem Boden stehen lassen und wollte ihn noch spät in der Nacht herabholen, aber da hat's ihn plötzlich erfaßt und so die Treppe hinunter geworfen, daß er kaum mit dem Leben davon gekommen.

167.

Die Windsbraut.

Mündlich.

In Biesenthal und der Umgegend erzählt man: Die Windsbraut war vor Zeiten ein reiches Edelfräulein, welche die Jagd über Alles liebte, aber die Aecker und Gärten der Bauern und deren sauren Schweiß für nichts achtete, und mit gewaltigem Ungestüm durch Saatfelder und Pflanzungen dahinstürmte; dafür ist sie verwünscht worden, in alle Ewigkeit mit dem Sturme dahin zu fahren, und wenn der sich nun erhebt, so eilt sie ihm voran und wird von feurigen Ungethümen, Schlangen und Drachen gejagt, die sie nirgends ruhen lassen.

168.

Der heilige Christoph in der Kirche zu Neustadt-Eberswalde.

Mündlich.

In einem Seitenschiffe der Stadtkirche zu Neustadt-Eberswalde sieht man ein großes Frescobild des heiligen Christoph, und es wird erzählt, daß in der Gegend der Kirche, wohin er schaue, ein großer Schatz verborgen liege; was es aber sonst damit für eine Bewandniß habe, weiß niemand. Nur sollen ehedem alljährlich zwei Mönche aus fremden Landen gekommen sein, die sollen nachgesehen haben, ob die Kirche noch stehe und das Bild noch vorhanden sei, dann aber sind sie wieder fortgegangen.

169.

Der Wunderkreis auf dem Hausberg bei Neustadt-Eberswalde.

Mündlich.

Auf dem Hausberg bei Neustadt hat ehmals eine alte Burg gestanden, deren Gemäuer noch vor mehreren Jahren sichtbar gewesen, später aber zum Bau der Kirchhofsmauer benutzt worden ist. Hier läßt sich öfter eine weiße Frau mit einem großen Bund Schlüssel sehen, die sich auch zuweilen in einen großen schwarzen Hund verwandelt und so die Gegend durchstreift.

Jetzt ist der Hausberg oben ganz geebnet und nur der sogenannte Wunderkreis befindet sich dort; das ist

ein aus vielen Kreiſen beſtehender, durch Raſenſtücke geſchaffner Gang, der ſo in und durch einander läuft, daß, wenn man ihn zu Ende geht, man an derſelben Stelle wieder ankommt, wo man hineingegangen iſt. Früher wurde er von den Kindern zu Oſtern ausgelaufen, das heißt, derjenige Knabe, der ihn am ſchnellſten durchlief, erhielt eine Belohnung von Oſtereiern, aber jetzt wird ſeiner nicht mehr geachtet, da die alte Sitte nicht mehr beobachtet wird. Dieſen Kreis, ſagt man, habe ein alter Schäfer gemacht, der ſich dadurch vom Tode gerettet, denn man hatte ihm verſprochen, ihm das Leben zu ſchenken, unter der Bedingung, daß er einen ſolchen Wunderkreis ſchaffte, was er denn auch glücklich ausgeführt. — Andre ſagen, ein Schäfer hätte ſollen hingerichtet werden, und habe noch kurz vor ſeinem Tode gebeten, daß ihm geſtattet werde, noch einmal die herrliche Ausſicht auf das Thal vom Hausberge aus genießen zu dürfen. Das ward ihm gewährt, und wie er nun ſo auf dem Berge umherging, ſchleifte ſein Stock hinter ihm im Sande nach und bildete ſo den Wunderkreis.

170.

Das Schloß ohne Treppe.

Mündlich.

In dem Dorfe Lichterfelde iſt ein altes Schloß, welches der italieniſche Baumeiſter gebaut haben ſoll, der auch die Feſtung Spandau gebaut hat, wofür er zum Dank von dem Kurfürſten die Gegend erhielt, wo

jetzt Lichterfelde liegt. Nachdem er nun den Bau seines Schlosses vollendet hatte, das aber ganz ohne Thüren und Treppen war, ließ er seine Tochter, die sehr schön war, dahin nachkommen, und zwar geleitete sie auf diesem Wege ein Herr von Sparr. Es war damals die ganze Gegend noch ein dichter, fast undurchdringlicher Wald, und nur ein Stückchen Landes um das Schloß war erst ausgerodet; als nun das Fräulein mit ihrem Begleiter an diese Stelle kam, da rief sie freudig aus: „Lichtes Feld!" Da sagte der Vater, als ihm nun der Herr von Sparr die Vorgänge der Reise berichtete und auch diesen Ausruf erzählte: „Nun so will ich das Schloß Lichterfelde nennen!" und diesen Namen hat es denn auch erhalten. Dem Herrn von Sparr hatte aber sein Schützling so gefallen, daß er den Alten bat, sie ihm zur Frau zu geben, aber der suchte allerhand Ausflüchte und sagte endlich, wenn er den Eingang zum Schlosse fände, so solle er sie haben. Damit mußte sich Sparr zufrieden geben und ging davon. Nun trug es sich einmal zu, daß der alte Italiener, der sonst immer seine Tochter ängstlich bewachte, nach Neustadt gefahren war, wo ein großes Fest gefeiert wurde, bei dem auch Sparr, der auf dem Schlosse zu Trampe wohnte, zugegen war. Kaum erblickte der den Alten, als er aufbrach und nach Lichterfelde fuhr. Das Fräulein, die im obern Stockwerke des Schlosses wohnte und gerade am Fenster saß, erblickte ihn alsbald und ließ sogleich einen großen Korb herab, vermittelst dessen sie den Vater immer hinaufwinden mußte, und so hatte denn der Herr von Sparr

die Bedingung, welche ihm der Alte gestellt hatte, erfüllt und heiratete bald danach das Fräulein. Als ihm aber das erste Kind geboren wurde, da ließ er auch eine Treppe im Schloß anlegen und es überhaupt mehr nach der Sitte anderer Häuser einrichten.

171.

Die von Uchtenhagen zu Freienwalde.

Beckmann Geschichte d. M. B. Th. III. K. III. S. 942. Mündlich.

Auf dem Schloßberg und dessen Spitze waren vordem die Ueberbleibsel von einem viereckig langen Gemäuer sichtbar, welches das Schloß des von Uchtenhagen gewesen sein soll, aus welchem er seine Räubereien verrichtet. Man sah an den Resten, daß auf beiden Seiten Zimmer, wiewohl etwas enge, in der Mitte aber ein Platz, vermuthlich ohne Gebäude, gewesen. Das Gemäuer, bei welchem man hinaufgeht, war von eitel Feldsteinen und von ungefähr fünf Fuß Stärke. Jetzt sind von all dem nur dürftige Spuren, der Berg ist zu einem schönen Spatziergang umgeschaffen, allein das Andenken an den Uchtenhagen hat sich noch frisch und lebendig erhalten.

Es war nämlich einmal ein gar fehdelustiger Ritter, Namens von Hagen, der lag im Kampf mit einem des Geschlechts von Jagow; nun hatte aber der Kurfürst im ganzen Lande geboten, daß aller Streit rechtlich beigelegt werden solle, und gegen die Uebertreter dieser Verordnung harte Strafen ausgesprochen. Als er nun

erfuhr, daß der von Hagen der Anstifter dieses Streits sei, erklärte er ihn in die Acht und beraubte ihn aller seiner Habe. Nun irrte dieser unstät umher, indem er sich von Räubereien ernährte, die er besonders in der Gegend von Freienwalde, wo er seine Höle hatte, ausübte. Nicht lange nach dieser Zeit aber traf sich's, daß der Kurfürst in einen Krieg verwickelt wurde, und zwar, wie einige sagen, mit den Herzögen von Mecklenburg; in diesem kam es auf dem sogenannten rothen Felde, in der Gegend der Sonnenburger Heide, zu einer blutigen Schlacht, woher das Feld auch das rothe genannt worden ist. Diese dauerte fast einen ganzen Tag, und schon wankten die Brandenburger, von dem überlegenen Feinde hart bedrängt, als plötzlich der von Hagen, in schwarzer Rüstung und mit herabgelaßnem Visier aus einem Dickicht mit seinem Häuflein treuer Knechte hervorbrach, den Feinden in den Rücken fiel und sie so in große Verwirrung brachte. Da bekamen die Brandenburger neuen Muth, drangen von neuem vor und nicht lange währte es, so warfen sie die Feinde vollständig über den Haufen. Als so die Schlacht glücklich geendet war, ließ der Kurfürst den schwarzen Ritter vor sich kommen, dankte ihm für seine Hülfe und fragte nach seinem Namen. Hagen weigerte sich jedoch, ihn zu nennen, indem er sagte, der thue nichts zur Sache. Darauf drang auch der Kurfürst, der wohl ahnen mochte, wer er sei, nicht weiter in ihn und sagte: „Damit du siehst, daß ich erkenntlich bin, so soll, was du mit deinem Rappen vom Aufgang bis zum Niedergang der Sonne umreiten kannst,

dein sein, und weil du aus dem Haag uns zur Hülfe kamst, so sollst du forthin der Ritter von Ut dem Hagen sein!" Mit diesen Worten schlug er ihn darauf zum Ritter, und in der Folge ist der Name in Uchtenhagen umgestaltet worden.

Am folgenden Morgen setzte sich der Ritter Uchtenhagen mit Sonnenaufgang auf dem Schloßberge bei Freienwalde zu Roß, und ritt nun in Begleitung einiger Gefährten weit herum um Freienwalde, bis nahe an Wriezen heran, ritt, da es Sommer war, durch die seichte Oder, und kam durch das Niederbruch hindurch gegen Abend nach Neuenhagen, das etwa eine halbe Meile von Freienwalde entfernt liegt. Hier traf er auf dem Felde einen Schäfer an, den er fragte: „Schäfer, was ist's an der Zeit?" worauf ihm dieser antwortete: „Nun die Sonne geht zur Rüste!" sogleich zog der Uchtenhagen sein Schwert, schlug dem Schäfer den Kopf ab und steckte neben dem Leichnam, mit Hülfe seiner Gefährten, einen großen Pfahl auf, zum Zeichen, daß er bis hieher auf seinem Ritt gekommen, und diesen Pfahl bebewahrt man noch jetzt auf dem Amte Neuenhagen auf. Nun baute sich Uchtenhagen auf dem Freienwalder Schloßberge eine Burg, aus der eine Menge unterirdischer Gänge führten, damit, wenn er in großer Bedrängniß sei, er hier einen sichern Ausweg habe, denn die Zahl seiner Feinde, die zuvor schon groß war, wurde durch die Gnade des Kurfürsten nur vermehrt. Als nun Uchtenhagen alt wurde, übernahm sein ältester Sohn die Verwaltung seiner Besitzungen,

welcher der einzige ihm von mehreren Söhnen übrig geblieben war, allein auch dieser starb bald darauf und hinterließ nur einen einzigen Knaben. So waren nun der alte Uchtenhagen und sein Enkel allein von dem ganzen Geschlecht übrig, und seine Feinde suchten ihm auf mancherlei Weise anzukommen, aber sein Schloß war zu fest, da konnten sie ihm nichts anhaben, deshalb dangen sie dann einen feilen Knecht, der mußte beide vergiften. Der Alte fiel auch bald als ihr Opfer, und nun war der Knabe noch übrig, dem ward eines Tages eine Birne gereicht, die war vergiftet. Nun hatte er einen Hund, den er gar sehr liebte und mit dem er all seine Speise theilte, dem warf er ein Stück der Birne zu, und das treue Thier starb mit ihm. Dieser Augenblick, wie der Knabe die Birne in der Hand hält und der Hund liebkosend an ihm heraufspringt, ist auf einem Gemälde dargestellt, das sich noch jetzt in der Freienwalder Kirche über dem Altar befindet; es trägt auch eine auf die Begebenheit bezügliche Inschrift, aus der man ersieht, daß der Knabe acht und ein halbes Jahr alt war, als er starb. Der alte Uchtenhagen aber und sein Enkel ruhen in der Gruft unter dem Altar der Freienwalder Kirche, wo man vor mehreren Jahren noch ihre bereits zu Staub zerfallenen Leichen in den Särgen gefunden hat.

172.

Das alte Strombett.

Mündlich.

Fischbach: Städtebeschreibung d. M. B. Th. I. Bd. I. S. 354.

In der Gegend des Dorfes Köthen, das zwischen Neustadt-Eberswalde und Freienwalde liegt, beginnt eine lange Kette von Seen, die sich in fast grader Richtung von Nord nach Süd durch den Wald Blumenthal nach Straußberg zu erstreckt; jedoch sind die meisten derselben nicht durch Fließe mit einander verbunden, und erst die südwestlich von Straußberg gelegenen stehen mit der Spree in Verbindung. Die Höhe der Ufer dieser Seen ist ziemlich bedeutend und sie fallen meist steil zum Spiegel des Wassers ab, die Breite ihrer Thäler aber beträgt fast durchgehends nur einige hundert Schritt. Diese Seen sollen, wie man allgemein in der Gegend behauptet, vor Zeiten ein fahrbares Wasser, oder, wie andre sagen, ein schiffbarer Strom gewesen sein. Fischbach berichtet diese Sage ebenfalls, und zwar sagt er, es sei hier vor Alters ein Kanal gewesen, durch welchen die Oder mit der Spree verbunden worden.

173.

Die Stadt im Blumenthal.

Fischbach: Städtebeschreibung d. M. B. Th. I. Bd. I. S. 357.

Beckmann: Beschreib. d. M. B. Th. II. Kap. II. S. 446. 447.

Mündlich.

Nordöstlich von Straußberg und westlich von dem Dorfe Prötzel liegt unweit der Chaussee, die von Tie-

fensee nach Müncheberg führt, mitten in einem herrlichen Eichwalde und ziemlich auf der höchsten Erhebung eines oft aus sehr steilen Hügeln und Thälern bestehenden Plateaus, ein Flecken Landes, welches in der ganzen Umgegend den Namen der Stadtstelle führt. Noch vor wenigen Jahren war auch diese mit sehr alten Eichen bestanden, aber jetzt sind sie gefällt, und man hat westlich einen freien Blick bis zu dem etwa eine Viertelmeile entfernten Heidekrug, östlich bis zu dem unweit Prötzel gelegenen Hammelstall, nördlich und südlich ist der Blick durch Eichen- und Fichtenwald begrenzt. Jetzt wird dieser Flecken Landes, ungeachtet der Boden mit gewaltigen Massen bald kleinerer, bald größerer Steine bedeckt ist, mit Getraide bestellt, und nur, wo sich die Anhöhe nach Osten zu senkt, hat man eine größere Eiche stehen lassen, zum Andenken daran, daß hier einst eine Stadt gestanden, die untergegangen ist. Unter dieser Eiche liegt nämlich ein großer Granitblock, der von ziemlich viereckiger Gestalt und oben geebnet ist; er hat eine Breite und Länge von etwa acht Fuß, liegt aber, wie es scheint, sehr tief in der Erde. Dieser Stein soll, wie erzählt wird, die Stelle bezeichnen, wo der Marktplatz der untergegangenen Stadt lag, und in seiner Nähe erstrecken sich, in einer Höhe von etwa zwei Fuß über dem Boden und fast in der ganzen Ausdehnung des jetzigen Feldes, Steinwälle, die tief in die Erde hinabgehen. Das sollen die Fundamente der Häuser jener Stadt sein. Noch vor hundert Jahren konnte man hier, nach Beckmann's Beschreibung, die Spuren

einer Hauptstraße, welche die Richtung nach Straußberg hielt, und von sechs Querstraßen finden; außerdem waren noch verschiedene Gruben als Ueberreste von Kellern oder Brunnen zu sehen, und vier ummauerte Plätze, die, wie er meint, der Nachlaß von Kirche, Rathhaus, Schloß, Kloster oder dergleichen gewesen sein mögen. Innerhalb dieses Raumes liegen auch drei runde Hügel, von denen man sagte, daß sie Begräbnißhügel seien. Das Alles ist jetzt zum größeren Theil verschwunden, aber von dieser Stadtstelle haben sich noch mannichfaltige Sagen, namentlich in Straußberg, erhalten. Eine alte 73jährige Frau erzählte darüber, wie sie von einem 83jährigen Schäfer in ihrer Jugend gehört, der es von seinem Großvater vernommen habe, daß im Blumenthal einst eine sehr schöne Stadt mit guter Nahrung gestanden habe, die durch ein Erdbeben zerstört worden sei. Sie selbst habe noch den Kirchhof und den Grabstein des Predigers gesehen, auf dem mit großen Buchstaben zu lesen gewesen: „Prediger Troschel, gebürtig aus Marienwerder", doch können sie sich der Zahlen des Geburts- und Todesjahrs desselben nicht mehr genau entsinnen. Der Schäfer, dessen Vater schon immer in diesem Irrgarten, in dem die schönsten Mallinekens (Himbeeren), weiße Johannisbeeren, Stachelbeeren, Haselnüsse gestanden, gehütet hatte, erzählte ihr einst, als er auf einem Eichenstumpf saß, auf diesem hätte sein Großvater alle Morgen einen Groschen gefunden (es war aber noch einer von den alten, von denen 24 auf einen Thaler gingen), das hätte er aber niemand sagen dürfen, sonst

hätte er ihn nicht mehr bekommen. Er that daher das Geld stets heimlich in einen Sack und bewahrte den an einem sichern Ort. Einst mußte er ihn aber da fortnehmen, nachdem er 9 Jahre lang alle Tage seinen Groschen erhalten hatte, und versteckte ihn deshalb in seinem Strohsack. Als nun seine Frau das Bett macht, findet sie den Sack und schilt nun auf ihren Mann los, sie habe so lange geglaubt einen ehrlichen Mann zu haben, und sehe nun, daß er ein Spitzbube sei. Da erzählte ihr der Mann, um sich vom Verdacht zu reinigen, woher er das Geld habe, aber des andern Morgens war auch kein Groschen mehr auf dem Eichenstumpf, und nie hat er wieder einen bekommen.

Seltsam ist auch, was dem Vater des Schäfers dort mit seinem Hunde begegnet, so lange er den nämlich gehabt, ist der Hund, der den ganzen Tag über nichts fraß, Mittags in ein kleines Loch auf der Stadtstelle gekrochen, und wenn er auch noch so dünn hineinging, kam er doch immer wohlgenährt heraus, und hatte sich oft so rund gefressen, daß ihm die Wampe bis auf die Erde hing. Der Schäfer behauptete aber steif und fest, „dä mütten Lüüde in west sinn, dee den Hund föddert hebben!"

Einige sagen auch, auf der Stadtstelle zeige sich öfters eine weiße Frau, welche ein verwünschtes Fräulein sei, und auf dem Marktsteine sei noch eine Menschen- und Pferdetrappe sichtbar, woran man sehn könne, daß auch der Teufel dort sein Wesen getrieben.

174.

Der Blumenthalſche See.

Mündlich.

Wie einige Leute erzählen, iſt die Stadt, welche einſt im Blumenthal geſtanden, in dem dortigen ſchönen See untergegangen, und daher mag auch der große gelbe Koffer, der ganz mit Eiſen beſchlagen iſt, hineingekommen ſein. Man ſieht nämlich zuweilen einen ſolchen dort auf dem Waſſer ſchwimmen, aber kein Menſch kann ihn herausziehen, und wenn die Fiſcherknechte ihn mit Stricken herausziehen wollten, und ihn oft ſchon ganz ſicher zu haben glaubten, waren die Stricke plötzlich wie abgeſchnitten und der Koffer wieder an der alten Stelle. Ueberdies iſt das Herausziehen ſehr gefährlich, denn mancher, der es thun wollte, iſt ſchon dabei im See ertrunken. Es muß aber recht etwas Wunderſchönes darin ſein, denn am zweiten Adventstage hört man den ganzen Tag über eine herrliche Muſik, wie von Pauken und Trompeten und auch Geſang, und die kommt aus dem Koffer. Ein Schäfer war einſt grade an dieſem Tage mit einem alten Fiſcher und noch andern dort in der Nähe, und es war ihnen allen ſchon den ganzen Tag wie Muſik in den Ohren; als ſie nun dem See näher kamen, wurde dieſe immer deutlicher, und wie ſie endlich am Ufer anlangten, ſahen ſie den Koffer und hörten die Muſik in ihrer ganzen Schönheit.

Wunderbareres kann man aber noch am Neujahrstage dort erleben, denn da ſieht man Leinen quer über

den ganzen See gezogen, darauf hängt die allerfeinste Wäsche, und zwar so schöne Hemden, Ueberzüge, Handtücher, Laken und dergleichen mehr, daß sie wohl jeder gern haben möchte. Zum See führen dann ordentliche, von Rasen gemachte Stufen hinab, und es scheint so recht einladend gemacht, daß einer die Wäsche holen solle. Eine Frau kam nun auch einmal am Neujahrstage des Weges, und da der See immer an dem Tage zugefroren ist, heute aber grade so fest war, daß man noch die Spuren der schweren Holzwagen sah, die darüber gefahren waren, konnte sie dem Gelüste nicht widerstehn und wollte eins der schönsten Stücke holen, aber wie sie hingeht und faßt nur kaum die erste Klammer an, giebts ein fürchterliches Krachen, das Eis bricht unter ihr zusammen, und sie hätte unfehlbar ertrinken müssen, wenn ihr nicht noch die Fischer, die grade auf dem See fischen wollten, zur rechten Zeit zu Hülfe gekommen wären. — Wie Einige erzählen, soll sich dies Alles nicht auf dem Blumenthal-, sondern auf dem Straußsee zutragen.

175.

Der wilde Jäger im Blumenthal.

Mündlich.

Im Blumenthal hört man auch oft den wilden Jäger, wie er mit „Hoho", Peischengeknall und Kettengerassel durch den Wald jagt. Es soll dies aber ein alter Oberförster sein, der zur Strafe, daß er die armen Leute, die Holz aus dem Walde holten, arg mißhan-

delte, und namentlich weil er einem den Arm zerschlagen, verdammt ist dort ewig zu jagen.

Eine Frau war einst noch spät Abends mit anderen im Walde, wo sie Beeren gesucht hatten, da hören sie von fern ein lautes „hoho", Peitschengeknall und Hundegebell. Da ihr nun ein so arger Lärmen im Walde noch nie vorgekommen, fragte sie die übrigen, was das wäre, und erfuhr, daß es die wilde Jagd sei, wurde aber auch zugleich gewarnt, nicht zu nahe heranzugehen. Sie aber war neugierig und wollte doch den Zug, von dem sie schon so viel hatte erzählen hören, gern sehen; als sie nun wenige Schritte vorgegangen, wird der Lärm immer gewaltiger, und indem sie sich umblickt, sieht sie das Pferd des wilden Jägers dicht an ihrer Schulter; in demselben Augenblick ist sie aber auch schon zu Boden gerannt, und der Topf mit all den schönen Beeren liegt zerbrochen an der Erde. — Unweit von der Stelle, wo sie den wilden Jäger gesehen, giebts auch einen Weg, welcher der Hans-Mertenweg heißt, und seinen Namen von einem alten Manne haben soll, der vor Zeiten im Walde sein Brot durch Ausroden der Eichenstubben verdiente, und den Weg gemacht haben soll.

Andere erzählen, dieser wilde Jäger sei darum verdammt, ewig zu jagen, weil er sich gegen Gott versündigt habe. Er hat nämlich einstens am ersten Weihnachtsfeiertage gejagt, und da sich kein Wildbrät hat wollen sehen lassen, so hat er gesagt, „und sollte ich bis zum jüngsten Tage jagen, so muß ich heut einen Hasen

haben", aber er hat keinen bekommen und sagt dafür noch bis auf den heutigen Tag.

176.

Der Name von Straußberg.

Mündlich.

Die Stadt Straußberg soll ihren Namen von dem Straußsee, an dem sie liegt, haben, und der heißt so, weil er ganz die Gestalt wie der Vogel des Namens hat. Man möchte zwar meinen, daß die langen Beine fehlen, aber auch die sind da, wenn man nämlich die beiden alten Gräben ansieht, welche an der Stadt sind.

Wie nun auch der Name der Stadt entstanden sei, vom Vogel Strauß soll er, wie alle Straußberger sagen, bestimmt herstammen. Denn auch Angelus, der daher gebürtig war, erzählt in seinen märkischen Annalen beim Jahre 1254: „Etliche haltens dafür, daß Straußberg den nahmen habe von dem großen vngehewren vogel Straus, vnd sagen, daß an dem ort der Stad, den man eine lange zeit biß nun hero den Buchhorst genennet, viel grose gewaltige büchbävme gestanden, darin sich der vogel Straus gehalten habe."

177.

Der Lindwurmknochen in Straußberg.

Mündlich.

In der kleinen Kapelle, die vor dem Landsberger Thore zu Straußberg steht, ist ein gewaltiger Knochen zu sehen, der mit einer großen eisernen Kette ange-

ſchloſſen iſt. Von dem ſagen einige, daß er von einem Rieſen herſtamme, andere aber erzählen, daß er einem Lindwurm angehört, der einſt im dortigen Walde gehauſt habe.

178.

Der hohle Marienberg bei Straußberg.

Mündlich.

Von dem Berge, auf welchem jetzt das Landarmenhaus zu Straußberg ſteht, ſoll ein unterirdiſcher Gang am See entlang bis zum Marienberg führen, den aber bis jetzt noch keiner hat entdecken können. Der Marienberg aber iſt inwendig hohl, und die Ritter ſollen dort in alten Zeiten ihre Schätze verborgen haben; daß er aber inwendig hohl ſei, kann man noch heute ſehen, denn ganz oben auf demſelben iſt ein kleines Loch, kaum drei Hände breit, in dem kann man mit wohl zwanzig an einander gebundenen langen Stangen doch noch nicht auf feſten Grund kommen.

179.

Die drei vermauerten Thore zu Straußberg.

Neben den drei Thoren zu Straußberg ſah man ſonſt drei andere, welche zugemauert ſind, und über dieſen waren auch Thürme. Einer der frühern Beſitzer von Straußberg wurde nämlich einmal von dem Herrn, welchem Blumenthal gehörte, zu Gaſt geladen. Während er nun da war, ſchickt der Blumenthaler ſeine Leute nach Straußberg und läßt es einnehmen; das erfährt

jedoch der Straußberger noch zur rechten Zeit, macht sich auf und nimmt die Stadt wieder. Da ließ er denn am andern Tage die alten Thore zumauern, und dicht neben denselben neue durchbrechen, weil, wie er sagte, kein ehrlicher Mann mehr durch die alten gehen könnte, seitdem Spitzbuben durch sie eingezogen wären.

180.

Von Kobolden in Straußberg.

Mündlich.

In Straußberg giebt es noch jetzt so manchen, der einen Kobold hat, und durch ihn ein reicher Mann wird aber in früheren Zeiten ist die Anzahl solcher Leute noch viel größer gewesen. Da war auch einmal ein Weber, der immer vollauf zu thun hatte, und wenn er nun die Arbeit des Abends noch ganz unvollendet verließ, so war sie gleichwohl frühmorgens immer fertig, aber kein Mensch im Hause wußte, wie das kam, bis daß endlich einmal ein Mädchen, das bei ihm diente, durch eine Ritze der Stubenthür schaute; da sah sie denn zwei Ziegenböcke am Webestuhl sitzen, die waren in der besten Arbeit begriffen, und am andern Morgen war dann auch alles wie gewöhnlich vollendet.

Einem anderen Mädchen war von seiner Frau verboten worden, auf den Boden zu gehen, wohin diese sich gewöhnlich selbst zu begeben pflegte; als das nun auch eines Tages geschah, konnte es seine Neugierde nicht länger zügeln, versteckte sich auf dem Boden und sah dort, wie die Herrin mit einem Teller voll Milch in

die Bodenkammer trat. Gleich kam ihr ein kleines rothes Männchen entgegen, machte sich über die Milch her und trank sie bis auf den letzten Tropfen aus. Da sah denn das Mädchen ein, warum die Frau ihr verboten auf den Boden zu gehen, denn das rothe Männchen war ein Kobold.

Da war auch mal ein Mann in Straußberg, der hieß Prinzlow, und weil ihrer viele des Namens dort waren, und dieser einen Kobold hatte, nannte man ihn zum Unterschiede den Koboldprinzlow. Er war aber so reich, daß er sagte, er könne den Weg von seinem Hause bis zur Kirche mit lauter harten Thalern pflastern, und das war ein tüchtiges Stück. All diesen Reichthum hatte ihm aber sein Kobold gebracht, den man oft genug in seinen Schornstein hineinfliegen sah, und zwar war er roth, wenn er Geld, aber blau, wenn er Korn brachte. Wie er nun Geld genug hatte, ward er des Kobolds überdrüssig, setzte ihn in eine Küpe, trug ihn über einen Kreuzweg fort, wo er ihn ausschüttete und ging dann ruhig seiner Wege. Tags darauf kam ein Straußberger Schuhmacher des Wegs, der wenig Arbeit und kein Geld hatte, und wie der an den Kreuzweg kommt, sieht er da einen Vogel sitzen, etwa so groß wie eine Elster und mit rothen und schwarzen Federn, der ruft immer „ich bin herrenlos, ich bin herrenlos". Da fragte ihn denn der Schuhmacher, „wer bist du denn, daß du herrenlos bist", aber der Vogel schrie immer nur „ich bin herrenlos, ich bin herrenlos". Da dachte denn der Schuhmacher, er könne ihn ja wohl

mit sich nehmen, fing ihn und trug ihn nach Hause. Das hat denn auch nur kurze Zeit gedauert, da ist der Schuhmacher ein reicher Mann geworden, und hatte bald drauf vier Gesellen zu sitzen, die immer vollauf zu thun hatten.

181.

Der äffende Kobold.

Mündlich.

Ein Besenbinder in Straußberg, der im Sommer fast täglich zur Haide ging, um Besenreis zu schneiden, war auch an einem gar heißen Tage da und beschäftigt, das Laub von den Zweigen zu streifen, und da ihm bei der Arbeit warm wurde, zog er Jacke und Stiefeln aus und legte sie zu den Stricken, mit denen er Abends sein Bündel Reis zusammen zu schnüren pflegte. Wie er nun wieder an die Arbeit geht, sieht er auf einmal einen Vogel vor sich sitzen, der ist roth und schwarz und lacht ganz laut „hahaha". Das vermerkte der Mann übel, nahm eine Ruthe und hieb nach dem Vogel, aber der flog auf den nächsten Zweig, der nur ganz niedrig war, und lachte wieder „hahaha". Da dachte der Mann, „das ist ein so schöner Vogel, damit könntest du deinem Gevatter eine Freude machen, wenn du ihn fingest und mit nach Hause brächtest", lief deshalb hin und wollte ihn fangen, aber der Vogel flog auf und zum nächsten Zweig, der Mann hinterher, und so führte er ihn eine lange Zeit an, indem er jedesmal, wenn ihn der Mann

vergeblich zu greifen gesucht hatte, nur lachte „hahaha". Da stand jener denn endlich ab von seinem Unternehmen; aber wie staunte er nun, als er sich umsah, denn er erblickte weder Weg noch Steg, und fand sich in einsamer Wildniß. Nun fing es auch an finster zu werden, und jetzt erst merkte er, daß ihn ein Kobold geäfft habe; lange irrte er umher im Walde, fand auch nicht mehr den Ort, wo er Jacke, Stiefel, Stricke und Reisbündel zurückgelassen hatte, und dankte nur Gott, als er spät in der Nacht glücklich wieder nach Straußberg kam. Aber des andern Morgens früh ging er gleich wieder in die Haide, nach seinen Habseligkeiten zu sehen, fand sie auch unversehrt, und zu seiner größten Verwunderung saß der roth und schwarze Vogel wieder da und lachte wieder „hahaha". Nun aber ließ er sich nicht zum zweiten Male äffen, sondern schnitt sich eine starke Ruthe und führte einen kräftigen Schlag nach ihm; da flog denn der Vogel davon und hat sich nicht wieder sehn lassen.

182.

Der Klosterſee bei Straußberg.

Mündlich.

Der Kloſterſee bei Straußberg iſt ein gar gefährliches Waſſer und ſchon mancher iſt darin ertrunken, der nun dort umgeht. Namentlich ſoll das der Fall ſein mit einem Jäger, den man häufig über das Waſſer

kommen sieht, so daß es ihm kaum die Knöchel benetzt, und er wie auf ebener Erde daherwandelt.

Ein anderer Jäger wurde in der Haide am Klostersee bereits vor längerer Zeit erschlagen, und einige Tage nach seinem Tode dessenungeachtet dort im Walde in seiner gewöhnlichen Tracht gesehen; aber wunderbar war, daß er nicht grade fort wie ein Mensch ging, sondern einen hüpfenden, springenden Gang hatte und plötzlich, wie er erschienen, unter einem Baume verschwand.

183.

Der dreiste Knabe.

Mündlich.

In Batzlow, einem Dorfe etwa anderthalb Meilen von Wriezen und eine Meile von Friedland, pflegen die Leute noch hin und wieder bei kleinen Kindern, ehe sie getauft sind, ein Licht brennen zu lassen und zu wachen, damit sie nicht von den Unterirdischen vertauscht werden. So wachte auch einmal ein Knabe bei seiner kleinen Schwester, und war ganz allein im Hause, denn Vater und Mutter waren nach der Stadt gegangen, da kommt plötzlich ein kleines Männchen hinter dem Ofen hervor, und gleich danach eine kleine Frau, beide ganz weiß gekleidet, die sagen ihm erst, er solle ihnen die Kleine geben, und als er das verweigert, treten sie zur Wiege und wollen das Kind mit Gewalt herausnehmen. Da er aber ein starker Knabe war, hat er ihnen das tapfer gewehrt und sich so lange mit ihnen herumge-

schlagen, bis sie beide die Flucht nahmen, und wieder hinter dem Ofen, woher sie gekommen waren, verschwanden. Hätte er sich aber nicht so brav gehalten, so würden sie eins ihrer häßlichen Kinder untergeschoben haben.

184.

Das vertauschte Kind.

Mündlich.

Die Unterirdischen, oder, wie sie gewöhnlich genannt werden, „Untereerdschken", sind dickleibige, breitköpfige kleine Wesen, die indeß nur selten in ihrer ganzen Gestalt erscheinen, und meistens unsichtbar ihr Wesen treiben. Gar gern vertauschen sie die neugebornen, schöngestalteten Kinder der Menschen gegen die ihrigen, die ungestaltet sind, und man sieht dabei höchstens die Hand, mit der sie das Kind fassen. Das beste Mittel, dasselbe vor dem Raube zu schützen, ist, daß man der Wöchnerin ein Gesangbuch unter den Kopf legt, oder im Augenblick des Vertauschens den Namen Jesu Christi ruft.

Eine Wöchnerin in Straußberg fühlte auch einst in der Nacht, daß plötzlich eine Hand über ihr Bett faßte, ihr Kind nahm und statt dessen ein andres hinlegte. Als es nun Tag wurde, sah sie ein Kind mit breitem dickem Kopf neben sich in der Wiege liegen, das war in schlechtes graues Linnen eingeschlagen, und das ihre war doch so schön gewickelt gewesen. Darüber war sie nun ganz untröstlich und mochte das garstige Ding gar nicht ansehen, die Nachbarinnen aber, die davon

hörten und hin zukamen, sagten ihr, das Kind sei ein Untereerdschken, und sie sollte es ja recht liebreich aufziehen und nicht schlagen, sonst würde das ihre von den Unterirdischen wieder geschlagen. Das hat sie denn auch treulich befolgt, aber so rechte Liebe hat sie doch zu dem untergeschobenen Kinde nie fühlen können.

185.

Die gefangene Mahre.

Mündlich.

Eine Straußberger Frau erzählte, der Alb oder die Mahre das sei einerlei, sie käme aber des Nachts durch das Schlüsselloch, lege sich dem Schlafenden auf den Leib und drücke ihm so das Herz, daß er jämmerlich schreien und wimmern müsse, und ihm oft noch drei Tage nachher alle Knochen davon weh thäten. Verstopfe man aber das Schlüsselloch, oder mache ein Kreuz auf der Thürschwelle, so könne sie nicht hinein; man könne sie aber auch fangen, wenn sie schon im Zimmer sei, indem ein dritter, sobald er das Wimmern und Aechzen höre, schnell das Schlüsselloch verstopfen müsse; will man das aber nicht, so kann man den Schlafenden wenigstens dadurch von seiner Pein befreien, daß man ihn bei seinem Taufnamen ruft.

Ein Mann in Straußberg wurde auch oft von der Mahre geplagt, und sagte deshalb seinen Schlafgenossen, wenn sie nun wiederkäme, sollten sie rasch das Schlüs-

selloch verstopfen und sie so fangen. Das geschah denn auch, und als er des andern Morgens erwachte, sah er zu seiner Verwunderung ein Frauenzimmer an seinem Bette sitzen, dem er vor langer Zeit die Ehe versprochen, sein Wort aber nicht gehalten hatte. Da ging er denn in sich, heiratete sie und lebte glücklich und zufrieden mit ihr, sprach jedoch nie ein Wort über jene Nacht. Aber einst, als er bereits vier Kinder von ihr hatte, mochte er doch seiner Neugierde nicht widerstehen können und fragte: „Nun sage mal, wie kommt denn das, daß du eine Mahre geworden bist?" und kaum hatte er das Wort gesprochen, so ist auch seine Frau verschwunden und nie wiedergekommen.

186.

Die verschwundene Stadt bei Bukow.

Mündlich.

In dem Haussee, der dicht bei dem Städtchen Bukow liegt, in einer Gegend, die man wegen ihrer Schönheit wohl die märkische Schweiz zu nennen pflegt, soll vor Alters eine Stadt versunken sein, doch sind alle Spuren davon verschwanden, nur am Johannistage kann man noch unten tief auf dem Grunde den Kirchthurm erblicken.

187.

Die beiden Becken in Tucheband.

Frankfurter Matrikelbuch. *)

„Das Dorf Tucheband hat eine gemauerte Kirche und schönen gemauerten Thurm, welches in der Wiesen nicht leicht funden wird. An der Kirche auswärts gegen der Sonne Aufgang sind zwei messingene Becken eingemauert; wenn die Sonne darauf scheinet, geben sie einen Glanz ins Feld wie zwei Sterne; eins steht über das andere. Davon wird unterschieden erzählt, woher sie kämen. Etliche sagen, es wären zweene Brüder aus dem Dorfe entsprossen, so Balbierer worden und sich in fremden Landen sehr versucht, daß sie in Ruhm kommen und das Dorf Ehr von ihnen gehabt, sie auch selbst hätten ihr Vaterland mit diesen Becken als mit Schildereien beehret ihrer Kunst wegen. Andere meinten, daß eine Junfer von K—U hätt ein Gestifft gemacht und dieselbe zum Denkmal dessen setzen lassen. Es scheinet, daß sie so alt seien als das Kirchengebäude und stracks bei dem Baw hinein gemacht sein, weil die beiden runden Löcher, darin sie stehen, stracks

*) In Frankfurt lebte vom Jahre 1648 bis 1667 ein Superintendent Heinsius, der in ein großes Buch in Folio alle Nachrichten, die er von märkischen Pfarreien, so unter ihm standen, gesammelt, aufschrieb. Dies Buch heißt das Frankfurter Matrikelbuch und befindet sich noch im dortigen Superintendenturarchive. Darin findet sich die obige Sage über Tucheband, ein Dorf unweit Küstrin im Oderbruch gelegen.

müssen also gemauert gewesen sein, wie die Mawer ist aufgeführt worden.

Es sind aber vor Alters Wallfahrten dahin gewesen unter dem Babstthum."

Diese beiden Becken sind nach mündlichen Nachrichten noch bis zum Jahre 1794, wo ein Bau an der Kirche nothwendig wurde, dort befindlich gewesen, seit der Zeit aber verschwunden.

Sagen der Ukermark.

188.

Das Kloster Chorin.

Mündlich.

Das Kloster Chorin hat nicht immer an der Stelle gestanden, wo man noch jetzt die schönen Ruinen desselben sieht, sondern es hat ehmals in der Nähe des großen Paarsteinschen Sees auf dem Rosmarinberge gestanden; warum man es aber von dort fortgebracht, weiß man nicht. Als nun das neue Kloster an dem Marienseе gebaut wurde, da haben sieben Baumeister lange lange Jahre daran gearbeitet, bis sie endlich das herrliche Werk vollendet haben; es war aber auch eine gar schwere Arbeit, indem sie auch noch einen weiten unterirdischen Gang nach dem Kloster zu Angermünde, in dem die Choriner Mönche zu den dortigen Nonnen gingen, sowie einen von da nach Greifenberg, bauten. So hat es denn lange Zeit gestanden in seiner Pracht, bis es endlich mit allen Gebäuden, die darum und daran sind, auf ewige Zeiten verwünscht worden ist. Von da an sind die Unterirdischen darin eingezogen, die kommen bald hier, bald da in ihrer grauen Kleidung und mit dreieckigem Hute zum Vorschein, aber nicht jeder kann sie sehen, sondern nur Sonntagskinder und andre Begabte.

189.

Der Böttticher bei den Unterirdischen.

Mündlich.

Oefters hat es schon des Nachts Leute in der Nähe des Klosters Chorin gerufen, daß sie dahin kommen sollen, aber nicht alle haben dieser Stimme geachtet und sind darum auch nicht so glücklich gewesen, wie der Böttticher, der vor mehreren Jahren in einem der Tagelöhnerhäuser bei Chorin wohnte. Der hörte auch einmal in der Nacht die Stimme, die rief ganz laut seinen Namen, als wenn jemand in der Stube wäre und gab ihm einen Ort im Kloster an, wo er sich einfinden solle, aber er that, als höre ers nicht und drehte sich um. Da rief es zum zweiten und endlich zum dritten Mal; nun stand er auf, nahm all sein Handwerkszeug, Messer, Beil, Hammer und Reifen, wie es ihm die Stimme geheißen hatte, mit sich und ging nach dem bestimmten Orte. Hier fand er ein kleines Männchen stehen, das grüßte ihn und war sehr freundlich, sagte ihm aber, er müsse sich die Augen verbinden lassen, denn anders könne er nicht mit ihm gehen, fügte auch hinzu, daß ihm kein Leides geschehen sollte. Da ließ es denn der Böttticher geschehen, und das Männlein führte ihn nun eine ganze Strecke, bis es ihm endlich die Binde abnahm und er sich in einem geräumigen Keller sah, wo er noch eine große Menge eben solcher Männlein, wie sein Begleiter war, erblickte, die mit verschiedenen Dingen beschäftigt waren, aber kein Wort sprachen. Jetzt hieß das graue

Männchen den Böttcher um 12 große Fässer, welche dort standen, neue Bände legen; er führte diese Arbeit zur Zufriedenheit aus und erhielt nun die Erlaubniß von jedem der zwölf großen Goldhaufen, die bei den Fässern lagen, einen Theil für sich als Bezahlung zu nehmen. Darauf ward ihm die Binde wieder vor die Augen gelegt, dasselbe graue Männlein führte ihn zurück und er fand sich bald mit seinem Schatze allein an dem Orte, wohin ihn die Stimme zuerst gerufen hatte.

190.

Die weiße Frau zu Chorin.

Mündlich.

In den Ruinen des Klosters Chorin läßt sich öfters, besonders des Nachts, eine weiße Frau sehn, die nennt man auch wohl, da sie immer ein großes Bund Schlüssel trägt, die Utgeberſche (Ausgeberin); einige sagen jedoch, sie sei jetzt verschwunden, und zwar sei das so gekommen:

Ein Mann, der in der Brauerei des im ehemaligen Kloster gelegenen Amts während der Nacht auf dem Darrboden wachte, sah die weiße Frau dort plötzlich hereintreten, und erschrak nicht wenig. Andern Morgens erzählte er nun den übrigen Knechten, was ihm begegnet, und da fragte ihn einer, ob er ihr denn nach den Füßen gesehen hätte. Jener verneinte es, darauf sagte dieser: „Nun dann wollen wir heut Nacht doch einmal hingehen und nachsehen!" Sie setzten sich darauf um Mitternacht auf dem Darrboden hin und wachten, und

das dauerte auch nicht lange, da kam die weiße Frau langsam hereingeschritten. Jetzt sahen ihr alle sogleich nach den Füßen und bemerkten bei dem Scheine der Lampe, daß sie gelbe Pantoffeln anhabe (nach andern sollen es grüne gewesen sein). Da rief jener, der zuerst darauf aufmerksam gemacht hatte, lachend: „Hahaha! die hat ja gelbe Pantoffeln an!" und kaum hatte ers gerufen, so floh sie eiligst davon und ist nie wieder zum Vorschein gekommen.

191.

Der unsichtbare Bauer.

Mündlich.

Nur in der einzigen Johannisnacht, in der Stunde zwischen elf und zwölf Uhr, blüht das Kraut Reenefarre (Rainfarren), und wer diese Blüthe bei sich trägt, der wird dadurch den übrigen Menschen unsichtbar. So ging es auch einmal einem Bauer in der Gegend von Brodewin; der fuhr nämlich grade zu dieser Zeit mit seiner Frau nach der Stadt, um Bier zu holen, und stieg, da die Pferde im Sande nur langsam gehn konnten, vom Wagen, um ein Weilchen nebenher zu gehen. Auf einmal bemerkt seine Frau, daß er verschwunden ist, aber gleichwohl sieht sie, daß die Zügel wie vorher gehalten werden; sie ruft ihn daher, und er antwortet ganz verwundert, ob sie ihn denn nicht sehe, er sei ja dicht neben ihr am Wagen. Aber sie sah ihn nicht, und dabei wars doch, da ja Johannisnacht war, so helle, daß man hätte eine Stecknadel finden können.

So gings fort bis nach der Stadt, sie sprach mehrmals mit ihm, er antwortete auch, aber blieb immer noch unsichtbar. Als sie nun nach der Stadt kamen, hörte der Wirth und alles Hausgesinde wohl den Bauer reden, aber sie sahen ihn nicht, so daß dem Bauer ganz angst wurde, weil er nicht wußte, was er daraus machen solle. Da sagte ihm der Wirth, der ein kluger Mann war, er solle doch einmal die Schuhe ausziehen; das that er auch, und augenblicklich war er wieder sichtbar, aber nun war an seiner Stelle der Wirth verschwunden. Nach einer kleinen Weile kam auch dieser wieder zum Vorschein und brachte dem Bauer seine Schuhe, und nun waren beide wieder sichtbar wie zuvor. Das war, wie der Wirh in späterer Zeit einmal erzählt hat, daher gekommen, daß der Bauer während des Gehens mit seinen Füßen die Blüthen vom Rainfarren abgestreift hatte und diese ihm in die Schuhe gefallen waren; daher hatte ihm der Wirth gerathen, er solle dieselben ausziehen und hatte in seiner Kammer die Blüthen herausgeschüttet, die er darauf zu seinem eignen Nutzen, da ja der Bauer nichts davon wußte, aufbewahrt hat.

192.

Die stummen Frösche zu Chorin.

Mündlich.

In dem bei dem Kloster Chorin gelegenen kleinen Marienseе befindet sich zwar eine große Zahl von Fröschen, aber so viele ihrer auch darin sind, so läßt doch

keiner irgend jemals sein Gequäck vernehmen. Das kommt, wie einige behaupten, daher, daß, als das ganze Kloster verwünscht worden, auch die Frösche mit verwünscht und zu ewigem Schweigen verdammt wurden. Andere behaupten, einst, als noch Mönche in dem Kloster wohnten, hätten die Frösche mit gewaltigem Gequäk die Andacht derselben gestört, so daß die frommen Brüder, als es gar kein Ende hätte nehmen wollen, endlich Gott gebeten, jene auf ewig verstummen zu machen, und das sei auch augenblicklich in Erfüllung gegangen. Seit dem Augenblick sind nun die Frösche stumm bis auf den heutigen Tag.

193.

Das Dorf Brodewin.

Mündlich.

Als das Kloster Chorin noch von Mönchen bewohnt war, mußten viele Dörfer dahin bestimmte Abgaben leisten, aus denen die Brüder ihre Bedürfnisse bestritten; so mußte namentlich das Dorf Brodewin am Paarsteinschen See alljährlich Brot und Wein nach Chorin liefern, und davon hat es denn seinen Namen Brodewin erhalten.

194.

Die Stadt bei Liepe.

Beckmann Beschreibung d. M. B. Th. II. K. II. S. 447.
Mündlich.

Zwischen den Orten Oderberg, Neuenhagen und Liepe trifft man im Eichwalde einen Ueberrest von Mauer-

werk an, welcher von einer verwüſteten Stadt übrig geblieben ſein ſoll. Es iſt eine etwa 300 Rheinländiſche Ruthen lange Reihe, die an der öſtlichen Seite etwa 100 Ruthen und ein doppeltes Mauerwerk hat, das etliche Ruthen von einander ſteht; es iſt aber alles mit Bäumen bewachſen, und an der öſtlichen Seite liegen einige Hügel mit Steinen beſetzt, ingleichen auch Steinkreiſe von kleinen Steinen, in deren Mitte einer oder mehr große gelegen ſind. Doch aus all dieſen Steinen kann man nur wenig mehr auf die Herrlichkeit der alten Stadt ſchließen; wer dieſe aber ſehen will, der muß an einem beſtimmten Tage, den ich jedoch nicht verrathen kann, Mittags in den Wald kommen, da wird ſie ſich in ſeiner ganzen Größe vor ſeinem Blick entfalten.

195.

Die verſunkene Stadt im Paarſtein.

Mündlich.

Südlich von Angermünde erſtreckt ſich von dem Dorfe Herzſprung bis nach Brodewin und Pälitz ein großer See, der überall von mäßigen, aber meiſt ſteilen Höhen umgeben iſt. In ihm ſoll eine große Stadt, und zwar durch die eigne Schuld der Bewohner untergegangen ſein. Es fehlte denſelben nämlich ſchon lange an gutem Trinkwaſſer, und ſie hatten auch ſchon viele Brunnen gegraben, aber immer nicht ihren Wunſch erreicht. Da kam einſt ein Zauberer und grub ihnen einen ſchönen tiefen Brunnen, deſſen Waſſer hell und klar war; aber

er fügte zu seinem Geschenk zugleich die Warnung, daß sie den Brunnen jeden Abend sorgfältig verdecken sollten. Das thaten sie denn auch Jahr aus Jahr ein; aber einst, wie es kam, weiß man nicht, wurde es vergessen, da fing die Flut in dem Brunnen plötzlich an emporzuwallen und stieg immer höher und höher und verschlang die Stadt sammt allen Bewohnern; das Wasser trat aber weiter und weiter aus und bildete zuletzt den großen Paarsteinschen See. — Einige erzählen auch, die Stadt hätte sich noch über den jetzigen See hinaus und zwar bei Pälitz vorbei, in die Haide hinein, bis zum sogenannten venedischen Kirchhof erstreckt; auf dem Pälitzer Werder hat das Schloß gestanden, und man kann noch die Spuren des Gemäuers dort sehen; im Wasser erblickt man auch noch zuweilen bei hellem Wetter den Kirchthurm und hört das Läuten der Glocken, die auch hin und wieder ans Tageslicht kommen, wo man sie dann wie die andrer Seen mit einander sprechen hört.

196.

Der Teufelsdamm im Paarstein.

Mündlich.

Ein Bauer in dem Dorfe Paarstein, der viel jenseits des Sees zu thun hatte und dem der weite Weg um denselben herum beschwerlich war, machte einst einen Bund mit dem Teufel, und versprach ihm seine Seele, wenn er ihm in einer Nacht quer durch den See einen Damm baue, doch müsse er bis zum ersten Hah-

nenrufe fertig sein. Der Teufel war das auch zufrieden und ging frisch ans Werk, da schritt denn die Arbeit so rasch vorwärts, daß der Bauer voraussah, der Teufel würde noch lange vor der festgesetzten Frist fertig werden. Deshalb ward ihm denn doch um seine Seele bange, und er sann auf eine List, durch die er den Teufel betrügen möchte. Er ging daher schnell in sein Haus und trat in den Hühnerstall, wo er die Hühner aufscheuchte, so daß der Hahn, der da glaubte, es sei bereits Morgen, zu krähen begann. Da war der Teufel geprellt, und kaum hörte er nur den Hahnenruf, so warf er die Steine wild durch einander und der Damm blieb nun unvollendet bis auf den heutigen Tag.

197.

Die Linde auf dem Kirchhofe zu Angermünde.

Märkische Forschungen Bd. I. S. 291—93.

An der Nordseite der Hauptkirche zu Angermünde befindet sich eine alte große Linde, die im Umfange unten am Stamm 21 Fuß hat, und sonst ihren Wipfel hoch über das Kirchendach erhob, jetzt aber vom Blitz gespalten und von vielen Stürmen so mitgenommen ist, daß sie kaum noch 30 Fuß Höhe hat. Diese soll der Markgraf Johann I. gepflanzt haben, um auch von außen die Stelle des großen Schatzes zu bezeichnen, den er in einem an dieser Seite der Kirche befindlichen Gewölbe hatte einmauern lassen. Zum Hüter desselben hatte er seinen getreuen Rath Johann von Buch eingesetzt,

dem er befahl, ihn nur in der äußerſten Noth ſeinem Sohne, dem Markgrafen Otto mit dem Pfeile, auszuhändigen. Als dieſe nun erſchien, der Markgraf nämlich in einer Fehde mit dem Erzbiſchof von Magdeburg gefangen wurde und dieſer ein Löſegeld von 2000 Mark Silbers forderte, wurde der Schatz gehoben und der Markgraf ausgelöſt. Der große Kaſten aber, in dem das Geld aufbewahrt geweſen, befindet ſich noch an ſeiner alten Stelle in dem Gewölbe der Kirche, wo man ihn noch ſehen kann.

198.

Die ſpukende Sau in Woltersdorf.

Mündlich.

In dem Dorfe Woltersdorf, das am Fuße der Kranichs- oder Kronsberge liegt, welche ſich an den von Rüdersdorf ſich bis zur Spree erſtreckenden Seen ausdehnen, treibt ſich oft Nachts in der zwölften Stunde eine große Sau herum, und wer ihr begegnet, dem läuft ſie unter die Beine, daß er eine Strecke auf ihr reiten muß. So ging auch einmal einer noch ſpät um Mitternacht durchs Dorf, da ſieht er plötzlich die Sau herbeiſtürzen; er aber trug einen Kreuzdornſtock (und wer den hat, dem können die Geiſter nichts anhaben), mit dem ſchlug er der Sau über den Rücken, daß ſie taumelte und eilends davon lief. Da hatte er nun zwar Ruhe vor ihr, aber als er aus dem Dorfe hinaus kam, erhob ſich ein ſo gewaltiger Sturm, daß er kaum wei-

ter gekonnt hat, und er wird daher wohl die Sau künftig nicht wieder geschlagen haben.

199.

Der Blocksberg und die Schildkröte zu Hönow.

Mündlich.

Etwa zwei Meilen von Berlin kommt man auf der Straße nach Alt-Landsberg an das Dorf Hönow, das sich an einem kleinen See hin erstreckt, dessen Ufer von der Dorfseite aus zwar nicht sehr hoch, aber doch ziemlich steil sind. Dicht bei der Kirche, die nur wenige Schritte vom See entfernt liegt, befindet sich ein kleiner steil abschüssiger Hügel, der fast kreisrund ist, hart am See. Er hat, wie man das deutlich sehen kann, offenbar mit der angrenzenden Anhöhe, auf welcher die Kirche liegt, zusammen gehangen, ist aber jetzt durch einen tiefen Graben von ihr getrennt und auch ein ganz Theil höher als dieselbe. Dieser Hügel führt den Namen des Blocksbergs, den er davon tragen soll, daß sich zu verschiedenen Zeiten allerhand Spuk dort blicken lassen, von dem man jedoch jetzt nichts mehr weiß.

In der Kirche zu Hönow befindet sich auch eine Schildkrötenschale, die so groß ist, daß grade ein Viert Hafer hineingeht. Sie soll, wie erzählt wird, zum ewigen Andenken, daß einst so große Schildkröten in dem See waren, aufgehängt sein. Der Prediger des Orts wollte nämlich vor langen Jahren einmal des Sonn-

tags eben nach der Kirche gehn, als er dicht bei derſelben eine Schildkröte erblickt, die ebenfalls eben zur Thür hineingehn will, da ergriff er ſchnell einen Knüppel, der ihm grade zur Hand war, und erſchlug das Ungeheuer im ſelben Augenblick. Seitdem hängt ſie nun in der Kirche über dem Chor. Ob's da her kommt, oder eine andre Urſach habe, daß man oft des Nachts Licht in der Kirche brennen ſieht, weiß man nicht, aber daß es ſchon oft genug ſtattgefunden, iſt beſtimmt.

200.

Die alten Mühlen bei Stralow.

Mündlich.

Die Mühlen, welche jetzt auf dem Mühlendamm bei Berlin ſtehen, ſollen in ganz alter Zeit oberhalb Stralow geſtanden haben, da wo die Spree den Rummelsburger See bildet, jedoch noch etwas ſtromaufwärts von der Stelle, welche jetzt der Kreuzbaum und ehmals der Burgwall hieß. Mit Rudern oder Stangen kann man noch den Steindamm, der quer durch die Spree geht, fühlen, und leicht bemerken, daß ſich zwei Vertiefungen in demſelben finden, weshalb man in Stralow meint, daß die Mühlen zwei Gerinne gehabt haben. Daß übrigens dieſer Damm ein künſtlicher war, das beweiſen einmal die behauenen Feldſteine, die man herausgeholt, dann aber auch die alten Eichenholzſtücke, die von dem ehemaligen Gebälk der Mühle herrühren, und durch das lange Liegen im Waſſer ſo ſchwer ge-

worden sind, wie Steine, weshalb die Stralower Fischer Stücke davon statt der Steine an den Netzen befestigen. *)

201.

Der Rabe auf dem Mittelthurm zu Prenzlau.

Mündlich.

Dem Erbauer und ersten Beherrscher der Stadt Prenzlau, Namens Primislav, kam einst ein goldner Siegelring fort, und er argwöhnte, daß ein Knappe denselben gestohlen habe; dieser leugnete zwar die That, wurde aber dessenungeachtet, da alle Umstände gegen ihn sprachen, von der Spitze des Mittelthurms, der jetzt mitten in der Stadt ist, ehmals aber an der Stadtmauer lag, herabgestürzt. Lange Zeit darauf jagte Primislav einmal in dem vor Prenzlau gelegenen Walde, und ließ sich, um sein Mittagsmahl einzunehmen, mit seinen Begleitern grade an einer Stelle nieder, wo man eben mit dem Fällen einer Eiche beschäftigt war. Der Baum fiel, und man entdeckte in seiner Spitze ein Krähennest, in welchem sich zum größten Erstaunen aller Anwesenden der vermißte Siegelring des Fürsten fand. Dieser kehrte tief ergriffen sogleich nach Prenzlau zurück, und ließ aus dem Holze der gefällten Eiche das Bild einer Krähe anfertigen, das man noch jetzt auf dem Mittelthurm der Stadt gewahrt.

---

*) Aus Versehen sind die Sagen No. 198. 199. 200., die in die Sagen der Mittelmark gehören, hieher gerathen.

202.

Die Riesen bei Prenzlau.

Mündlich.

Vor alten Zeiten haben sich einmal ein Paar Riesen in der Nähe von Prenzlau aufgehalten, und zwar hat der eine auf dem Klinkower Berge unfern der Stadt, der andre etwa eine uud eine halbe Meile davon, in der Nähe des Dorfes Kleptow gewohnt. Diese beiden geriethen in Streit mit einander, und der Klinkower warf dem Kleptower mit einem großen Stein ein Auge aus. Dieser Stein liegt immer noch auf dem Kleptower Berge, und man sieht noch ganz deutlich die zehn Finger des Riesen, welche so, wie er den Stein angefaßt, sich in demselben abgedrückt haben.

203.

Der Teufelsdamm bei Galenbeck.

Mündlich.

Etwa zwei Meilen nördlich von Straßburg liegt an der äußersten Spitze der Ukermark der Galenbecker See; in diesen zieht sich eine ganze Strecke ein Damm hinein, und bei niedrigem Wasser tauchen noch ein Paar Stücke Land wie Inseln aus dem See hervor, die gleichsam die Fortsetzung des Dammes bilden. Von diesem erzählt man sich Folgendes:

Der Hirt des Dorfes mußte vor alter Zeit seine Kühe immer jenseit des Sees weiden, und da blieb ihm denn nichts weiter übrig, als sie um denselben herum zu treiben. Das verdroß ihn, und als er sich mal wieder so recht darüber ärgerte, kam plötzlich der Teufel zu ihm, welcher ihm versprach, noch vor dem ersten Hahnenruf des folgenden Tages einen Damm durch den See zu bauen, auf dem er seine Kühe bequem zum andern Ufer hinübertreiben könne, doch müsse er ihm dafür seine Seele verschreiben. Das ging denn auch der Hirt in seinem Unmuth ein, und der Teufel machte sich sogleich ans Werk, und war, als es gegen Morgen kam, mit dem Damme fast fertig; da wurde denn doch dem Hirten angst und er lief in den Hühnerstall, wo er so lärmte, daß der Hahn zu krähen begann. Eben kam der Teufel grade über den See herüber und hatte die ganze Schürze voll Erde, um den Damm damit zu vollenden, da hörte er den Hahnenruf, ließ ärgerlich die Erde mitten in den See fallen und flog, ohne seine Arbeit zu vollenden, davon. Und so unbeendigt ist denn der Damm bis jetzt geblieben.

204.

Die Strohbrücke.

Beckmann Beschreib. der Mark Br. Th. IV. K. IV. S. 1123.

Unweit der Mecklenburgischen Grenze liegen dicht bei Himmelpfort zwei kleine Seen, der Sidow und der Mederitz oder Moderwitz genannt, die nur durch die Stroh-

brücke von einander getrennt sind. Diesen Namen soll sie daher erhalten haben, daß ein Mönch, der einst ein Frauenzimmer, das er in ein großes Bund Stroh eingewickelt hatte, auf seinem Rücken ins Kloster tragen wollte, grade an diesem Orte seinem Abt begegnete; da er aber seine Bürde nicht sorgfältig genug verhüllt hatte, so entdeckte jener an den hervorragenden Füßen das Weib. Was weiter aus ihm geworden, erzählt die Sage nicht.

205.

Bärens Kirchhof bei Grimnitz.

Beckmann Geschichte d. M. B. Th. III. K. III. S. 782.
Mündlich.

In der Grimnitzer Forst liegt nicht weit von dem alten Jagdschlosse in der Haide ein Platz, der heißt „Bärens Kirchhof" und soll seinen Namen von einem Förster Bärens haben, der dort begraben liegt. Es sollte in der Grimnitzer Forst nämlich einmal eine große Schweinsjagd gehalten werden, und der damalige Haidereuter, Namens Bärens, begab sich deshalb drei Tage vorher an den Ort, den der Kurfürst umstellen lassen, um die Schweine zu körnen und zu beobachten. Wie er sich nun hier befand, hörte er nach 12 Uhr des Nachts eine Stimme aus einem nahe gelegenen Bruche, welche fragte: „Ist der Stumpfschwanz (oder auch der Stroppschwanz) da, der den Förster Bärens zu Tode bringen soll?" Diese Stimme hörte er in der folgenden Nacht wieder, und erzählte alles dem Kurfürsten, dem er je-

doch zu gleicher Zeit seine Vermuthung äußerte, daß es Hofbedienten sein möchten, die ihn furchtsam machen wollten. Der Kurfürst befahl ihm darauf, niemandem etwas zu sagen, auch die folgende Nacht zu Hause zu bleiben; statt seiner mußte aber der Büchsenspänner des Kurfürsten an der gedachten Stelle wachen und die Schweine körnen, und dieser hörte dieselbe Stimme. Am folgenden Tage ging nun die Jagd vor sich, und der Haidereuter mußte zu Hause bleiben; als aber alles geendigt war, ritt er hinaus und wurde wirklich unter den getödteten Sauen eines Stumpfschwanzes gewahr, den man eben auf einen Wagen zu laden im Begriff war. Da trat er hinzu und sagte: „Du sollst mir das Leben nehmen, und bist eher todt als ich?" hielt auch, als die Bauern beschäftigt waren, die andre Wagenleiter vorzuschieben, das Schwein während der Zeit, damit es nicht herunterfalle; aber weiß der Himmel, wie's kam! der Kopf des Schweines fiel plötzlich herunter und schlitzte dem Haidereuter mit seinen Hauern den Leib auf, so daß er nach wenigen Augenblicken, nachdem er sich noch einige Mal vor Schmerz im Kreise herumgeschleppt hatte, seinen Geist aufgab. Darauf hat man ihn an dieser Stelle begraben, und an jedem Punkte, wo er im letzten Todeskampfe niedergesunken, einen Stein gesetzt, welche nun einen förmlichen Kreis bilden. Diese Stelle heißt bis auf den heutigen Tag Bärens Kirchhof, kein Mensch aber weiß zu sagen, zu welcher Zeit und unter welchem Kurfürsten dieser Bärens gelebt hat.

206.

Die weiße Frau im Rehdanzbruch.

Mündlich.

Zwiſchen Joachimsthal und dem Köllniſchen Theerofen am Werbellinſee befindet ſich ein Bruch, welches der Rehdanzbruch heißt; dort ſieht man an einer Stelle eine kleine Vertiefung, die mit Waſſer gefüllt iſt und etwa den Umfang eines Scheffelmaaßes hat. Schon oft hat man verſucht, dieſelbe mit Sand und Steinen zuzuſchütten, aber es hat bis jetzt noch nicht gelingen wollen, wird auch wohl nicht gelingen, da es damit ſeine eigne Bewandniß hat. Es ſitzt nämlich, wie man ſagt, eine ſchöne Junfer darin, die erlöſt ſein will, und ſchon manchem iſt ſie erſchienen. So war auch einmal ein Knecht draußen bei den Kühen, der legte ſich nieder uud ſchlief ein; wie er aber erwacht, ſieht er eine weibliche Geſtalt, die iſt ganz weiß angekleidet und lange ſchwarze Haare hangen ihr vom Haupte hernieder, auf ſich zukommen; es war aber Mondenſchein, darum konnte er das alles ſo genau unterſcheiden. Als ſie nun näher kam, winkte ſie ihm dreimal, aber er blieb ſitzen, und da kehrte ſie um und ging nach jener Stelle im Bruch, wo ſie ſogleich verſchwand. Lange nachher noch hörte er aber von dort her ihr Winſeln ertönen.

207.

Die verſunkene Stadt im Werbellinſee.

Mündlich.

Fiſchbach Städtebeſchreibung d. M. Br. Th. I. Bd. I. S. 351.

Vor alter Zeit hat dort, wo ſich jetzt der Werbellinſee befindet, eine Stadt Namens Werbelow geſtanden, die iſt untergegangen, und das ſoll ſo gekommen ſein.

Mitten in der Stadt lag ein Schloß, das war rings mit Waſſer umgeben und nur eine einzige Zugbrücke führte hinüber; der Herr des Schloſſes war aber ein gar böſer Zauberer und ließ nur ſehr ſelten einen Fremden zu ſich ein. Da kam eines Tages auch eine alte Frau, die wollte ins Schloß hinein, und wie der Herr ſie erblickte, rief er ihr zu, ſie ſolle zurückgehn. Das that ſie auch, ſagte aber zu gleicher Zeit: „Ich will zurückgehn, aber du ſollſt untergehn!“ Und das hat ſie wohl wahr gemacht, denn ſie wußte noch ſtärkeren Zauber als der Herr ſelber. Nun befand ſich zu dieſer Zeit aber ein Fremder in der Stadt, der war ein gar gottesfürchtiger Mann, weshalb ſie ſeinen Untergang nicht auch herbeiführen wollte; ſie ging daher zu ihm und ſagte, er ſolle eilig die Stadt verlaſſen, denn ſie würde binnen kurzer Friſt untergehen. Da packte er ſchnell ſeine Sachen zuſammen und ging mit ſeinem Bedienten, den er bei ſich hatte, davon. Als ſie ſo eine Strecke fort waren und auf dem Berge ankamen, der unweit der Stadt lag, bemerkte er, daß ſie in der Eile ſein Fell-

eisen mitzunehmen vergessen hätten. Da schickt er seinen Diener zurück, aber der kehrte nach kurzer Zeit zurück, und sagte, die Stadt und das Schloß seien spurlos verschwunden, und an ihrer Stelle sei ein großer See entstanden.

Im Werbellinsee, sagt man auch, müsse alle Jahr einer ertrinken, und zwar geschehen vorher allerhand Wahrzeichen, namentlich hört es sich dann oft so an, als wenn einer laut in die Hände klatsche, und da währt's denn immer nur kurze Zeit, so ertrinkt auch einer im See.

Sagen der Prignitz.

Sagen der Heimath.

208.

Die Stiftung des Klosters Heiligengrabe.

Riedel: Codex diplomaticus Brandenb. Th. I. S. 464—466.

Im J. 1287 am Freitage nach Himmelfahrt begab es sich, daß ein Jude in dem Dorfe Techow zwischen Wittstock und Pritzwalk herbergte, und wie es nun Nacht ward und er meinte, daß günstige Zeit zu bösem Vornehmen sei, ging er hin zur Kirche des Dorfes, erbrach die Thür und stahl dort das heilige Sakrament. Darauf lief er eilends mit demselben davon nach Pritzwalk, um es einigen seiner dortigen Glaubensgenossen zu bringen, aber er war noch nicht weit fort, als er plötzlich, denn dem Allwältigen behagete nicht sein bösliches Vornehmen, mit einer großen Schwere befallen wurde, daß er nicht fürder kommen konnte, sondern unter einer Eiche (die noch heutigen Tages — 1516 — in dem Wege steht) ruhen mußte. Als er aber darnach wieder zu sich selbst kam, und nur kaum einen Steinwurf weiter gegangen war, kam er an einen See, an welchem ein Galgen stand; an dem hing ein Mann, und oberwärts davon war ein Rad, auf welches derselbe gestoßen und gelegt war; zwischen diesen beiden in der Mitte machte der Jude eine Hölung, rieb das hei-

lige Sakrament in Stücke, legte es da hinein und schüttete es darauf mit Erde zu. Drauf lief er in großer Furcht und mit blutigen Händen nach Pritzwalk. Als nun die Leute andern Tages zur Kirche kamen und alles erschauten, auch erfuhren, daß in der vergangenen Nacht ein Jude im Kruge geherbergt hatte, der mit blutigen Händen nach Pritzwalk geflohen sei; da säumten sie nicht lange, sondern liefen und folgten ihm eilends in großem Zorne, so lange daß sie ihn funden zu Pritzwalk mit andern Juden sitzend und Sprache haltend. Da fragten ihn die Bauern und baten ihn, die Geschichte zu offenbaren und bekennen, aber sie vermochten ihn nicht dazu zu bringen. Da gingen sie zu Rathe und waren alle eines Sinnes, den Missethäter mit Fleiß zu erforschen; und es war ein Bürger da, andächtigen guten Lebens, der versprach ihnen, daß er sich wolle eine Platte scheeren lassen und ganz zubereiten als ein Priester, um so die Wahrheit an den Tag zu bringen. Der kam nun dem Juden mit süßen Worten an „un bath em, doch (l. dorch) den oversten Gott, de loef unde Graß geschapen hedde, ock dorch leve der Oltvädere des Jödesken Volcks, dat he emme doch mochte de Warheit seggen, denn he möchte dat ane allen forchten dhoen, he seghe jo woll, dat hee ehn Preester were, de jümmers dat jene, wat in de Bycht gesegt, by Straffe lives unde Godes vermöge der Geestliken Rechte nich melden moste. De Jöde wart dorch de söten Worde des falsken Preesters beweget, unde gyngk mit em an den Ort, dar he dat hillige Sakrament begraben hädde, doch wolde he

em dat nich met synen Vynghern edder hövede wysen, edder süß etliken maten antögen, sondern met synen luchtern Vothe stott he darupp unde sprak: „Hie ligt jouwe God!" *) da kamen die Bauern, die sich im Busche verborgen hatten, griffen ihn an, er ward ins Gefängniß geführt und mußte den Tod durchs Rad erleiden. Darauf wurden die größeren Stücke des zerriebenen heiligen Sakraments vom Blute rothgefärbt in einem Federkiele aufbewahrt, die kleinsten aber wickelte man in ein rothes seidenes Tuch. So kam es zuerst nach Pritzwalk, wohin es der dortige Kirchherr, Namens Werner, mit Gewalt entführte, aber es that dort keine Wunder, sondern allein zu Techow. Nicht lange danach kam auch Bischof Heinrich von Havelberg, der von diesem Wunder hörte, nach Pritzwalk; da er nun nicht allzu viel an die neue Mähr glaubte, ward er hier plötzlich mit schwerer und großer Krankheit befallen, weshalb er gelobte, das heilige Sakrament zu besuchen

*) und bat ihn bei dem obersten Gott, der Laub und Gras geschaffen hätte, und bei der Liebe zu den Allvätern des jüdischen Volkes, daß er ihm doch möchte die Warheit sagen, denn er könne das ohne alle Furcht thun, er sähe ja wohl, daß er ein Priester wäre, der nimmermehr das, was in der Beichte gesagt werde, bei Strafe Leibes und Gutes, vermöge der geistlichen Rechte, verrathen dürfe. Der Jude ward durch die süßen Worte des falschen Priesters beweget und ging mit ihm an den Ort, wo er das heilige Sakrament begraben hatte, doch wollte er es ihm nicht mit seinen Fingern oder Haupte weisen, oder sonst in irgend einer Weise anzeigen, sondern stieß mit seinem linken Fuße darauf und sprach: „Da liegt euer Gott!"

und von Stund an gesund ward. Als er nun aber auch dem Volk, das ungefährlich da war, die Mirakel von dem Predigtstuhl verkündigen wollte, so ward ihm vom Himmel gezeiget die Heiligkeit der Stätte, denn oberhalb des Grabes sah er den Himmel offen, wodurch er mit so vielen innigen Thränen begossen ward, daß er kein Wort sprechen konnte, sondern seinem Kapellan befahl alles, was ihm begegnet sei, dem Volk zu offenbaren. Darauf gebot er dem Werner von Pritzwalk das Sakrament nicht länger zu behalten, sondern es an seinen alten Ort zurückzubringen, was auch geschah. Als der Markgraf Otto von Brandenburg von diesen Wundern hörte, war er Willens, indem ihm seine Hofleute und Ritter dazu riethen, ein Schloß an derselben Stelle zu bauen; er kam daher in die dortige Gegend und befahl seinen Dienern, die ihm seinen Tisch zu besorgen pflegten, all die Opfer, welche sie dort fänden, zu nehmen und davon eine gute Mahlzeit zu bereiten in einem Dorfe, Namens Mankmus. Aber als er sich zu Tische setzte, geschah es, daß alle Speise so gesotten als gebraten zu Blut ward, und als zum zweiten Male angerichtet wurde, geschah es ebenso. Da erschrak der fromme Fürst gar sehr, fiel mit den Seinen auf die Knie und betete zum Allmächtigen um Gnade; darauf gelobte er bei seiner Treue, so ihm der Allmächtige gesund von dannen hülfe, wollte er selbst die Stätte mit Innigkeit besuchen und daselbst ein Kloster bauen. Als er nun mit großer Angst in einer Nacht betrachtete, wo er das Kloster bauen wollte, so kam eine Stimme vom Him-

mel, die sagte, daß er sich unnütz bekümmere, denn es wäre von Anbeginn der Welt geordnet und ausersehen, daß ein Jungfrauen-Kloster an dem Orte stehen sollte, Cistercienser-Ordens, mit grauen Kappen gekleidet, wie Sankt Bernhard getragen hatte, unter der Regel S. Benedicti. Als nun der Fürst durch solche Verkündigung an die Stiftung des Klosters erinnert ward, so bat er die Aebtissin zu Neuendorf, daß sie ihm zwölf Jungfrauen aus ihrem Kloster schicken wolle, und wiewohl sie dies selbe dem Fürsten nicht weigern wollte oder mochte, so gedachte sie ihm doch zwölf der allerunnützesten zu schicken, weshalb sie in der folgenden Nacht gar schwerlich durch göttliches Geschick gestrafet ward, wodurch sie denn beweget wurde, daß sie selbst mit elf Jungfrauen an den Ort zog, und dem allwältigen Gott daselbst mit ihren innigen Gebeten und Werken die Tage ihres Lebens diente. — So entstand das Kloster zum heiligen Grabe bei dem Dorfe Techow, und das blutige heilige Sakrament in einem Krystall und feinem Tuche ist noch bis auf die Zeit Kurfürst Joachims des Ersten viele Jahre lang durch großen Zulauf vieler Pilgrimme geehrt worden und hat große Wunderthaten verrichtet.

209.

Das Grab des Riesenkönigs bei Kemnitz.

Mündlich.

Etwa eine halbe Meile von Pritzwalk liegt das Dorf Kemnitz, dessen Feldmark mit großen Steinmassen bedeckt ist, die zum Theil in größeren oder kleineren Hü-

geln zusammengetragen sind, aber so regelmäßig, daß unten die großen, oben die kleineren Steine liegen. Einer dieser Hügel ragt vor den andern weit hervor, denn er ist wohl über 20 Fuß hoch und hat 120 Schritt im Umkreis; auch besteht er durchweg aus Feldsteinen, zwischen denen sich nur wenig Erde angesetzt hat. Man erzählt, unter ihm sei der Riesenkönig begraben, und seine Gebeine ruhten in einem goldenen Sarge, den ein silberner und eiserner umschlössen. Doch hats mit dem letztern nicht ganz seine Richtigkeit, denn die Kemnitzer, die besonders gern den silbernen und goldenen Sarg haben möchten, haben vor einigen Jahren drei Tage lang die Steine hinweggeräumt, aber nur einige thönerne Urnen mit Asche und verbrannten Knochen gefunden.

210.

Der Name von Pritzwalk.

Beckmann: Beschreibung d. M. Br. Th. V. B. II. K. III. S. 89.

Vor Alters war da, wo jetzt die Stadt Pritzwalk liegt, ein großer Wald, bis endlich einmal mehrere Handwerker und Landleute, zur Zeit, als in hiesiger Gegend noch Wenden wohnten, Lust bekamen, sich hier niederzulassen. Wie sie nun den Anfang damit machen wollten, die Bäume auszuroden, da fanden sie einen Wolf unter einer Linde liegen, den schrieen sie an: „Priz wolk oder Priz fouk!" das heißt zu deutsch „fort Wolf!" Und wie sie nun bald darauf die Stadt an diesem Orte erbauten, da nannten sie dieselbe Prizwalk, und diesen Namen hat sie bis heute behalten. Zum Andenken hat

man auch einen Wolf, der unter einer Linde fortflieht. ins Stadtwappen gesetzt.

211.

Heine Clemen.

Riedel: Codex Diplomaticus Brandenb. Th. II. S. 20.
Beckmann: Beschreib. d. M. B. Th. V. B. II. K. III. S. 142.

Vor langen Jahren hatte die Stadt Pritzwalk oftmals Fehden mit Heine Clemen, der von ungeheurer Stärke war, und das große Schwert, was noch heutzutage zur Erinnerung an ihn auf dem Rathhause der Stadt bewahrt wird, leicht wie einen hölzernen Stecken schwang. Er hatte seine Höle an einem Orte im Heinholze, der noch heut die Clemenskuhle genannt wird, jedoch blieb das lange Zeit verborgen und keinem Menschen bekannt. Da raubte er auch einmal ein Mädchen aus Pritzwalk, schleppte das mit sich, ließ es jedoch endlich wieder los, nachdem es ihm einen furchtbaren Eid geschworen, seinen Aufenthalt keinem Menschen zu verrathen. Als nun das Mädchen in die Stadt zurückkehrte, bemühte man sich vielfältig, von ihr zu erfahren, wo der Schlupfwinkel des Räubers sei, aber man war nicht im Stande, sie in ihrem Eide wankend zu machen; doch beredete man sie endlich, alles einem Ofen zu offenbaren, denn der sei ja kein Mensch und sie dadurch ihrem Eide nicht untreu; das that sie nun, in dem Ofen verbargen sich einige Leute, welche alles mit anhörten, und so bemächtigte man sich denn des Räubers, der nach

Pritzwalk gebracht und dort auf öffentlichem Markte hingerichtet wurde.

212.

Der steinerne Stuhl im Schloß zu Eldenburg.

Mündlich.

Das alte Schloß zu Eldenburg, welches nahe an der Mecklenburger Grenze liegt, soll vordem ein Raubschloß gewesen sein, auf welchem die Quitzows gehauſ't haben. In einem alten verfallenen Thurme desſelben zeigt man noch einen steinernen Stuhl, der ist vorn mit einer quer liegenden Eisenstange verschlossen, und ober- und unterhalb desſelben befinden sich eiserne Ringe, so daß, wenn ein Mensch auf diesem Stuhle angeschlossen worden, er nicht ein Glied seines Leibes hat rühren können. Auf diesem Stuhle soll einer der Quitzows seinen Bruder haben verhungern lassen.

213.

Die Niederländer an der Elbe.

Riedel: Codex Diplomaticus Brandenb. Th. I. S. 20.

An der Stelle des jetzigen Dorfes Seedorf soll ehmals ein großer, von der Elbe gebildeter See gewesen sein, der nachmals von den in der Mark angesiedelten Niederländern abgelassen wurde, die nachher auf dem Boden desſelben das Dorf Seedorf bauten, und noch lange besondre Rechte und eigne Gewohnheiten bewahrten. Ebenso sollen die Einwohner von Möllich ursprünglich niederländischen Herkommens sein.

214.

Die Wendenſchlacht bei Lenzen.

Riedel: Codex Diplomaticus Brandenb. Th. II. S. 59. 60.
Mündlich.

An vielen Orten der Umgegend von Lenzen und in der Stadt ſelber erzählt man ſich von einer großen Schlacht mit den Wenden, die einſt hier Statt gefunden. Die einen ſagen, das Schlachtfeld ſei auf dem Marienberge vor Lenzen geweſen, andre, es ſei bei Mohr, bei Seedorf und endlich auch bei Möllen geweſen, wo ſich überall noch die Spuren des vergoſſenen Blutes am Boden zeigen, der davon ganz roth gefärbt iſt. An allen dieſen Orten laſſen ſich auch noch oft die Geiſter der Erſchlagenen ſehen und ſpuken dort kopflos umher, oder tragen ihre Köpfe unter dem Arme. Bei Seedorf insbeſondre wird erzählt, daß eine von der Löcknitz gebildete Breite, welche der Wennenſee heißt, davon ihren Namen habe, daß einſtmals ein ganzes Wendenheer darin ſeinen Untergang fand.

215.

Das Grab des Rieſenkönigs bei Möllen.

Beckmann Beſchreibung d. M. B. Th. II. K. I. S. 355. 360.
Mündlich.

Dicht bei dem Dorfe Möllen, welches etwa eine Stunde von Lenzen entfernt iſt, liegt ein großes Hünengrab, das aus gewaltigen Steinen beſteht, die der Länge nach an einandergeſetzt ſind; einer derſelben aber iſt von bedeutender Größe und ruht auf mehreren andern, ſo daß man, da er unten flach iſt, bequem darunter fort-

kriechen kann. Hier soll, wie man sich erzählt, der Riesenkönig begraben liegen; welcher es aber gewesen und wie er geheißen, weiß man nicht. Doch muß er, da das Grab so groß ist, wohl ein gewaltiger Herr gewesen sein, zumal auch viele Grabhügel und Steinkreise umherliegen, in denen wohl seine Helden begraben liegen.

216.

Die Kapelle auf dem Marienberge bei Lenzen.

Riedel: Codex Diplomaticus Brandenb. Th. II. S. 67. 68.
Mündlich.

Vor alten Zeiten soll auf dem Marienberge bei Lenzen eine Kapelle gestanden haben, in welcher die Bilder der zwölf Apostel aus gediegenem Silber vergraben liegen sollen. Einige erzählen auch, daß Lenzen ehemals nicht an seiner jetzigen Stelle stand, sondern zuerst auf dem Marienberge gebaut war, wo es jedoch in schwerer Kriegszeit zerstört wurde.

217.

Frau Gode.

In der ganzen Prignitz erzählt man, es sei einmal eine Edelfrau gewesen, die habe Frau Gode geheißen, die sei, da sie gar böse mit ihren Mägden umgegangen, verwünscht worden, ewig durch die Luft zu jagen. Namentlich zieht sie in den Zwölften dahin, und da hat sie auch einmal eine Frau eines Sylvesterabends gehört. Sie ging noch spät des Abends aus dem Hause, und der Mond schien grade recht hell, da hört sie auf einmal

ein Lärmen und Gebrause, als wenn eine ganze Jagd daher käme, das kam immer näher und näher, so daß sie zuletzt sogar die Schellen der kleinen Hunde in dem Getöse unterscheiden konnte, aber sehen konnte sie gleichwohl nichts, obgleich es fast so hell wie am Tage war.

218.

Die alte Stadt Wittenberge.

Beckmann Besch. d. M. B. Th. V. B. II. K. VIII. S. 327—29.

Die Stadt Wittenberge hat ehmals nicht an ihrer jetzigen Stelle gelegen, sondern an einem Orte in der Nähe derselben, der jetzt ein beackertes Feld ist und den Namen der alten Stadt trägt. Man sieht dort auch noch Gräben und Wälle und einen hohen Hügel, mit einem besondern Graben umgeben; auf diesem soll das Schloß der Stadt gestanden haben, und es werden dort auch noch Mauersteine, Urnen und dergleichen mehr gefunden. Auch soll dort noch ein Keller, der aber ganz verfallen ist, vorhanden sein. Man erzählt, hier ließen sich oft Gespenster sehen und hören, und sagt, vor langen Jahren hätte ein Fräulein dieses Orts, deren Namen man jedoch nicht kennt, sich an einen Vornehmen von Adel versprochen, und dieser sich darauf in den Krieg begeben, um sich noch weiter zu versuchen, und hernach, sobald es die Zeit würde leiden wollen, die versprochene Ehe zu vollziehen. Nicht lange hernach aber hätte sie den Ritter aus den Gedanken gesetzet und einem andern vornehmen Herrn die Ehe zugesagt, sich auch wirklich bald darauf mit ihm verbunden. Als das

der erste Bräutigam erfahren, hat er Stadt und Burg mit Heeresmacht angegriffen und erobert und darauf beide zerstöret; dadurch sind denn die Einwohner veranlaßt worden, sich einen andern in der Nähe gelegenen bequemen Platz aufzusuchen, um daselbst eine neue Stadt anzulegen, und so ist denn das jetzige Wittenberge entstanden.

219.

Der Hildebrand bei Wittenberge.

Beckmann a. a. O. S. 336.

Nahe bei der Stadt Wittenberge waren vor Zeiten noch zwei freiherrliche Häuser auf zwei besondern Bergen befindlich, welche man die freiherrlichen Häuser oder die Freieburg nannte. Bei dem einen derselben war noch ein Gefängniß, der Hildebrand genannt, von einem Fährmann des Namens, welcher oft darin in Haft gewesen, auch zuletzt darin gestorben. Nachher ist ein Haus darauf gebaut, in welchem aber der Hildebrand noch immer gewaltig herumtoben und lärmen soll.

220.

Die Nixen bei Havelberg.

Mündlich.

Bei der Fähre, die oberhalb der Stadt Havelberg befindlich ist, zeigen sich gewöhnlich allerhand wunderbare Zeichen, wenn jemand ertrinken soll; bald scheint

es, als schlage ein großer Fisch auf, und doch ist keiner zu sehen, bald als ob man einen Menschen höre, oft lacht es auch ordentlich im Wasser, oder es läßt sich ein heller Schimmer darin sehen, und das sind die Nixen, die da umherschwimmen. Einige erzählen auch, daß diese zuweilen singend neben der Fähre einherziehn, aber dann ertrinkt auch in ganz kurzer Zeit jemand.

221.

Die zwölf Apostel im Havelberger Dom.

Mündlich.

Aus einem der Kreuzgänge des Doms zu Havelberg führt, wie man erzählt, ein unterirdischer Gang bis nach dem durch sein Wunderblut bekannten Städtchen Wilsnack, doch ist nun schon seit langen Jahren niemand darin gewesen. In früheren Zeiten hat man geglaubt, es lägen Schätze da unten, und hat mehrmals Verbrecher hinabgeschickt, den Gang zu untersuchen, aber alle sind darin umgekommen. Nur einer ist zurückgekehrt, der hat berichtet, daß dort unten die Bildsäulen der zwölf Apostel aus purem Golde lägen, ob sie aber noch da sind, weiß ich nicht.

222.

Der Mönchsthurm und die Mönchsstube im Havelberger Dom.

Mündlich.

An der Nordseite des Doms zu Havelberg befindet sich in der Nähe des Hochaltares ein enger Thurm, in

dem eine Wendeltreppe hinaufgeht, auf welcher man unter das Kirchendach und von da in die sogenannte Mönchstube kommt, welche bei feindlichen Ueberfällen die letzte Zuflucht der Mönche gewesen sein soll. Oben im Thurm befindet sich grade über der Treppe ein großer Mühlstein mit einem tüchtigen Loche in der Mitte. Durch dies sollen die frommen Brüder, wenn sie in der äußersten Noth waren, ihren Vorrath von großen Feldsteinen, der zu diesem Zweck immer bereit lag, auf die heraufstürmenden Feinde herabgewälzt und sie so vertrieben haben.

223.

Bischof Wepelitz.

Mündlich.

In der Mitte des Havelberger Doms sieht man einen marmornen Sarkophag und auf demselben die Gestalt eines Bischofs, zu dessen Füßen eine zusammengekauerte Thiergestalt liegt. Man erzählt, dieser Bischof sei der bekannte Wepelitz oder Wopelisse gewesen, der gar viel für die Verschönerung der Stadt und des Doms gethan habe, auch besonders den Hochaltar mit den zwei Leuchtern geschmückt habe, an deren jedem sich zwei Figuren befinden, und zwar sind es zwei männliche und zwei weibliche; jene beiden sollen die seines Kochs und Kellermeisters, diese die seiner beiden liebsten Hofdamen (!) sein. Dieser Bischof hat auch das Vorwerk Wepelitz angelegt und sich gern dort aufgehalten; da geschah es einst, daß er sich zum Schlummer im dortigen Gebüsch hinlegte, als plötzlich ein Lindwurm daherstürzte, und ihn

in den Kopf stach, worauf er seinen Geist aufgeben mußte. Dieses Ungethüm hat man daher an dem Bilde im Dom zu seinen Füßen abgebildet, und an seinem Kopfe gewahrt man auch das von dem Stiche des Thieres herrührende Loch.

Bischof Wepelitz soll auch die nach dem Vorwerk seines Namens führende Eichenallee angelegt haben, welche den Namen der Brautallee führt. Diesen soll sie daher haben, daß er verordnete, jede Braut solle, ehe sie zum Altare ginge, dort eine Eiche pflanzen.

224.

Der Wendberg bei Havelberg.

Mündlich.

Die Höhe, welche sich dicht bei Havelberg östlich hinzieht, heißt der Wendberg, und soll diesen Namen von den alten Bewohnern der hier stehenden funfzehn Häuser haben, die ursprünglich Wenden gewesen sind. Diese haben auch, wie man erzählt, ihre Todten nicht in Havelberg begraben dürfen, sondern haben sie weithin bis zum nächsten Dorfe Vehlgast führen müssen.

225.

Kurt von Bassewitz.

Mündlich.

Riedel: Codex Diplomaticus Brandenb. Th. II. S. 363.

Die Stadt Kyritz hat vor alten Zeiten vielfache Fehden mit den Rittern der benachbarten Lande gehabt, und so geschah es auch einmal, daß sie mit dem Mecklenburgischen Ritter Kurt von Bassewitz in Streit lag, der im

J. 1411 heranzog und sie hart belagerte. Die Kyritzer vertheidigten sich aber tapfer, und so konnte er ihnen nichts anhaben, weshalb er sann, wie er die Stadt mit List nähme. Er ließ deshalb einen unterirdischen Gang graben, durch welchen er in die Stadt eindringen wollte. Nun geschah es aber, daß die Kyritzer damals einen schweren Verbrecher im Thurm sitzen hatten, der hörte das Wühlen und Klopfen unter der Erde, und da er von der Belagerung wußte, ließ er dem Bürgermeister melden, daß er ihm wichtige Entdeckungen machen wolle, wenn man ihm das Leben schenke. Das ward ihm zugestanden, und nun erzählte er, was er gehört hatte. Nun verfolgte man den Gang der unterirdischen Arbeit, ließ die ganze Bürgerschaft sich bereit halten, und nicht lange währte es, so kam Bassewitz plötzlich auf dem Markte aus der Erde hervor. Nach einigen soll er hier durch heißen Brei, den man ihm auf den Kopf stürzte, wehrlos gemacht sein, nach andern nach hartem Kampfe gefangen und nachher mit seinem eigenen Schwerte enthauptet worden sein. Das Schwert nebst dem Panzer des Ritters wird noch auf dem Rathhause aufbewahrt; zum Andenken an die Befreiung der Stadt aus dieser Noth feiert man aber noch alljährlich das Bassewitzfest am Montage nach Invocavit mit zweimaligem Gottesdienst und Gabenvertheilung unter die Armen und Schulkinder. Bei dieser Gelegenheit war es früher Sitte, daß der Bürgermeister mit einem Messer einen Schnitt in das Kriegskleid des Ritters thun mußte, weshalb von diesem fast nichts mehr übrig geblieben ist.

Sagen der Neumark.

226.

Der Name von Krebsjauche.

Mündlich.

In der Nähe von Frankfurt liegt ein Dorf, Namens Krebsjauche; hier trafen einmal ein Fuchs und Krebs zusammen, die wetteten miteinander, wer am schnellsten laufen könnte. Da machten sich denn beide auf und der Fuchs, der doch seiner Sache gewiß war, ging ganz langsam voraus, der Krebs aber kniff sich ganz leise und ohne daß es der Fuchs merkte, in die Haare der Ruthe desselben, und ließ sich auf solche Weise nachschleifen. Wie sie nun dicht am Ziele waren, kroch der Krebs tiefer in die Haare hinein und kniff den Fuchs mit den Scheeren so an der Ruthe, daß dieser wüthend mit ihr um sich schlug, wobei der Krebs den richtigen Augenblick wahr nahm, los ließ und so mit aller Macht ans Ziel geschleudert wurde. Da rief er vor Freuden „Krebs juchhe!" und als nachmals an dieser Stelle ein Dorf gebaut wurde, nannte man es zum Andenken an die List des Krebses „Krebsjuchhe", woraus später der jetzige Name entstanden ist.

227.

Der Name von Küſtrin.

Mündlich.

Als die Stadt Küſtrin gebaut war, wußten die Rathsherrn nicht, wie man die Stadt benamen ſolle, und riethen lange hin und her; da machte endlich einer den Vorſchlag, es ſollte ſich der geſammte Rath vor das Hauptthor der Stadt ſetzen, und nach dem die Stadt benennen, welcher zuerſt in dies Thor hereinkommen würde. So geſchah's denn auch, und der weiſe Rath ſetzte ſich ans Thor und harrte; da kam auch bald eine Bauerdirne des Weges, und als man ſie fragte, wer ſie ſei, antwortete ſie, ſie ſei Küſters Trin', das hat man denn zuſammengezogen und der Stadt den Namen Küſtrin gegeben.

228.

Die Bärenſtäker.

Mündlich.

Die Einwohner der Stadt Mohrin werden häufig, wenn ſie in andern Orten der umliegenden Gegend erſcheinen, Bärenſtäker genannt. Das iſt aber ſo gekommen:

Einem Manne, der mit Aufladen von Erbsſtroh beſchäftigt war, fiel ein großes Bund deſſelben vom Wagen, und da es grade ſehr windig war, nahms der Wind auf und triebs weit fort, bis nach Mohrin. Als das aber die Mohriner ſahen, wurden ſie in Angſt und Schrecken verſetzt, denn ſie glaubten, es ſei ein Bär,

welcher daher käme, und wußten gar nicht, was sie thun sollten. Doch waren einige unter ihnen, welche beherzter waren, die kamen mit Forken, Stangen und Knüppeln herzugelaufen, um das Ungeheuer zu tödten; da erkannten sie denn ihren Irrthum, aber zum Spott nennt man sie nun bis auf den heutigen Tag die Bärenstäker.

229.

Das alte Schloß bei Mohrin.

Nördlich von der Stadt Mohrin liegen in nur geringer Entfernung an dem See auf einem einzelnen Hügel die Mauerreste einer alten Burg von nicht beträchtlichem Umfang. Hier sollen vor Zeiten Raubritter gehaust haben, die den Leuten, welche auf der Straße von Königsberg kamen, aufpaßten und ihnen ihr Gut nahmen. Lange haben das die Mohriner ruhig mit angesehen, aber als zuletzt auch sie mancherlei Schaden litten, haben sie sich aufgemacht, das Raubnest eng umlagert und den Ritter dort oben verhungern lassen, worauf sie dann das ganze Schloß zerstört, so daß nur noch die wenigen Reste, welche jetzt sichtbar sind, überblieben.

Andere sagen, der letzte Besitzer des Schlosses habe es, als er alt und schwach wurde und ohne Nachkommen war, an einen Herrn zu Güstebiese für ein Kalb verpfändet. Er soll auch, da jene davon Besitz nahmen, wegen seiner Schwäche im Lehnstuhl herunter getragen worden sein.

Mit dem ebenfalls am Mohriner See gelegenen Dorfe Butterfelde sollen die Ritter übrigens auch noch

besondre Verbindungen unterhalten haben, und namentlich sagt man, daß ein unterirdischer Gang vom Schlosse nach der ehemaligen katholischen Kirche des Dorfes, die jetzt in ein Wirthschaftsgebäude verwandelt sei, geführt habe.

230.

Der Mohriner See.

In dem großen rings von steilen Ufern umgebenen Mohriner See, sagt man, liegt ein großer Krebs, der ist mit einer Kette an den Grund angeschlossen; reißt er sich aber einmal los, so muß die ganze Stadt untergehen. Oft genug hat man deshalb schon in Angst geschwebt, denn wenn der See heult, wie die Leute sagen, so tobt da unten der Krebs und will sich lösen.

Im See muß auch alle Jahr einer ertrinken, und wenn das ja einmal in einem Jahre nicht zutrifft, so müssen sicherlich im nächsten Jahre zwei dafür büßen. Man sieht auch oft einen Schimmel aus dem Wasser hervorkommen, besonders während der Nacht, der geht ruhig neben dem Wandrer her, der noch spät des Weges kommt, und begleitet ihn ein Stück Weges. Am Marientage aber zeigt sich auch eine weiße Gestalt, die lockt die Leute auf allerlei Weise herabzukommen, und wer sie einmal erblickt hat, der muß hinunter, mag er wollen oder nicht.

231.

Das vermauerte Thor.

Mündlich.

Wenn man von Zellin nach Mohrin hinein geht, so stößt grade auf die Straße zu ein hoher Thurm, unter dem ehmals das Thor befindlich war, jetzt ist es aber daneben, wo man eine kleinere Pforte durchgebrochen. Das kam aber so:

Vor Zeiten war einmal ein Spitzbube, der sah dem König sehr ähnlich, und hatte ihm auch seinen Siegelring und Scepter gestohlen, und zeigte sich nun aller Wegen, sagend, er sei der König selber. Der war auch grade verreiset und alle Welt glaubte dem Betrüger eine Zeit lang; doch endlich kam heraus, wer er sei, und er wurde nun fortgejagt; das Thor aber, zu dem er eingezogen, ward von Stund an vermauert, damit kein ehrlicher Mann mehr hindurchzugehn brauche.

232.

Der Stein am Wubieser Wege.

Mündlich.

Bei der Mühle, die am Wubieser Wege dicht vor den Thoren von Mohrin liegt, war noch vor einigen Jahren ein Granitblock befindlich, der war so groß, wie ein einstöckiges Haus, so daß man, nachdem er zersprengt war, das neue Spritzenhaus hat ganz davon bauen können. War nun gleich der Stein wegen seiner auffallenden Größe merkwürdig, so hatte er doch sonst keine besonderen Abzeichen, wie etwa Eindrücke oder derglei-

chen; aber unten an seiner Sohle war ein Graben befindlich, der war mit Wasser gefüllt, und aus diesem holten sich die Mohriner ehmals in der heiligen Osternacht Osterwasser, um damit allerlei Gebrechen und Fehler zu heilen.

233.

Die verwandelten Knaben.

Mündlich.

Auf dem Siebenbrüderberge bei Mohrin, dicht an dem ehemaligen Wege nach Zellin, standen sonst sieben große Granitblöcke, von denen der eine immer größer war als der andre; sie sollen aber so dahin gekommen sein.

Es waren einmal sieben Brüder, die hüteten dort eines Morgens auf dem Berge die Kühe und waren gar übermüthig. Als die Sonne nun höher heraufkam, öffneten sie ihre Kober, um das Frühstück einzunehmen; der eine von ihnen hatte aber einen Käse, und mochten sie nun satt sein, oder war es bloßer Uebermuth, sie nahmen ihre großen Viehpeitschen hervor, und hieben damit so lange auf denselben los, bis Blut daraus hervorkam. Dafür sind sie denn zur Strafe auf der Stelle in Steine verwandelt worden, und diese sieben Steine haben dort gestanden, bis vor wenigen Jahren der Zellinsche Weg verlegt wurde.

Vergl. Beckmann's Beschreibung der Mark Brandenburg Th. I. S. 362, welcher sagt, die sieben jungen Bursche hätten ihren Käse und Brot auf unanständige Weise benetzt.

234.

Die Teufelssteine bei Mohrin.

Mündlich.

Dicht am Mohriner See, wenn man den Weg nach Guhden geht, liegt ein Granitblock, an welchem ein Eindruck, wie von einer Achsel und vier napfförmige, runde Vertiefungen sichtbar sind, deren größte etwa einen Durchmesser von drei Zoll hat. Dieser Stein heißt Etzel- oder Achselstein, und hat seinen Namen daher bekommen, daß die Großmutter des Teufels diesem hier einst kein Essen kochen wollte; da wurde er denn so wüthend, daß er sie bei der Kehle packte und mit solcher Gewalt gegen den Stein drückte, daß die Form der Achsel darin sichtbar blieb. Auch die große Nasenspitze derselben hat sich abgedrückt, denn das ist das über der Achsel befindliche runde Loch. Seit der Zeit ist des Teufels Großmutter nicht mehr so widerspenstig gewesen, und man kann sie alltäglich dort auf dem Steine in dem kleinen Näpfchen das Mittagessen bereiten sehen.

Ueberhaupt scheint diese Gegend des Mohriner Sees des Teufels Lieblingsaufenthaltsort gewesen zu sein, und mancherlei Spuren sind noch davon da. Im sogenannten Kugelgrunde am See lag sonst eine ganze Reihe großer Granitsteine, unter andern auch einer, an dem ein vollständiger Sattel mit zwei Steigbügeln sichtbar war; auf diesem ist der Teufel jedesmal in der Walpurgisnacht zum Blocksberg geritten. Ein andrer Stein

hat die Form eines Lehnſtuhls, der mit der Vorderſeite dicht am See ſteht, auf dem ſoll der Teufel noch oft in warmen Sommernächten ſitzen und Fiſche angeln. Und ſolcher Steine waren ſonſt noch mehrere da, die aber jetzt fortgeführt ſind.

Andere Steine, an denen der Teufel ſein Weſen getrieben, liegen weit umher in der Gegend zwiſchen Mohrin und Zehden. So liegt ein ſehr bedeutender Block mit glatter Oberfläche auf der Grenze von Dürren-Selchow und Grüneberg; auf dieſem befindet ſich eine große Anzahl von etwa einem bis anderthalb Zoll tiefen meiſt runden Löchern, die ziemlich nah bei einander ſtehen. Dieſe Eindrücke ſollen daher rühren, daß der Teufel einſt auf ihm Kegel geſpielt. — Ein andrer Stein von geringerer Größe befindet ſich auf der Selchower Feldmark, und zeigt den Eindruck einer Kuhtrappe. — Ebenſo befindet ſich am Wege von Zehden nach Zachow ein Stein, welcher die Fußſtapfen eines Löwen, eines Hundes und einer Kuh zeigt. Alle drei ſollen einmal, als der Stein noch weich war, zu gleicher Zeit darauf getreten ſein.

235.

Die Theerbutte am Thurm.

Mündlich.

Durch ein in der Nähe von Mohrin gelegenes Dorf fuhr einſt ein Bauer mit ſeiner kranken Tochter, und

grade wie er mitten im selben bei der Kirche ist, bricht ein Rad am Wagen, und er sieht sich genöthigt, liegen zu bleiben. Vor Zorn und Unmuth darüber rief er: „I so möge doch gleich der Teufel kommen und den Wagen fortbringen!" Allein kaum war auch nur das letzte Wort verhallt, so kam der Böse daher, nahm den Wagen auf und flog mit ihm durch die Luft davon. Da saß nun die arme Tochter des Bauern und wußte in ihrer Noth nicht, was sie anfangen sollte; doch fiel ihr noch zuletzt ein gutes Mittel bei, sie fing nämlich aus Leibeskräften an zu beten, sich zu bekreuzen und Gott anzurufen, so daß der Teufel endlich alle seine Macht über den Wagen und sie verlor, und sie zuletzt sanft auf die Erde niedersetzte. Aus Zorn über die verlorene Beute nahm er aber die Theerbutte des Wagens und stülpte sie umgekehrt auf dem Kirchthurm des Dorfes; dort könnt ihr sie noch heute sehn, doch müßt ihr das Dorf erst suchen.

236.

Der Adamstanz bei Wirchow.

Beckmann Beschreib. d. Mark Br. Th. II. S. 362.

Unweit des Dorfes Wirchow stehet eine große Menge von Steinen beisammen, die sich ordentlich zu einem Kreise zusammengestellt zu haben scheinen. Es sind aber auch eigentlich gar keine Steine, sondern verwandelte Menschen, die zur Strafe zu Stein wurden. Es geschah nämlich einmal vor vielen hundert Jahren, daß ihrer mehrere hier am heiligen Pfingsttage einen Tanz

ausführten und dabei ganz nacket waren; aber kaum hatten sie ihn begonnen, so blieben sie auch stehen, wie sie grade standen, und so kann man sie noch sehen. In der Mitte stehen die beiden Bierschänker, außerhalb des Kreises die beiden Spielleute, und um jene herum sieht man die vierzehn Tänzer stehen. Das ist der Adamstanz oder der Steintanz, und so leicht wird's wohl keinem einfallen, ihn nachzutanzen.

237.

Der Teufelsstein bei Reetz.

Beckmann Beschreibung d. M. B. Th. II. S. 376. 377.

In der Gegend von Reetz, das nördlich von Arnswalde in der Neumark liegt, da war einmal eine Krügerin, die betrog die Bauern auf jede Weise, so daß sie endlich der Teufel holte. Der nahm sie aber und fuhr mit ihr durch die Luft davon bis zu einem großen Steine, der in der Gegend zwischen Reetz und Rietzig liegt, und um den noch eine Anzahl kleinerer Steine herumliegt. Hier ruhte er mit ihr aus, und wie sie so saßen, da kamen die Höllengeister mit Pferde- und Bocksfüßen an und tanzten um sie herum. Von der Höllenglut mag der Stein aber wohl so weich geworden sein, daß sich die Zeichen von den Händen und Füßen derselben darin abgedrückt haben. Das alles währte eine ganze Weile, da kamen ein Paar Kinder des Weges, die setzten sich ebenfalls auf dem Steine nieder; aber im Augenblick verschwand auch alles, und als Denkmal

sind nur die Spuren der Hände und Füße im Steine verblieben, und man kann namentlich die Füße eines Frauenzimmers und eines Kindes, sowie ein Hufeisen und eine Hand noch ganz deutlich sehen.

238.

Die Ketzer-Dörfer und Ketzer-Berge in der Neumark.

Kehrberg: Historisch-chronol. Abriß der Stadt Königsberg in d. N. Abth. II. S. 13.

Als die Hussiten auf ihren Feldzügen in die Neumark kamen, und hier wie überall große Verwüstungen anrichteten, zerstörten sie namentlich in der Umgegend von Königsberg eine große Menge von Dörfern, an deren Stelle sie dagegen neue aufbauten. In diesen sollen sich noch vor etwa zweihundert Jahren in den Kellern einige Altäre gefunden haben, in denen sie nach Art der ersten Christen während ihrer Verfolgung ihren Gottesdienst verrichteten, und man nennt diese Dörfer daher die Ketzerdörfer, und werden als solche besonders Wubieser, Zäkerick, Rüdenitz, Gabow genannt; ferner nennt man auch die Berge zwischen Wrechow und Zehden die Ketter- oder Ketzerberge, und mögen diese ihren Namen wohl aus einem ähnlichen Grunde haben.

239.

Die Raben am Rathhause zu Königsberg.

Kehrberg a. a. O. S. 31.

Im Herbst des Jahres 1588 sowie im März des folgenden Jahres erschienen an verschiedenen Tagen auf dem Rathhause und der Kirche zu Königsberg große Massen von Krähen, Dohlen und Raben, die in heftigen Kampf mit einander geriethen, worauf auch in einer folgenden Nacht ein unversehenes plötzliches Licht in allen Gassen, das aber bald wieder verschwand, gesehen wurde. Zum Andenken dessen sind über der Thüre des Rathhauses zwei gegeneinander sitzende Dohlen oder Raben gemalt, die aber kaum noch zu sehen sind; auf dem untersten Rathhausgiebel befand sich auch ehmals ein eiserner Rabe, der aber bereits vor langen Jahren abgenommen ist.

Dieser Rabenkrieg war aber um so denkwürdiger, als er ein Vorzeichen des Kampfs war, der bald darauf im J. 1589 zwischen dem Rath und der Bürgerschaft wegen eines Stück Landes unweit des Pimpinellenberges ausbrach; darüber entstand ein so gewaltiger Lärm in der Stadt, daß Kurfürst Johann George endlich die Stadt berennen ließ und über die Hauptunruhestifter schwere Strafen verhängte. Seitdem führt jenes Land den Namen des Streitlandes.

240.

Das schwarze Pferd.

Kehrberg a. a. O. S. 34.

N. Leutingeri Commentarii de Marchia Lib. XXVI. §. 22.

Es war im J. 1590, als sich in einer Nacht in der Stunde zwischen elf und zwölf Uhr zu Königsberg ein schwarzes feuriges Pferd mit brennenden Augen zeigte, das lief in allen Gassen mit erschrecklichem Geräusche auf und nieder, und sprang dergestalt, daß die Häuser gebebet und Feuer aus den Steinen gesprungen. Andern Morgens fand man das Bernekowsche innere Thor offen und das Pferd in dem Raume zwischen diesem und dem äußeren Thor liegen; sobald aber der Thorwärter dazu kam, sprang es in die Höhe und verschwand. Dieses Pferd ist vielleicht der Satan selber gewesen, denn an demselben Tage Abends gegen 10 Uhr brach in einem Hause der Stadt Feuer aus, welches er vielleicht angeblasen, um der Stadt eine große Feuersbrunst anzurichten.

241.

Die keusche Nonne.

Angelus: Annales Marchiae ad A. 1325.

Im Jahre 1325 machten die wilden Polen und Litthauer einen Einfall in die Mark, und da geschah's, daß ein Baior dieses Haufens eine schöne Jungfrau aus einem Kloster raubte, und bald mit Bitten bald mit Dräuworten sie anging, ihm zu Willen zu sein, allein

er konnte sie nicht erweichen. Deshalb unterstand er sich, Gewalt gegen sie zu brauchen, und wie sie nun einsah, daß sie würde unterliegen müssen, bat sie den Barbaren erst mit Thränen, dann mit Liebkosung, er wolle doch ihrer Ehre verschonen, dagegen wollte sie ihm eine Verehrung thun, davor er sich unter allen sterblichen Menschen wohl den glückseligsten in der ganzen Welt schätzen möchte. Jenem wurden von diesen Worten die Ohren so weit, daß er verwundert fragte, was köstliche Verehrung das wäre, worauf sie ihm antwortete, es sei eine bewährte Kunst, wenn sie ihm die lehre, so könne er die Tage seines Lebens mit keinen Waffen, Schwert, Spieß oder Pfeil an seinem Leibe verwundet oder versehrt werden. Da versprach er, sie bei Ehren zu behalten, wenn sie ihm diese Kunst lehren würde, und sie sagte jetzt: „Es sind nur wenige verborgene zauberische Worte, die ich dafür spreche, und damit du an solcher Kunst nicht mögest zweifeln, magst du sie an mir selbst zuerst versuchen." Dies sprechend, kniete sie nieder, bekreuzte sich und betete den Vers aus dem 31sten Psalm: In manus tuas commendo spiritum meum. Diese Worte verstund jener nicht, sondern meinte, es wären die starken unverständlichen Zauberwörter, worauf die ganze Kunst beruhte. Da sprach die Jungfrau ferner mit ausgestrecktem Halse, er sollte nun getrost zuhauen, so würde er die sicherste Probe der Kunst erhalten; dies that er auch, hieb ihr das Haupt mit einem Streich herunter, und sah nun erst, daß ihr ihre Ehre lieber als ihr Leben gewesen sei.

242.

Der Landsknecht und der Teufel.

Jobi Fincelii Wahrhaftige Beschreibung der Wundergeschichten ꝛc. Buch I.

Grimm's deutsche Sagen. Th. I. No. 210.

Vor vielen Jahren hat es sich einmal zugetragen, daß ein Landsknecht durch die Mark zog, und als er in einer Stadt krank wurde, längere Zeit daselbst verharren mußte. Da er nun viel Geld bei sich hatte, so gab er der Wirthin seinen Geldbeutel und bat sie, ihm denselben zu verwahren; nach etlichen Tagen aber, als er wieder gesund geworden, fordert er denselben wieder, worauf die Wirthin, die ein großes Gelüst nach dem Gelde trug, und mit ihrem Manne eins geworden war, daß sie das Geld verleugnen wollten, trotzig sprach, was er sich doch zeihe, sie wisse nichts von dem Gelde, und den Landsknecht aufs ärgste schalt. Dieser erzürnte sich nun gewaltig über das Weib und warf ihr ihre Untreue vor, und da dies der Mann hörte, kam er herbei, sein Weib zu vertheidigen, und warf ihn zur Thür hinaus. Da zog der Landsknecht vom Leder und hieb in die Thür, und als das der Wirth vernahm, schrie er die Nachbarsleute an, was ihm für Gewalt geschehen, diese griffen den Landsknecht und führten ihn vor die Obrigkeit, worauf er ins Gefängniß geworfen wurde. Als man nun den Fall im Gericht berieth und für Recht erkannte, daß er wegen Gewaltthat durchs Schwert zu

richten sei, kam der Teufel zu ihm ins Gefängniß, zeigte ihm an, wie seine Sache stände, und verhieß ihm, wo er sich ihm ergeben möchte, so wolle er ihm davon helfen. Aber der Landsknecht antwortete, daß er eher zehnmal sterben als auf solche Weise loskommen wolle, konnte auch auf keine Weise bewogen werden, so listig der Teufel es auch anfing, auf den Bund einzugehn. Da versprach ihm endlich der Teufel, ihn ohn einigen Gegendienst frei zu machen, sagend: „Wenn du für Gericht geführt wirst, so sage, du seist zuvor mit Rechtssachen nicht umbgegangen, kannst dich auch selbst mit Reden nicht verwahren, und bitte umb einen Advocaten, der für dich rede, da will ich bei dich treten in einem blauen Hut mit weißen Federn und will dein Advocat sein!' Dies Erbieten nahm der Landsknecht an, da er dafür hielt, daß es nicht wider Gott sei.

Folgenden Tags nun wurde der Landsknecht vor Gericht geführt, und da er um einen Advocaten bat, der ihn vertheidigen möchte, dieses ihm auch gewährt wurde, trat der Teufel daher im blauen Hut mit weißer Feder, repetirte den ganzen Handel, sagte, wie der Diebstahl geschehen, wo das Geld liege und wieviel desselben sei, alles bis aufs allerkleinste. Da verschwur sich der Wirth hoch und theuer und rief: „Wenn ich's habe, so führe mich der Teufel weg!" aber kaum hatte er das gesagt, so ergreift der im blauen Hut mit weißer Feder den Wirth, führt ihn über den Markt durch die

Lüfte hinweg, und hat niemand jemals erfahren, wo er mit ihm hingekommen sei.

243.

Der Werwolf.

Mündlich.

Einige Menschen verstehen die Kunst, sich mittelst eines Gürtels, den sie umschnallen, in einen Werwolf zu verwandeln, und so ist namentlich einmal einer in der Mark gewesen, von dem man noch an vielen Orten zu erzählen weiß. Lange Zeit hatte keiner gewußt, daß er ein so gefährlicher Nachbar sei, aber endlich kam es folgendermaßen heraus.

Es lagen mehrere Knechte beisammen in den Koppeln ihre Pferde zu hüten, und machten sich da ein Feuer an, bei dem immer einer wachen mußte. Als nun die Reihe an den Werwolf kam und er meinte, daß die andern alle fest schliefen, warf er schnell seinen Gürtel über und stürzte sich als Wolf auf die Pferde, und verzehrte ein Fohlen mit Haut und Haaren. Das alles sah einer der Knechte, der sich nur schlafend gestellt hatte, mit an, sagte jedoch den andern kein Wort davon: nicht lange danach kehrte der Werwolf zurück, und die andern erwachten. Als sie nun bei dem Feuer lagen, da schauderte es dem Werwolf so und er sagte: „Ich weiß nicht, wie mir heute so schuddrig ist!" „„Na, sagte der Knecht, wel-

cher nicht geschlafen hatte, da soll einem wohl nicht schuddrig sein, wenn man ein ganzes Fohlen im Leibe hat!"" „Dein Glück, rief jener, daß du mir das nicht vorher gesagt hast!" und mit diesen Worten streifte er seinen Gürtel über, ward sogleich zum Wolf, sprang in den Wald und nie haben ihn seine Gefährten wieder gesehen.

Märchen.

1.

Die Königstochter beim Popanz.

Mündlich aus Paretz.

Es war einmal ein König, dessen Frau war gestorben und hatte ihm nur eine einzige Tochter hinterlassen, die noch sehr klein war, und von der Amme auf den Arm getragen wurde. Der König liebte die Kleine über alles, und begleitete sie, wo sie ging und stand; da fuhr er auch einstmals mit ihr und der Amme in einem Boot zur See, als sich plötzlich ein gewaltiger Sturm erhob, der das Schiff gegen einen großen Felsen warf, daß es von vorn bis hinten barst und alle, die darin waren, jämmerlich in den Wellen umkamen; nur die junge Königstochter wurde wunderbarer Weise erhalten, indem sie von einer Woge ans Ufer einer Insel getragen ward, auf welcher der Popanz mit seiner Frau in einer Höle wohnten, die hierher verwünscht waren. Der Popanz aber war ein gar grausamer Mann, und als er das kleine Mädchen fand, wollte er es sogleich ums Leben bringen, aber seine Frau ward durch das Lächeln des Kindes gerührt und bat ihn deshalb: „Lieber Popanz, laß sie doch leben, wir wollen sie erziehen,

damit sie, wenn wir alt werden, uns hülfreich zur Hand gehe!" Da ließ sich der Popanz erbitten und sie nahmen nun die Kleine mit sich, die bald heran wuchs und eine wunderschöne Jungfrau wurde. Nun fuhr einmal der Bruderſohn des verſtorbenen Königs ebenfalls zur See und ſein Schiff ſcheiterte an demſelben Felſen, wo das Schiff, in welchem die Königstochter geſeſſen, zu Grunde gegangen war, aber er rettete ſich auf ein Brett und wurde auch an das Ufer der Inſel des Popanz geworfen. Die Königstochter ging grade am Ufer ſpatzieren, und ſah das Brett, auf dem ein Menſch ſaß, daher treiben, ſie verweilte deshalb ein wenig, denn es war nun ſo lange Jahre her, daß ſie keinen Menſchen, ſondern immer nur den wilden Popanz mit ſeiner häßlichen Frau geſehen, und ihr Herz ging ihr auf vor Freuden, als ſie nun den Königsſohn ans Land treten ſah. Sie trocknete ihm das Haar mit ihrem Kleide und ſtillte ſeinen Hunger, denn der war gar groß, da er ſchon viele Tage auf der See umher getrieben war und ſich nur von Waſſerwurzeln, die er hier und da fand, genährt hatte. Aber bald wurde ſie betrübt, denn ſie gedachte an den grimmigen Popanz, und erzählte ihm daher mit Trauern, daß der ihn wohl gleich ums Leben bringen würde. Der Königsſohn war aber ein muthiger Jüngling und fürchtete ſich nicht, ſondern ging mit dem Mädchen zur Höle; als ſie nun dahin kamen, wollte ihn zwar der Popanz gleich umbringen, allein die Königstochter bat ihn ſo beweglich, daß er ihn doch möchte leben laſſen, daß er ſich endlich erbitten ließ;

jedoch mußte ihm der Königssohn versprechen, daß er, sobald sich ein Schiff an der Insel zeigen würde, auf demselben davon segeln wolle. Das war jener auch zufrieden und blieb nun bei dem Popanz und seiner Frau. Da geschah es einst, daß er an der Hand der Königstochter einen schönen Ring bemerkte und an einem Zeichen, das darin eingegraben war, erkannte, daß er seinem Vaterbruder, der, wie er wußte, vor vielen Jahren auf der See umgekommen war, gehört habe. Nun erinnerte er sich aber auch, daß des Königs Tochter damals mit auf dem Schiffe gewesen, und sogleich wurde ihm klar, daß das Mädchen, die ihn hieher gebracht, nicht wie er es auch nie recht geglaubt, des Popanz Tochter, sondern die seines Vaterbruders sei, die man in dem Wasser umgekommen meinte. Da erzählte er ihr denn alles, und beide wurden gar froh in ihren Herzen und sannen nun mit einander, wie sie von der Insel fortkämen. Die Königstochter hatte aber während der langen Jahre, die sie nun schon bei dem Popanz war, von ihm auch etwas zaubern gelernt, und wie er einst abwesend war, verschaffte sie sich seinen Zauberspiegel, in den schaute sie und erfuhr, daß ein Fußsteig von der Insel führte, auf dem sie entkommen könnten, wenn sie nur den Zauberstab besäßen. Das alles entdeckte sie sogleich dem Königssohn, und als es nun Abend wurde und der Popanz mit seiner Frau fest in ihrer Stube schliefen, schlich sie leise hinein, nahm den Zauberstab fort, stellte einen Topf, in den sie eine Bohne that, in der Küche ans Feuer, und sagte zu ihr:

„Nun antworte du für mich, bis du gekocht bist!" darauf machten sie sich beide auf und gingen davon. Nicht lange danach wachte die Alte auf, und da sie das Mädchen nicht auf dem Lager fand, rief sie nach ihr und fragte, wo sie wäre; da rief die Bohne: „ich stehe am Feuer und wärme mich!" und als die Alte zum zweiten und dritten Male, nachdem einige Zeit vergangen war, wieder rief, antwortete die Bohne wieder, wie vorher. Endlich aber antwortete die Bohne nicht mehr, und da sprang die Alte auf, die Königstochter und den Königssohn zu suchen, aber da war alles fort. Nun weckte sie schnell den Popanz, der wurde gar zornig, als er seinen Zauberstab vermißte, und zog seine Siebenmeilenstiefeln an, und dachte, er wolle sie wohl bald einholen, dann sollten sie's aber auch entgelten. Unterdessen waren die beiden schon weit fort, sahen sich aber immer um, ob ihnen der Popanz auch nicht nachfolge; da erblickten sie ihn endlich, und nun nahm die Königstochter den Zauberstab und verwandelte die ganze Gegend in einen schönen Garten, den Königssohn in eine Biene, sich selbst aber in eine schöne Blume. Da konnte sie nun der Popanz nicht finden und mußte unverrichteter Sache wieder heimkehren. Wer aber vorüberging, der wunderte sich über den schönen Garten, und besonders wollte ein jeder gern die schöne Blume brechen, aber das litt die Biene nicht, die, so wie einer sie nur anrühren wollte, ihm in die Hand stach, daß er sie eilig zurückzog. Nachdem nun der Popanz lange genug fort war, verwandelten sie sich wieder in

Menschen, zogen weiter und kamen endlich in das Land, das dem Vater des Königssohns gehörte. Da freute sich der alte König über die Maaßen, sie heirateten sich nun beide und lebten glücklich und zufrieden, und wenn sie nicht gestorben sind, so leben sie noch heute.

2.

Die glückliche Besenbindersfrau.

Mündlich aus Groß-Paaren an der Havel.

„Guten Tag, Junferla!" — Nich Junferla! Fruu, Fruu! „Na hat se denn schon geheirat't?" — Ja freilich! — „Nu wen hat sie denn? En Schuster?" — J nich doch! — „En Schneider?" — J nich doch! — „Nu wen hat se denn?" — Nu ich hab en Besenbinder, und habe alle Dage miine drei gute Dinge, Brotsuppe, Mehlpappe und dann gebackene Pilsche! — „Nu wo wohnt se denn?" — Da drüben auf de Ilsebilse, wo der Klumpsack über de Weide hängt!

3.

Die Schildkröte und die Enten.

Ebendaher.

Eine Schildkröte lebte einmal mit zwei Enten zusammen in einem Teich, aber als es hoch in den Sommer kam und das Wasser sehr flach wurde, beschlossen die Enten fortzugehn, da bat sie denn die Schildkröte, daß sie sie doch mitnehmen möchten, und das versprachen sie auch. Da mußte denn die Schildkröte einen Stock ins Maul nehmen, diesen faßten die beiden Enten

an und flogen nun mit ihr auf. Als das die Vögel sahen, riefen sie der Schildkröte höhnend zu:

Schildkröte flog einmal
Ueber Berg und Thal.
Ei Frau Vierbein,
Was fällt ihr ein?
Ei Frau Knochenrück,
Dir fehlt noch ein Stück!
Flieg, ich bitte dich,
Ohne Fittig.
Bist ja stumm,
Sag warum?

Die Schildkröte wollte sich verantworten, ließ aber nun, als sie das Maul öffnete, den Stock los und fiel auf die Erde nieder. Da flogen die Enten eilends zu ihr hinab, aber sie fanden sie bereits todt.

4.

Die böse Frau.

Mündlich aus Groß-Kreutz bei Brandenburg.

Es war einmal ein Mann, der war gar klug, denn er verstand die Sprache der Thiere, aber so klug er auch war, so konnte er doch seine böse Frau nicht recht im Zaum halten. Nun traf sich's einmal, daß er in seinem Hofe saß und dem Gespräche der Thiere zuhörte, da das aber grade einen gar lustigen Gegenstand betraf, lachte er laut auf und das sah seine Frau. Nun drang sie mit großer Heftigkeit in ihn, denn sie war auch gar neugierig, er solle ihr doch erzählen, worüber er gelacht

habe, allein so gern er es auch gemocht hätte, um sie nur zufrieden zu stellen, so durfte er es doch nicht, denn es hätte ihm sonst sein Leben gekostet. Er schlug es ihr daher ab, aber dadurch wurde das Weib nur um so ungeduldiger und jähzorniger und überhäufte ihn mit vielen Schmähungen und Vorwürfen, und sagte, daß er immer Heimlichkeiten vor ihr habe; so ging's von einem Tage zum andern, so daß der Mann zuletzt ganz traurig und betrübt wurde und mit gesenktem Haupte daher ging, indem er sann, wie er es wohl ändern könnte. Da ging er auch in den Hof, und sah, wie der Hahn lustig umherlief und sein lautes „Kikeriki" erschallen ließ, der Hund aber war ganz still und sprach zum Hahn: „Wie kannst du nur so lustig sein, da doch unser Herr so traurig ist wegen seines bösen Weibes, das ihm keine Ruhe läßt." Ich denke, entgegnete der Hahn, es wird sich wohl noch mit ihm ändern, er braucht sich ja nur an mir ein Beispiel zu nehmen, ich habe über hundert Frauen, aber wehe der, die mir nicht gehorchen wollte, ich würde ihr augenblicklich die Augen aus dem Kopfe hacken; und er hat doch nur die eine und sollte nicht mit ihr fertig werden? — Das hörte der Herr mit Vergnügen an, denn er sahe ein, der Hahn habe Recht; er ging daher sogleich in sein Haus, nahm die Peitsche und hieb damit tüchtig auf seine Frau los, indem er sie fragte, ob sie noch Verlangen trage zu wissen, weshalb er gelacht habe. Da kroch sie sogleich zu Kreuze und hat nie in ihrem Leben wieder verlangt, ihres Mannes Geheimnisse zu wissen, und sie

haben von da an glücklich und zufrieden gelebt bis an ihr Ende.

5.

Der dumme Michel.

Mündlich aus Brodewin i. d. A. M.

Da war einmal eine Bäuerin, die hatte einen Sohn Namens Michel, der war nie weiter als vom Tisch bis an den Kachelofen gekommen, und da dachte sie endlich, du mußt ihn doch einmal in die Welt schicken, sprach daher zu ihm: „Geh Michel, hinaus an den Teich und hole Wasser." — Ja wohl, sagt Michel, aber wo ist denn der Teich? — „Da mußt du, wenn du aus der Hausthür trittst, den Steig im Garten grade hinunter gehen, dann wirst du ihn zur Linken finden." Michel machte sich gleich auf den Weg, fand auch wirklich Hausthür, Garten und Steig und kam an den Teich; wie er da den Eimer herauszieht, springt ein großer Hecht heraus, der bittet ihn, er möge ihn doch wieder ins Wasser werfen, er wolle es ihm wohl vergelten. „Habe ich dich denn heißen herausspringen? sagt Michel. So springe du auch wieder hinein!" Aber der Hecht bat gar zu sehr, und versprach Micheln endlich, was er wünsche, solle geschehn, nur solle er ihn ins Wasser werfen. Da that ers denn, nahm seinen Eimer und ging wieder nach Hause. Nun hatte er aber draußen am Teich drüben in der Ferne ein Haus gesehen, das glänzte prächtig wie lauter Silber und Gold, darum fragte er seine Mutter: „Mutter, was ist das da drüben

für ein Haus, das man am Teich sieht?" — Sprach die Mutter „das ist des Königs Haus, da wohnt er mit der schönen Prinzessin drin." Wie Michel hörte, daß da eine schöne Prinzessin wohne, denkt er, ich will doch einmal versuchen, ob der Hecht wahrgesprochen, ich möchte, daß die Prinzessin schwanger werde. Nicht lange danach ward die Prinzessin wirklich schwanger, und als das der König erfuhr, wurde er sehr zornig und überhäufte sie mit bittern Vorwürfen. Sie aber schwur ihm hoch und theuer, daß niemand bei ihr gewesen, es müßte denn im Schlafe gewesen sein, aber der König wollte es nicht glauben. Zuletzt kam sie nieder und gebar einen Jungen, und da man den Namen des Vaters nicht wußte, wurde er nach dem Großvater genannt. Wie nun der Junge aber größer wurde, merkte er bald, daß der Großvater nicht sein Vater sei, fragte ihn daher: „Sage mir doch, wer ist mein Vater?" — Du hast keinen Vater, antwortete ihm jener. „Wie sollte ich wohl keinen Vater haben, entgegnete der Knabe, da doch jeder Mensch einen Vater hat, du magst's nur nicht wissen!" Da mußte denn der alte König gestehen, daß er wohl einen Vater habe, daß ihn aber kein Mensch kenne, aber der Kleine sagte: „Laß nur ein großes Gastgebot ergehn, ich will ihn mir schon herausfinden." Das that denn der König, und nun kamen alle die Minister, Generale und solcher Leute mehr, die in den Staaten des Königs waren, zusammen, der Kleine ging zu allen umher, betrachtete jeden genau, aber kam bald zum König zurück und sagte: „Darunter

ist mein Vater nicht, du mußt ein größeres Gastgebot erlassen!" Darauf ließ der König alle seine Offiziere und Räthe und auch einige der vornehmsten Bürger zusammenkommen, der Knabe ging wieder prüfend umher, aber auch hier fand er seinen Vater nicht, und sagte zum König: „Du mußt ein allgemeines Gastgebot erlassen, dann will ich meinen Vater schon finden!" Da kamen nun die Bürger und Bauern aus dem ganzen Lande zusammen, und als das Michels Mutter hörte, sagte sie zu ihm: „Michel, du mußt auch hin nach dem prächtigen Schlosse, der König bat ein allgemeines Aufgebot erlassen." Nun hatte Michel zwar nur einen einzigen schmutzigen Theerrock und einen alten dreitütigen Hut, aber die Mutter stutzte ihn so gut wie möglich zu und da ging er denn nach Hofe. Wie nun alles in großen Haufen versammelt war, lief der Kleine ämsig umher und nicht lange währte es, da blieb er bei Michel im Theerrock mit dem dreitütigen Hut stehn, zog ihn an der Hand heraus vor den König, und sagte: „Das ist mein Vater!" Da wollte es der König erst nicht glauben und sagte dem Kleinen, er müsse sich irren, aber der blieb steif und fest dabei, Michel sei sein Vater, so daß der König endlich ganz außer sich vor Zorn gerieth und sagte, daß er nun weder Vater noch Mutter noch Kind bei sich behalten wolle. Er ließ sogleich eine große gläserne Kugel mit einer Schraube gießen, daß man sie öffnen und schließen konnte. ließ den Michel, seine Tochter und den Kleinen hineinbringen, alle auf das Wasser setzen und nun schwamm

die Kugel auf der weiten See dahin. Wie sie nun so ein ganzes Stück dahin geschwommen waren, und die Königstochter taurig da saß, daß sie einen solchen Vater zu ihrem Kinde gefunden habe und nun hier elend würde umkommen müssen, da wünschte sich Michel, daß sie doch an eine Insel kommen möchten, und augenblicklich saß auch die Kugel auf einer solchen fest, sprang aus einander und alle drei traten wohlbehalten heraus. Darauf wünschte sich Michel ein prächtiges Schloß mit der reichsten Bedienung und allen dazu gehörigen Häusern, und gleich war alles da. Nun wurde die Prinzessin auch zufriedener, Michel wünschte sich prächtige Kleider und so lebte er denn hier lange Zeit glücklich mit seiner Frau und seinem Kinde; aber endlich wuchs doch die Sehnsucht der Königstochter nach ihrem Vater und der Heimat immer mehr, und sie sagte das einst ihrem Manne, da wünschte er sich eine Brücke nach ihres Vaters Reich, sogleich stand eine da, und zwar war immer ein Balken von Gold, der andre von Silber; nun stiegen sie in eine prächtige goldene Kutsche, fuhren übers Wasser zum Schloß des alten Königs, dessen Zorn legte sich sogleich, als er erfuhr, wie gut seine Tochter noch angekommen sei, und nun lebten sie glücklich und zufrieden bis an ihr Lebensende.

6.

De Kossât un siine Fruu.

Mündlich aus Brodewin in d. U. M.

Dâ was emâl en ollen verdorbenen Kossâten, de heet Dundeldee; mett den siine Wertschop wull et nich recht

voorts gân, drümme gung hee immer hen angeln, dat hee man wat to âten kräg, unn dâ sitt hee ook mâl uppet Flott an de See, dâ fangt hee en grooten Hecht; âr as he den nu wull in siine Kalitte (Kober) smeeten, fangt de ân to spräken und bidd't em, dat hee en doch sülle lâwen lâten, hee wull em ook davôr dankbâr sin. Âr de Kossât wulle nich, bet endlich de Hecht sâde, he sûll en doch man wâär (wieder) rin smeeten, hee künne sick denn ook wünschen wat hee wülle, un dat sülle immer gliiks (sogleich) dâ sin, wenn hee bii em käme. Da schmitt denn de Kossât den Hecht wâär in de See, geit nâ Huus unn vertellt allens siine Fruu, dee sâde: „Wettste (weißt du) wat Mann? Wi willen Schultens waren (werden), denn dats doch vööl (viel) bâter, wenn wi Schultens sin, denn hebben wi int ganze Dörp to befâhlen." Jâ, sâd de Mann, dat willen wii, geit hen an de See un röpt:

„Hechtke, Hechtke in de See!"

„„Wat wiste denn du Dundeldee?""

antwuur de Hecht. I, sâd de Kossât, ick mücht Schulte waren. Na, sâ de Hecht, is all good, gâ man hen, de sallt Schulte sin. Dunn gung de Kossât nâ Huus, und lâawete ne ganze Tiit tofreeden met siine Fruu, âr ens sâde se: „Wettste wat Mann, wi willen Prâästersch waren, denn mütt et ganze Dörp un alle de ângern Dörper dee toohüüren nâ uns hüüren!" Jâ, sâde de Kossât dat willen wii, leep hen nâ de See un reep:

„Hechtke, Hechtke in de See!"

„„Wat wiste denn du Dundeldee?""

antwuur de Hecht. J, ſåd de Koſſåt, ick můchte gíirn Präåſter waren. — 'T is all good, ſåd de Hecht, de biſtet all. Dunn gung de Koſſåt nå Huus, åår et duurte wåår nich lang, ſåd ſiine Fruu: „Wettſte wat Mann? Et is woll ſchúún (ſchön), dat wi nu Präåſterſch ſin, un uns nu unſe Dörp un ook de ängern Dörper hůůren miien (můſſen), åår et můtt doch noch vóól båter ſin, Kúnig to ſin, dunn hebben wi int ganze Land to befåhlen, un hebben ůmmer Åtend und Drinkent vull up un wånen innen prächtiget Schlott." Jå, ſåd de Koſſåt, dat's ook wår, wi willen Kúnig ſin, geit hen an de See un röpt:

„Hechtke, Hechtke in de See!"

„„Wat wiſte denn du Dundeldee?""

antwuur de Hecht. J, ſåd de Koſſåt, ick můcht gíirn Kúnig waren. — Na, ſåde de Hecht, gå man nå Huus, et Schlott ſteit all då. Dunn gung de Koſſåt nå Huus, unn funt et allens, as de Hecht ſååd hadde, åår ſine Fruu was nonnich (noch nicht) tofreeden, un ſåde: „Wettſte wat Mann, wi willen de leewe Herr Gott waren, denn kúnn'n wi ook de ganze Welt befåhlen." Nee, ſåde de Mann, dat doo ick nich, dat můchte den Hecht to vóól waren! Åår ſiine Fruu, de leet nich nå, bet hee toleſt doch hengån deee an de See un reep:

„Hechtke, Hechtke in de See!"

„„Wat wiſte denn du Dundeldee!""

antwuur de Hecht. „Ach, ſåd de Koſſåt, miine Fruu lett mi går keene Roh nich, ick möchte gíirn de leewe Herr Gott ſúlwſten waaren." „„Na gå man nå Huus,

ſäd de Hecht, und ſett dii wäär in de Feddertunn (Federtonne)!'" und dä mütt hee noch ſitten mett ſiine Fruu, wenn he nich ſtorwen is.

7.

Der rathende Teufel.

Mündlich aus Brodewin in d. U. M.

Da war einmal ein Schmied, dem gings gar ſchlecht, denn er hatte nichts zu arbeiten und drum auch nur wenig zu beißen, darum ging er am Johannistage um Mitternacht hin zur Kirche und ſah durch die Thür des Thurmes, denn dann kommt der Teufel. Der kam auch gleich darauf daher gefahren und der Schmied machte nun einen Bund mit ihm, daß er ihm zehn Jahre dienen ſolle, doch wurde die Bedingung gemacht, daß der Teufel während dieſer Zeit alles rathen müſſe, was ihm der Schmied aufgebe. Das war der Teufel zufrieden und diente ihm nun die vollen zehn Jahre, ſo daß der Schmied ein reicher, reicher Mann wurde; als die zehn Jahre nun aber beinahe um waren, kommt der Teufel auch eines Tages grade an, als der Schmied bei der Arbeit iſt, der fragt ihn, er möge doch einmal rathen, was aus dem Eiſen, das er eben hämmere, werden ſolle. Der Teufel ſah hin und ſagte: „Nun, was ſoll das wohl anders werden, als Stäkern für die Pflüger!" aber da war er geprellt und mußte davon ziehen, denn „diesmal, ſagte der Schmied, ſind's Schabmeſſer, um die Mulden auszukratzen!"

8.

Der Schmied und der Teufel.

Mündlich aus Brodewin in d. U. M.

Einst hatte ein Schmied ein Bündniß mit dem Teufel gemacht, er solle ihm zehn Jahre dienen und dann seine Seele haben. Da wurde er nun bald ein reicher Mann, und es trug sich eines Tages zu, daß Petrus zu ihm kam, dem war das eine Hufeisen seines Pferdes losgegangen, das sollte ihm der Schmied wieder anschlagen. Als er nun damit fertig war, sagte Petrus: „Nun bitte dir auch eine Gnade dafür aus, aber vergiß das Beste nicht!" Er meinte nämlich, der Schmied solle sich die Seligkeit erbitten, aber der bat weiter nichts, als daß, wenn er von etwas wünsche, es möge hacken (fest sitzen), das sogleich geschähe, bis er es wieder frei ließe. Das gewährte ihm denn auch Petrus und ging drauf davon.

Als nun die zehn Jahre des Bündnisses mit dem Teufel um waren, schickte dieser einen seiner Teufel ab, er solle den Schmied holen, der Schmied war auch, als der ankam, gleich bereit, mitzugehen, sagte aber zu ihm: „Es ist 'ne weite Reise, die du gemacht hast, ruhe dich doch erst ein wenig, und pflücke dir da ein Paar Birnen von dem schönen Birnbaum, der draußen im Garten steht." Das that der Teufel, stieg auf den Baum, und wie er nun oben war, rief der Schmied „hack!" und augenblicklich saß er fest, und wie sehr er sich auch abmühte, wieder loszukommen, konnte er doch

weder Hand noch Fuß rühren. Nun machte der Schmied eine große Eisenstange glühend, mit der lief er in den Garten und bohrte dem Teufel damit in den Hintern, daß er ach und wehe schrie; als er ihn aber genug gequält hatte, ließ er ihn wieder frei, und der Teufel lief, als hätt' er das Feuer noch im Hintern, spornstreichs davon. Wie er nun zur Hölle kam, wurde er gefragt, wo er den Schmied habe, er aber sagte, er könne ihn nicht bringen, es möchte nur ein andrer hingehn und ihn holen; da lachten denn die andern ihn höhnisch aus, und ein zweiter sagte, das sei ja wohl ein Leichtes und ging auch gleich fort. Aber dem gings wie dem ersten, der Schmied schickte ihn auf den Apfelbaum, machte seine Eisenstange heiß und setzte ihm damit wacker zu, so daß auch er, als er ihn los ließ, eiligst davon und zur Hölle lief. Da machte sich denn der Alte selber auf und fluchte über die dummen Teufel, die nicht einmal den einen Schmied holen könnten. Als er nun zum Schmied kam, war er gewaltig ungebehrdig und schnaubte ihn an, warum er nicht komme, aber der sagte ganz gelassen: „Nun, ich will ja kommen, habs ja noch gar nicht verweigert." Darauf holte er sein Ränzel hervor, und legte einiges Gepäck zurecht. Wie das der Teufel sah, wurde er schon etwas freundlicher; das nahm der Schmied wahr und sagte zu ihm: „Du bist nun doch der Böse selber, aber ich glaube, daß du nicht einmal da hineinkriechen kannst!" Der Alte entgegnete höhnisch: ‚das soll mir ein Leichtes sein", kroch hinein und hatte wirklich Platz darin; aber kaum

war er hinein, so rief der Schmied „hack!" und nun saß der Teufel fest. Jetzt ließ der Schmied alle seine Gesellen mit ihren Schmiedehämmern herbeikommen, er selbst nahm den größesten, der Teufel wurde auf den Amboß gelegt und nun wacker drauf los geschmiedet. Da schrie er gar erbärmlich und lärmte und tobte, aber sie ließen nicht eher nach, als bis sie ihn ganz windelweich geschlagen hatten. Nun nahm der Schmied sein Ränzel auf den Nacken und ging mit ihm davon; unterweges kam ein Reisewagen an, und da bat der Schmied den Fuhrmann, daß er ihn doch möge aufsitzen lassen, er sei gar zu müde. Der gewährte es auch, und nun setzte er sich mit seinem Gefährten im Ränzel auf den Wagen. Ueber eine Weile fingen aber die Pferde an sehr langsam zu gehen, und standen endlich ganz stille, konnten auch durch keine Peitsche weiter gebracht werden. Da merkte der Schmied, daß sich der Teufel im Ränzel so schwer machte, und nun prügelten sie wieder tapfer drauf los, bis er wieder leicht wurde. Da ließ ihn denn der Schmied endlich los, der Teufel ging davon, und soll heute noch wiederkommen. Als nun der Schmied noch lange gelebt hatte, starb er endlich und ging zum Himmel, wo Petrus die Thür öffnete, sie ihm aber sogleich vor der Nase zuwarf, als er sah, wer draußen sei. Darauf ging er zur Hölle; als ihn dort aber der Thorwärter erblickte, wars grade jener erste, den er mit der Eisenstange gebrannt hatte, der erhob sogleich ein gewaltiges Geschrei, daß alle Teufel zusammenkamen und ihm das Höllenthor sperrten. Da ging

er denn wieder zum Himmel und wollte es mit Bitten beim Petrus versuchen, ob er nicht hineinkäme, allein der blieb unbeweglich, so daß der Schmied endlich nur bat, er möchte ihm doch nur vergönnen, sein Ränzel wieder herauszuholen, das er schon als grade eben einer durchs Himmelsthor ging, hineingeworfen hatte. Das wollte ihm denn Petrus doch nicht verweigern, er trat ein, und wenn sie ihn nicht hinausgeworfen haben, so sitzt er noch drinnen.

9.

General Luxemburg und der Teufel.

Mündlich aus Brodewin in d. U. M.

Vor Zeiten war einmal ein großer General, der hieß Luxemburg und hatte einen Bund mit dem Teufel geschlossen, daß er ihm eine bestimmte Zeit dienen solle; das wurde aber dem Teufel gar bald leid, denn der Luxemburg quälte ihn so, daß er ihm endlich alle seine Briefschaften, mit denen er sich ihm verschrieben hatte, zurückgeben wollte, aber jener nahm es nicht an, sondern fuhr fort, den Teufel tüchtig in Athem zu setzen. So wollte Luxemburg auch einmal eine große Reise unternehmen, doch wollte er nicht die gewöhnliche Straße nehmen, sondern durch die Luft fahren, und da mußte ihm denn der Teufel eine Brücke bauen. Da es aber gar schnell ging, und er dem Teufel auch vorher nichts davon gesagt hatte, so mußte der immer die Bohlen und Balken, über die Luxemburg eben gefahren war, hinten abreißen und sie vorne wieder anbauen, damit

nur die Brücke nicht unterbrochen wurde, denn sonst wäre der Contract gelöst gewesen. Nur hin und wieder erlaubte ihm der General ein wenig Ruhe und dann fuhr er auf ebner Erde. Da geschah es auch einmal, daß ein Bauer auf einem Strohwagen hinter ihm herfuhr, und als der Teufel nun die Luftbrücke baute, da folgte er immer hinten nach, ohne daß er, da es Nacht war, gemerkt hätte, wo er sich befand; einmal zwar wollten seine Pferde nicht recht vorwärts, und er wußte nicht warum, allein er hieb mit der Peitsche tüchtig auf sie los, und da liefen sie wieder vorwärts, seine Peitsche jedoch blieb an einem Pfahle sitzen, so daß er sie in der Schnelligkeit im Stich lassen mußte. Endlich gings nun wieder zur Erde hinab, und als ein Kreuzweg kam, fuhr der Bauer ab; da rief ihm Luxemburg nach, diesmal seis ihm noch so hingegangen, aber er solle nicht wieder kommen. Der Bauer war ganz verwundert und wußte nicht, was jener wollte, als er aber nach einiger Zeit nach Hause zurückkehrte und ins erste Dorf kam, sah er an der Spitze des Kirchthurms seine Peitsche hangen, und da ward ihm denn klar, daß er müsse durch die Luft gefahren sein.

So quälte denn Luxemburg den Teufel noch manches Jahr, bis endlich die Zeit des Bündnisses um war; da kam der Böse an, ihn zu holen, Luxemburg aber hatte Wachen ausgestellt, die ihn nicht hereinlassen sollten, allein die schob der Teufel den einen Mann zur Linken, den andern zur Rechten, so daß sie augenblicklich todt nieder fielen; darauf eilte er in das Zimmer

des Generals, und als dessen schnell nachgeeilte Dienerschaft dahin folgte, fand sie ihn nicht mehr, aber auch der General war verschwunden und nur seine hohle Haut lag am Boden.

10.

Vom Mädchen, das seine Brüder sucht.

Mündlich aus Brodewin in d. U. M.

Da war einmal eine Mutter, die hatte neun Kinder, und von diesen waren achte Knaben, aber nur eines ein Mädchen, und sie hätte doch so gerne mehrere gehabt, damit sie ihr bei der Arbeit zur Hand gehn könnten; da überwältigte sie oft der Unmuth, und einmal rief sie gar in demselben aus: „Ei so wünscht ich doch, daß ihr vier Stunden zu Schwänen und zwei wieder zu Menschen würdet!" und kaum hatte sie das gesagt, so flogen die acht Brüder als Schwäne auf und davon und kamen nicht wieder. Bald darauf starb auch die Mutter und da war nun das Mädchen allein in der weiten Welt, und deshalb ging sie weit weit fort, ihre Brüder zu suchen, und kam endlich zum Wind, bei dem saß eine alte Frau in der Hütte, die spann; das war des Windes Mutter. Wie diese das Mädchen zur Thür hereintreten sah, freute sie sich über die Maaßen und rief ihr entgegen: „Ei was freue ich mich, dich zu sehen, denn es ist nun ganzer zehn Jahre her, daß ich keinen Menschen gesehen habe. Aber wie kommst du denn hierher?" Nun erzählte ihr das Mädchen, wie sie ihre Brüder verloren habe und den Wind, der doch

auch manch Fleckchen auf der Welt zu sehn bekomme, fragen wolle, ob er sie nicht gesehen. Aber die Alte sagte: „Ach das geht nicht an, du liebes Kind, mein Sohn ist ein gar schlimmer und gewaltiger Riese, und wenn der zu Hause kommt, so frißt er dich auf.“ Da wurde das arme Mädchen ganz traurig, daß es der Alten zu Herzen ging und sie sich ihrer erbarmte, und ihr sagte: „Kriech nur dort in die Tonne, die werd ich zudecken, und dann will ich meinen Sohn fragen, ob er deine Brüder nicht gesehn; wenn er dann morgen früh wieder fort ist, so kannst du weiter gehn.“ Sie versteckte also das Mädchen in der Tonne, schlachtete darauf einen Hahn und kochte ihn, und nicht lange war sie damit fertig, so hörte man ein gewaltiges Heulen und Brausen in der Luft, das kam immer näher und näher und fuhr endlich in den Schornstein nieder, denn das war der Wind, der zu Hause kam. Kaum war er aber in die Stube getreten; so ging er schnuppernd umher und sagte: „Ich riech', ich rieche Menschenfleisch!“ — I nicht doch, mein Söhnchen, sagte die Mutter, das kommt dir nur so vor, denn ich habe einen Hahn gekocht. Aber der Wind blieb bei seinem: „Ich riech' ich rieche Menschenfleisch!“ und endlich mußte ihm die Alte gestehen, daß das Mädchen da sei, und erzählte ihm alles genau, warum es gekommen sei. Das dauerte den Riesen und er behielt sie bei sich, und als er sich nun zum Abendessen setzte, ließ er sie mitessen, und sagte ihr auch, sie solle die Hahnenknochen in ihr Tüchlein wickeln, denn sie würde sie

brauchen. Die Brüder aber hatte er nicht gesehen, doch rieth er ihr, sie solle einmal zum Monde gehen, und den fragen. Drauf gab er ihr auch seine Siebenmeilenschuh und sagte ihr, wenn sie zum Monde käme, solle sie dieselben nur mit den Spitzen nach seiner Hütte zugekehrt stellen, dann kämen sie ganz von selbst zurück.

Darauf brach die Kleine auf und that alles, was ihr der Riese geheißen hatte; als sie nun zum Monde kam, fand sie auch da eine Hütte, in der saß eine alte Frau, die war des Mondes Mutter, und freute sich über die Maaßen sie zu sehen, denn es war nun zwanzig Jahre her, daß sie keinen Menschen gesehen hatte. Als sie aber erfuhr, weshalb sie käme, wollte sie sie auch anfänglich nicht beherbergen, weil ihr Sohn, der ein gar schlimmer und gewaltiger Riese wäre, sie fressen werde, wenn er zu Hause käme. Aber zuletzt erbarmte sie sich doch des armen verlassenen Wesens, und verbarg sie, wie des Windes Mutter es auch gethan hatte, in einer Tonne. Sogleich kochte sie darauf einen Hahn und nicht lange danach kam der Mond zu Hause und sagte bald: „Ich riech', ich rieche Menschenfleisch!" Die Alte wollte es ihm zwar ausreden, aber er blieb dabei, und da kam denn endlich die Kleine weinend hervor, und sagte ihm, weshalb sie gekommen sei. Da ließ auch er sich erbarmen, sie aß mit ihm und mußte die Hahnenknochen in ihr Tüchlein binden, und blieb die Nacht in seiner Hütte. Andern Morgens gab er ihr seine Siebenmeilenschuh und sagte ihr, sie solle zur Sonne gehn, denn er habe ihre Brüder nicht gesehn, vielleicht könnte

sie's aber bei der Sonne erfahren; doch solle sie, wenn sie da ankäme, seine Schuh mit den Spitzen nach seiner Hütte gekehrt stellen, dann würden sie von selbst zurückkehren. Nun ging die Kleine zur Sonne und fand auch da in der Hütte eine Alte, die saß und spann, und freute sich über die Maaßen sie zu sehen, denn sie hatte seit dreißig Jahren keinen Menschen gesehen; aber sie mochte die Kleine auch nicht behalten, weil ihr Sohn ein schlimmer und gewaltiger Riese sei, der sie fressen würde. Doch verbarg sie sie endlich in einer Tonne, kochte einen Hahn, und als der Riese nach Hause kam, erbarmte er sich endlich auch des armen Mädchens und konnte ihr auch Auskunft über ihre Brüder geben. Er sagte ihr nämlich, daß sie auf dem Glasberg wohnten, aber da könne sie nicht hinauf kommen, denn er sei gar hoch; deshalb solle sie sich eine Leiter bauen und dazu wolle er ihr die Hahnenknochen geben, doch seien das nicht genug. Da sagte ihm die Kleine freudig, sie hätte auch schon solche vom Winde und vom Monde erhalten und die würden wohl ausreichen. Darauf aß sie mit ihm, band die Knöchlein in ihr Tuch und nahm freudig von der Sonne Abschied, denn sie sollte ja nun ihre Brüder wiedersehn.

Als sie nun an den Glasberg kam, baute sie sich von den Hahnenknochen sogleich eine Leiter, und als sie damit fertig war, fehlte nur noch die letzte Sprosse, da wußte sie sich nicht anders zu helfen, als daß sie ein Messer nahm und sich den kleinen Finger abschnitt, den sie als Sprosse einsetzte, und nun stieg sie froh auf den

Glasberg hinauf. Dort oben fand sie eine Hütte, in der war keine Seele, es standen aber rund umher an den Wänden acht Betten, die sich ihre Brüder aus den mit Zeit gesammelten Schwanenfedern gemacht hatten, und da kroch sie nun in das Bette des Jüngsten. Nicht lange danach hörte sie die Schwäne um die Hütte rauschen, und bald danach traten ihre Brüder in Menschengestalt herein, denn es war jetzt die Zeit, wo sie wieder Menschen waren. Als sie in der Stube umhergingen, sagte einer von ihnen; „Ich riech', ich rieche Menschenfleisch!" darauf suchten sie umher und fanden die Kleine in dem Bette des Jüngsten. Da freuten sie sich denn sehr, ihre Schwester, die sie so lange nicht gesehen hatten, wieder zu erblicken und sagten: „Du kannst uns erlösen, wenn du willst." Das war sie denn gerne Willens, und sie sagten ihr nun, daß sie in acht Jahren acht Hemden machen müsse, aber kein einziges Wort dabei sprechen dürfe. Sie bauten ihr nun auf einem so recht krausen Baum eine Hütte, damit sie niemand sehen und sprechen könne, und brachten ihr reichlich Disteln und Dornen hinauf, daß sie damit die Hemden mache.

So hatte sie nun schon eine lange Zeit auf dem Baume gesessen, da traf sichs einmal, daß der König in dem Walde jagte, und als er bei dem Baume vorbeikam, blieben seine Hunde, die Wittrung bekamen, daß etwas da oben sei, stehen nnd bellten hinauf. Da richtete er sein Auge nach oben und sah das Mädchen, die grade den Kopf aus der Hütte steckte, um zu sehen,

was unten vorgehe. Nun hieß sie der König herunterkommen, und als sie nicht antwortete, sondern in der Hütte blieb, ward er zornig und drohte ihr, daß er sie todt schießen oder den Baum umhauen wolle, und da sah sie sich denn endlich genöthigt, herabzusteigen. Dem König gefiel sie aber gar sehr, er nahm sie mit sich, gab ihr andre prächtigere Kleider und heiratete sie darauf, aber sie sprach immer noch kein Wort. Das verdroß des Königs alte Mutter, denn sie glaubte, die Königin sei niedern Standes, und als sie nun niederkam, der König aber grade in den Krieg gezogen war, nahm sie ihr das Kind und ließ es in den Wald bringen, der Königin aber beschmierte sie, als sie schlief, Hände und Gesicht mit Blut, und als nun der König zurückkam, ging sie ihn gleich an und sagte: „Da sieh nun, was du dir für eine undeutsche Frau genommen hast; das Kind, das sie geboren, hat sie selber aufgefressen!" Darüber war nun der König sehr betrübt, aber er liebte sie doch zu sehr, als daß er ihr hätte einen Vorwurf darüber machen können. Als sie darauf zum zweiten Male niederkam, machte es die alte Königin wieder wie das erste Mal, und der König war auch grade wieder in den Krieg gezogen. Als er aber wieder zurückkam, sprach seine Mutter wie das erste Mal, allein auch jetzt noch wollte er seiner Gemahlin, die er doch gar zu sehr liebte, kein Leides thun; doch als es zum dritten Male eben so ging, da befahl er, sie in den Wald zu führen und sie dort ums Leben zu bringen. Als nun der Diener, dem er es befohlen hatte,

mit ihr hinauskam und ans Werk gehen wollte, da fiel sie ihm zu Fußen und weinte und rang die Hände, so daß er sich ihrer erbarmte, einen Frischling, der grade vorüberstürzte, schoß, ihm Herz und Leber ausschnitt, und diese als Wahrzeichen, daß er die Königin getödtet habe, mit zurück brachte. Wie sie nun aber dort im Walde umherirrte, da fand sie auch ihre Kinder, die waren von den Thieren des Waldes gespeist worden, und nun bereitete sie für alle ein Lager in einem hohlen Baum und sie nährten sich von Wurzeln und Kräutern.

Einige Zeit hatten sie hier gelebt, da trug sich's zu, daß der König hier jagte; den sah der älteste Knabe, kam zu der Mutter gelaufen und zeigte ihn ihr; in demselben Augenblick sah aber die Königin auch die Schwäne über ihrem Haupte schweben und die acht Jahre, wo sie nicht sprechen durfte, waren um. Da rief sie freudig: „Kind! das ist dein Vater!" Nun lief er hin zum König, der kam zum Baume, hieß die Königin hervortreten, aber sie schämete sich, da sie nackt und bloß war, und da warf er ihr denn seinen Mantel zu, daß sie sich bedecke. Da kam sie hervor und erzählte ihm alles, wie es geschehen war, und der König nahm sie mit sich nach Hause und machte sie wieder zur Königin. Seine Mutter aber, die noch nichts davon wußte, fragte er, was eine Mutter verdiene, die ihren Sohn schändlich belüge und ihn von seiner Frau und seinen Kindern durch Bosheit und Hinterlist trenne. Da sagte sie: „Die muß mit zwei Ochsen auseinander gerissen werden!" und nun befahl der König, daß man ihr also thue.

Die Brüder der Königin waren nun aber auch erlöst, denn auch, als sie im Walde bei den wilden Thieren lebte, hatte sie fortgefahren, die Hemden zu nähen, und so lebten sie denn alle glücklich und zufrieden bis an ihr Lebensende.

11.

Das tapfre Schneiderlein.

Mündlich aus Brodewin i. d. U. M.

Zwischen Berlin und Bernau hauste einmal ein Bär, der war gar böse und hatte sich in einem alten Försterhause, das im Walde stand, sein Lager gemacht, und machte dadurch die Landstraße so unsicher, daß die Handwerksburschen, welche nach Bernau gingen, immer die Zeit abpassen mußten, wenn er schlief, um nur nicht von ihm zerrissen zu werden. Da saßen denn auch einmal ihrer drei zu Berlin im Wirthshause, die wollten andern Morgens nach Bernau gehn, und einer davon war ein kleines Schneiderlein und war bucklig; und wie sie so beim Biere saßen, waren einige Tröpflein davon auf den Tisch gefallen, daran setzten sich die Fliegen; da schlug der Schneider auf einmal mit beiden Händen zu und erschlug zwölfe mit der rechten, elfe mit der linken Hand. Darob frohlockte er gewaltig und rief: „Darauf will ich Kunststücke machen." Sprachs und ging hin, ließ sich einen Hirschfänger machen und auf die eine Seite schreiben „rechts zwölfe", und auf die

andre „links elfe". Andern Morgens ging er mit seinen Genossen nach Bernau, und wie sie in den Wald in die Nähe des Hauses kamen, wo der Bär lag, wollten sie nicht vorwärts, sondern versuchten erst zu erspähen, ob er auch wohl schliefe. Das Schneiderlein aber nahm seinen Hirschfänger, ging muthig vorwärts, und sprang durch das Fenster mitten in die Stube hinein; der Bär schlief grade, und als er den Lärmen hörte, wachte er auf, wurde gewaltig zornig und wollte das Schneiderlein fressen; das sprang aber, behende wie es war, zum entgegengesetzten Fenster hinaus und der Bär ihm nach. Schneiderlein lief drauf ums Haus herum, sprang wieder ins Fenster hinein, drauf zum andern wieder hinaus, und der Bär immer hinten nach; aber das Schneiderlein war so schnell, daß es dem Bären endlich in den Rücken kam, wie er grade aufs Fenster sprang, um hinauszusetzen; da zog es schnell seinen Hirschfänger und hieb ihm ins Genick, daß er todt niederstürzte. Nun hatte aber der König verkündigen lassen, „wer den Bären schlägt, der soll die Prinzessin haben!" darum ward das Schneiderlein fröhlich und guter Dinge und machte sich eilig wieder auf den Weg zurück nach Berlin. Als es nun da ankam und der König erkannte, daß es den Bären erschlagen habe, wars ihm doch leid um seine Tochter, daß sie solch ein buckliches Schneiderlein heiraten solle, sagte drum, es müsse erst mit ihm in den Krieg ziehn, denn da gedachte er seiner los zu werden. Darum führte er ihn denn in

den Marſtall und hieß ihn, ſich das beſte Pferd aus-ſuchen, was er haben wollte. Das Schneiderlein be-ſann ſich auch nicht lange und nahm ſich einen präch-tigen Schimmel, den beſtieg es und nun gings fort in den Krieg. Wie ſie nun ſo durch einen Wald zogen, ritt das Schneiderlein dicht unter den Zweigen hin, und ehe es ſichs verſah, ſaß es mit den Haaren an einem Feigenblatt feſt, ſein Schimmel aber lief mit dem gan-zen Heere davon, und da hing nun das arme Schnei-derlein zwiſchen Himmel und Erde und zappelte mit den Beinen, und der König dachte: „da hange du, bis du ſchwarz wirſt!" Allein der Schimmel kehrte wieder zurück, lief grade unter dem Feigenblatt fort, und das Schneiderlein nahm den günſtigen Augenblick wahr, ſprang hinab und ſaß wieder hoch zu Roß, wie zuvor. Als nun aber die Feinde hörten, welchen Helden der König habe, da wurden ſie alle von Furcht ergriffen, und das Schneiderlein ſchwang ſein Schwert ſo luſtig über ſei-nem Kopf, daß ſie endlich alle davon liefen. Nun gings wieder nach Hauſe, und das Schneiderlein wollte die Prinzeſſin heiraten, aber der König ſagte, „noch kannſt du's nicht, da iſt noch ein Rieſe, der will ſie auch ha-ben, mit dem mußt du darum kämpfen!" — Wenns weiter nichts iſt, ſagte der Kleine, mit dem will ich wohl fertig werden! lief hinaus zum Rieſen und fand ihn auch bald. Als ihn der Rieſe ſah, mochte er gar nicht mit ihm kämpfen, denn er war ihm gar zu klein, nahm daher einen Stein und zerdrückte ihn in ſeiner

Hand, daß er zu Mehl wurde und sagte: „Thu mir's nach!" Das Schneiderlein aber sagte: „wenns weiter nichts ist, das kann ich auch, und ich kann ihn sogar so drücken, daß das Wasser herausläuft." Und wie er das gesagt, zog er einen weißen Käse aus der Tasche und drückte ihn so mit seinen Händen, daß das Wasser herauslief. Das ärgerte den Riesen, und er nahm einen Stein und warf ihn in die Luft, daß es lange lange währte, bis er wieder zur Erde kam, und sagte: „Thu mirs nach!" Das Schneiderlein aber sagte: „wenn's weiter nichts ist, ich kann so hoch werfen, daß der Stein gar nicht wieder kömmt!" zog darauf eine Lerche aus der Tasche und warf sie in die Luft, und die flog davon und kam nimmer wieder. Da wurde der Riese gar zornig, denn er glaubte, daß der Schneider durch den Himmel geworfen habe, und nahm seinen Spatzierstock, das war aber eine gewaltige große Eisenstange und wollte damit das Schneiderlein todt schlagen, aber das sprang flugs bei Seite, so daß die Stange tief in die Erde fuhr. Da bückte sich denn der Riese, um sie herauszuziehn, aber im selben Augenblick sprang ihm auch das Schneiderlein auf den Rücken und hieb ihm mit seinem Hirschfänger ins Genick, daß er todt niederfiel. Nun ging es zurück zum König und wollte die Prinzessin haben, aber der König sagte: „Nun mußt du noch der Sonne nachreiten, und dann ist alles gut, dann sollst du sie haben!" Das Schneiderlein wollte zwar unwillig werden, aber es setzte sich doch auf sei-

nen Schimmel und ritt der Sonne nach, daß es nur so dahin flog, aber über der Eil sah's nicht vor sich, und saß auf einmal mitten im Sumpf; da sank der Schimmel mit dem Schneiderlein und sank immer tiefer und tiefer, und konnte nicht herauskommen, soviel sie sich auch mühten, und wenn sie keiner herausgezogen hat, sitzen sie heut noch drin.

12.

Die Königswahl der Vögel.

Mündlich aus Berlin.

Um eine Zeit, da alle Vögel versammelt waren, kamen sie überein, dem ordnungslosen und wilden Zustande ein Ende zu machen und sich einen König zu wählen; da wurden denn mancherlei Stimmen abgegeben, und dieser schlug den, der andre den vor, so daß man zu gar keiner Uebereinstimmung kommen konnte und zuletzt beschloß, man wolle einen Wettflug entscheiden lassen; es sollte nämlich der der König werden, welcher am weitesten in die Sonne hinein fliegen könne. Da erhob sich denn all das Flügelgethier und es ging an ein tüchtiges Flügelregen, allein gar mancher blieb bald zurück, und zuletzt war allein der Adler weit voraus und flog immer höher und höher; endlich aber erblindeten auch ihm fast die Augen und er sah sich genöthigt umzukehren; im selben Augenblick aber flog der Zaunkönig, der sich bisher unter seinem Flügelgelenk

versteckt hatte, hervor, flog noch höher hinauf, und so wars nun klar, der Zaunkönig mußte der König aller Vögel werden. Das verdroß aber die übrigen, daß sie einen so winzigen König haben sollten, der noch dazu die Würde durch List erschlichen, und sie fuhren, als er nun herabkam, mit ihren Schnäbeln und Krallen gewaltig auf ihn los und hätten ihn schier zerhackt, wäre er nicht in ein Mausloch geflogen und hätte sich da versteckt. Da sammelten sich denn alle Vögel um dasselbe und belagerten ihn in seiner Festung, um ihn da verhungern zu lassen, aber mit der Zeit wurds ihnen doch zu schwer, denn sie dachten, wie ihre Kleinen in den Nestern daheim nach Futter schreien würden, und deshalb setzten sie die Eule als Wächter vor das Mausloch. Die saß auch die ganze Nacht davor und schaute mit ihren großen Augen hinein, welche so feurig waren, daß es dem Zaunkönig ordentlich grausig wurde; als aber der Tag kam, ward sie von dem Licht geblendet und die Augen sanken ihr zu. Das erschaute sogleich der Zaunkönig und flog eilends davon, und sie haben ihn nimmermehr wieder gefangen. Die Eule hat aber das Bad austragen müssen, denn die Vögel könnens ihr bis auf den heutigen Tag noch nicht vergessen, daß sie den gefangenen König hat entfliehen lassen, und darum hacken sie auf sie los mit ihren Schnäbeln, wo sie sich nur blicken läßt.

13.

Bedenke dii.

Mündlich aus Brodewin in d. U. M.

Mal ging der Wolf so im Wald spatzieren, da kam ein Bauer angefahren, dem folgte in einiger Entfernung sein Hund. Wie den der Wolf ersah, fuhr er sogleich mit Ungestüm auf ihn los und wollte ihn zerreißen, aber der Hund bat gar demüthig um sein Leben und sagte: „Lieber Wolf, laß mich doch leben, du sollst es auch nicht bereuen, denn siehe! ich muß in jeder Nacht in meines Herrn Scheune wachen, und da hangen noch ein Paar herrliche Speckseiten, da komm nur heut Nacht hin, so will ich sie dir hinauswerfen!" Da machte der Wolf gleich ein freundlich Gesicht und sagte: „Nun so will ich dich darum leben lassen, aber du mußt mir auch deinen Namen sagen, damit ich dir das Zeichen geben könne, wenn ich da bin." — „Wohl, sagte der Hund, ich heiße Bedenkedii, und du brauchst nur zu rufen, so thue ich dir auf." Da ging der Wolf fröhlich fort, und der Hund sprang eilig seinem Herrn nach. Kaum wars aber dunkel geworden, so kam auch der Wolf schon daher, schlich sich an die Scheune heran und rief: „Bedenkedii, Bedenkedii!" Aber der Hund, der es sogleich hörte, rief von innen: „Ich habe mich schon bedacht, ich werde mich hüten, dich hereinzulassen; meinem Herrn sind die Speckseiten mehr nütz,

als dir!" Da ward der Wolf gar zornig und drohte dem Hunde, daß er sich ein Loch unter der Schwelle kratzen und ihn dann zerreißen wolle, aber der Hund ließ sich nicht einschüchtern, sondern sagte, das möge er nur thun; der Wolf fing auch sogleich an mit seinen Pfoten zu scharren, aber da erhob der Hund seine Stimme und bellte so laut, daß sein Herr, der Diebe vermuthete, mit einem tüchtigen Prügel daherſprang, und dem Wolf, der sich schon tief unter die Balken hineingewühlt hatte, ein Paar derbe Schläge versetzte, so daß er heulend und mit lahmem Fuß davon rannte.

14.

Wolf und Fuchs im Hochzeithause.

Mündlich aus Brodewin in d. U. M.

Der Fuchs begegnete einmal dem Wolf und sah so recht vergnügt aus; da fragte ihn dieser: „Sage einmal, Brüderchen, wie kommt's, daß du heute so fröhlich siehst?" Sprach der Fuchs: „Ich weiß eine Hochzeit, da werd ich herrliche Mahlzeit finden, bist du ein Liebhaber davon, so! komm nur mit!" Das ließ sich der Wolf nicht zweimal sagen, und als es Abend war, gingen sie beide ins Dorf und krochen durch ein Loch, das der Fuchs unter der Schwelle der Vorrathskammer gescharrt hatte, ins Haus. Da fanden sie nun herrliche Braten und Schinken und Speckseiten vollauf und aßen sich beide so recht satt und konnten gar kein Ende fin-

den. Während dessen fing aber in der Hochzeitstube der Tanz an und die Musikanten spielten ein lustiges Stück nach dem andern auf; wie das der Wolf hörte, konnte er seine Freude gar nicht mäßigen und stimmte mit ein mit seinem „hu, hu!" und tanzte lustig in der Kammer umher, warf hier eine Schüssel herunter und da einen Stuhl um, daß es einen gewaltigen Lärm gab und endlich die ganze Hochzeit bestürzt herbeieilte. Da sahen sie denn den Wolf, und jeder ergriff, was er fassen konnte, der eine einen Besenstiel, der andre eine Forke, dieser ein Stuhlbein und jener eine Mistgabel und nun gingen sie dem Wolf zu Leibe. Der wollte zwar eilig dem Fuchs folgen, der gleich durchs Loch hinausgeschlüpft war, aber er hatte sich so kugelrund gefressen, daß er stecken blieb und nun gewaltig zerbläut wurde, so daß er nur endlich Gott dankte noch mit dem Leben davon zu kommen.

15.

Der Wolf angelt.

Mündlich aus Brodewin in d. U. M.

Das war einmal eines Winters, da wars sehr kalt und gab wenig zu fressen, da ging der Fuchs im Wald umher und sann, wie er sich Nahrung verschaffte. Wie er noch so geht, sieht er einen Fuhrmann mit seinem Wagen daher kommen, der hat viele Fischtonnen auf seinem Wagen, und so denkt er denn gleich, da kannst du ja die schönste Speise haben. Sogleich schlich er

mitten in den Weg hinein und legte ſich für todt hin und ſtreckte alle Viere von ſich. Wie nun der Fuhrmann herankam und ihn liegen ſah, war er hocherfreut und ſprach zu ſich: „Das kam ja wie gerufen, der ſoll mir ein Paar prächtig warme Handſchuhe liefern," packte den Fuchs, der ſich ſo ſteif machte wie immer möglich, beim Bein und warf ihn auf den Wagen. Kaum war der aber oben, ſo macht er ſich ganz leiſe ins nächſte Faß, hebt behutſam, daß der Fuhrmann nichts merkt, den Deckel auf und wirft ein Fiſchlein nach dem andern hinunter in den Schnee, und wie er genug hat, ſpringt er ſelber hinab und läuft davon; aber der Fuhrmann fährt ruhig weiter und merkt nicht eher den Schaden, als er nach Hauſe kömmt. Unterdeß trug der Fuchs ſeine Fiſche im Walde zuſammen und ſetzte ſich nun ruhig hin und verzehrte ſie. Wie er ſo in aller Ruhe da ſitzt, kömmt von ungefähr der Wolf vorbei und ſieht ihn: „Guten Tag, Bruder Fuchs, wo haſt du denn die herrlichen Fiſche her? ſagt er. — Die hab ich mir geangelt, entgegnet der Fuchs. — „Wo denn da?" fragt der Wolf, der auch gern welche gehabt hätte. — Dort unten am See! — „Aber wie machſt du denn das?" — Ich ſtecke den Schwanz ins Waſſer, und ſowie einer anbeißt, zieh ich ihn ſchnell heraus. Machs nur auch ſo, das ſoll deinem Leibe ſchon wohl thun! Ich will auch mit dir gehn und dir das Loch zeigen, das die Fiſcher ins Eis geſchlagen haben." — Das war der Wolf wohl zufrieden, und ſo ging er

denn mit dem Fuchs hinab zum See. Sogleich ließ er hier seinen Schwanz ins Wasser hinab, und das dauerte auch gar nicht lange, so war er angefroren; da fragte der Fuchs: Nun Bruder Wolf, beißen sie schon? — Der Wolf ruckte ein wenig mit dem Schwanze und da kam's ihm vor, als sei er schon ganz schwer, und rief: „Es muß ein recht großer dran sitzen, ich fühls am Gewicht!" — Sprach der Fuchs: So laß ihn nur ordentlich anbeißen, dann hast du ihn ganz sicher. Drauf fror der Wolf ganz fest an und der Fuchs ging davon und ins Dorf. Hier ging er in den ersten besten Bauerhof, trug so recht keck vor aller Augen ein Huhn weg und die Bauern liefen ihm eilends mit Knüppeln und Heugabeln nach. Er aber lief eilig zum See, grade dahin, wo der Wolf saß und angelte. Als den die Bauern sahen, ließen sie den Fuchs laufen und schlugen tüchtig auf den Wolf los, da verging ihm die Lust nach Fischen und er wollte davon eilen, aber er saß fest mit dem Schwanze, und die Bauern hätten ihn sicher zu Tode geschlagen, wenn er sich nicht endlich losgerissen hätte; aber seinen Schwanz mußte er im Eise sitzen lassen.

16.

Der dumme Wolf.

Mündlich aus Brodewin in d. U. M.

Der Wolf und der Fuchs wohnten einmal in einer Höle zusammen, und da wachte eines Morgens

der Wolf auf und fühlte ſich gar nicht recht wohl und rief ſo vor ſich hin, indem er die Pfoten reckte; „heut muß ich noch etwas Junges haben, dann wird mir wohl beſſer werden!“ Das hörte der Fuchs und hätte auch gern eine Mahlzeit gehabt, aber er mochte ſich nicht viel rühren, darum ſagte er: „Mir geht's auch ſo, denn ich bin leider lahm und kann nicht von der Stelle.“ — Sprach der Wolf: „Nun darum ſorge nicht, ſetz' dich nur auf meinen Rücken, dann will ich dich tragen!“ Das war der Fuchs gleich zufrieden, kroch ihm auf den Nacken und nun gings auf und davon. Wie ſie ſo eine kleine Weile im Walde gegangen waren, ſprach der Fuchs leiſe vor ſich hin: „Da trägt der Kranke den Geſunden!“ Das hörte aber der Wolf und fragte ſchnell: „Was ſagſt du?“ doch der Fuchs antwortete traurig: „Ach an meine Rede mußt du dich nicht kehren, ich raſe nur ſo!“ Wieder gingen ſie drauf eine Weile fort und das wiederholte ſich ſo zum zweiten und zum dritten Male, aber der Wolf ließ ſich jedesmal wieder vom Fuchs bethören, daß er wirklich meinte, er ſei im Fieber und raſe nur ſo. Da kamen ſie an einen Weg, auf dem ſah der Fuchs eine Speckſeite liegen, und flugs ſprang er herunter vom Rücken des Wolfs und darauf zu, und fragte ihn, ob er mit ihm theilen wolle, allein der Wolf begehrte nichts davon und ging ruhig ſeiner Wege. Nachdem er ſo eine Weile gegangen war, kam er an eine Wieſe, auf der eine Stute mit ihrem Fohlen weidete; die er-

sah ihn erst, als er gar nicht mehr weit von ihr war, und ging ihm darum entgegen, und sprach: „Guten Tag, Wolf! Ich habe da ein Fohlen, mit dem geht's mir gar schlecht, ich kann es nicht mehr ernähren; darum säh ich's wohl gern, wenn du es schlachtetest!" — „I das will ich wohl thun", sagte der Wolf und ging gleich mit ihr. Unterweges hinkte aber die Stute gar sehr, so daß es dem Wolf nicht schnell genug ging, und er sie fragte: „Wie kommt's, daß du hinkest!" — Ach, sagte sie, ich muß mir etwas in den Fuß getreten haben, möchtest du nicht einmal nachsehen, was es wohl sei und es herausziehen? — „Eine Liebe ist der andern werth", sprach der Wolf, sie hob den Huf empor und er bückte sich, den Schaden recht genau zu besehen, aber da schlug sie ihm plötzlich an den Kopf, daß ihm Hören und Sehen verging, und er für todt niederstürzte. Darauf eilte sie schnell mit ihrem Fohlen davon, und als der Wolf aus seiner Betäubung erwachte, waren beide längst über alle Berge. Da ging er denn traurig weiter und kam nach einiger Zeit an den Rand eines Waldes, wo er zwei Ziegenböcke erblickte, die sich gewaltig mit den Hörnern stießen. Er trat heran und fragte nach der Ursach ihres Streites, und da erzählten sie ihm, sie seien von ihren Herren hier angebunden, um zu grasen, und nun wisse keiner von beiden, wo die Grenze sei, und jeder glaube, einer thue dem andern zu viel. Da sprach der Wolf: „Das kann ich leicht schlichten; ich werde

mich hierher ſtellen, und ihr geht beide bis zu dem Ende der Graſung, dann lauft ihr um die Wette auf mich zu, und wer der erſte bei mir iſt, der kriegt das größere Stück der Weide!" denn ſo dachte er erſt den einen und dann den andern zu fangen und zu freſſen. Die Ziegenböcke thaten auch, wie er ihnen geſagt hatte, aber als er nun ſo in der Mitte ſtand, liefen beide mit ſolcher Haſt und Eil auf ihn zu, daß ſie zu gleicher Zeit bei ihm eintrafen und ihm mit ſolcher Gewalt in die Seiten ſtießen, daß er halb todt niederſtürzte; darauf liefen beide eilig davon, und es dauerte lange, ehe er wieder zu ſich kam. Aber er gab doch ſeinen Vorſatz noch nicht auf, und da er immer noch kränker wurde, ſprach er zu ſich: „Ich muß heute noch etwas Junges haben, dann wird mir wohl beſſer werden." Darauf ging er wieder weiter und kam in ein ſchönes grünes Thal, wo ein raſches Bächlein eine Mühle trieb; unweit derſelben ging eine Sau mit neun Ferkeln. Als die den Wolf erblickte, ſah ſie wohl, daß ſie nicht würde entfliehen können, lief ihm daher entgegen und ſagte: „Lieber Wolf, ich habe ſo viele Ferkel, daß ich ſie nicht ernähren kann, du thäteſt mir einen großen Gefallen, wenn du eins verzehrteſt, aber zuvor mußt du es taufen, damit es in den Himmel kommt, darum ſetz dich auf den Steg, der über den Bach führt, dann will ich es dir hineinbringen, daß du die Taufe verrichteſt." Das war denn auch der Wolf gern zufrieden und ging mit ihr hinab zum

Bach; nun war freilich der Steg, der oberhalb der Mühle war, gar schmal, und es kostete ihm große Mühe, einen festen Sitz zu fassen, allein er dachte: „Wer nicht wagt, der nicht gewinnt!" und so gelang's ihm endlich. Als die Sau sah, daß alles in Ordnung war, nahm sie das Ferkel ins Maul, um es ihm hinabzubringen, allein plötzlich änderte sie ihren Lauf, stürzte auf den Steg und grade gegen den Wolf mit einer solchen Gewalt los, daß er Kopf über in den Bach fiel und sich in dem reißenden Wasser nicht halten konnte, sondern zwischen das Mühlrad kam und jämmerlich zerschunden und zerquetscht auf der andern Seite wieder hervortauchte. Nur mit Mühe arbeitete er sich noch heraus, kroch ganz traurig ans Land, und schlich matt auf einen Birnbaum zu, der einsam im Felde stand. Unter dem saß aber grade ein Bauer, der hatte sich Holz gehauen, um Eggenpflöcke zu schneiden, und wie er den Wolf erblickte, kroch er eilig auf den Baum und verbarg sich in den Zweigen. Der Wolf aber setzte sich unten nieder und sann nun über all das Unglück, das ihn heute betroffen hatte, nach. Da sprach er zu sich selber: „Wer hat dich nun wohl zum Doctor gemacht, daß du die Stute kuriren wolltest? Oder wer hat dich zum Landmesser gemacht, oder wer hat dich gar zum Priester gemacht, um Ferkel zu taufen? Es wäre dir doch wahrlich das Allerbeste, daß unser Herr Gott ein Beil vom Himmel auf dich herunter würfe, dann wäre all deinem Leiden ein Ende

gemacht!" Und kaum hatte er das ausgesprochen, so warf der Bauer sein Beil aus dem Baum herunter und traf ihn grade in die Weichen, daß er sogleich zusammenstürzte; da rief er noch: „Nun, nun, so ernstlich war's ja nicht gemeint!" aber jetzt war's zu spät und er hat weder mehr kurirt, noch Landmessung gehalten, noch Priester gespielt, sondern ist da unter dem Birnbaum gestorben und der Bauer hat sich einen Pelz aus seinem Balg gemacht.

Gebräuche

und

Aberglauben.

Fastnacht.

Am Fastnachtstage ziehen in der Altmark die Knechte mit Musik von Hof zu Hof mit Birkenreisern und stäupen zuerst die Hausfrau, dann die Töchter, dann die Mägde; die Hausfrau giebt Schnaps, in einigen Dörfern Eier oder Mettwurst; die Mädchen beschenken dagegen die Knechte mit einem Strauß von Buchsbaum oder andrem Grün mit Bändern verziert, der an den Hut gesteckt wird. Die Würste werden auf eine große Gabel gesteckt und jubelnd durchs Dorf getragen, um zu zeigen, welche Wirthin die längste gegeben. Ist der Umgang beendet, so ziehet die ganze Masse nach dem Kruge; Würste und Eier werden in einen Tiegel gebracht und verzehrt. In vielen Dörfern wird nachher getanzt, hin und wieder nicht im Kruge, sondern auf den Bauerhöfen der Reihe nach.

Dritter Jahresbericht des altmärkischen Vereins für vaterländische Geschichte und Industrie. S. 84.

An vielen Orten der Mittelmark ziehen die Knechte ebenfalls Gaben einsammelnd im Dorf umher, und man nennt diesen Gebrauch „zampern oder zempern", in andern Orten auch „hänseln". In einigen Gegenden wird

wird auch ein Reiter auf einem Schimmel vorgestellt, und zwar dergestalt, daß einem der Knechte ein Sieb vor die Brust und eins auf den Rücken gebunden wird; darüber deckt man ein weißes Linnen und befestigt vorn einen Pferdekopf. Dieser Reiter macht dann allerhand possierliche Sprünge und ergötzt so die Versammlung. — An andern Orten wird in ähnlicher Weise ein Ochse gebildet, der dann geschlachtet wird; man bindet dem Darsteller einen großen Topf vor die Stirn, gegen welchen dann der Schlag gerichtet wird, und sobald er trifft, giebts natürlich allgemeinen Jubel.

Mündlich.

In Köpenick versammeln sich die Fischer des Kiezes und gehen unter Anführung von zweien, die mit Eishaken bewaffnet sind, in den Häusern umher, zwei andre tragen Fischkescher, um die gesammelten Gaben darin aufzunehmen. In dem Hause angekommen, setzen die Anführer die Eishaken in den Balken oder die Flurdecke und nun wird gesungen;

Die Anführer.

Wollt ihr wissen, wer wir sind?
Wir sind das neue Wetterkind!
Drei Peezen wohl vor den Wind!

Die Uebrigen.

Sie werden sich wohl bedenken
Und uns einen Fastelabend schenken!

Die Anführer.

Hohlee, wieder hohlee!
Große Hechte, Kuhlbarse!

Die Uebrigen.

Sie werden sich wohl bedenken
Und uns einen Fastelabend schenken!
Sie schenken uns einen Gulden,
Danach wohl vier und zwanzig;
Sie schenken uns einen Schweinekopf,
Ist besser als eine Bratwurst;
Sie schenken uns eine lange
Und läten die korte hangen!

Die Anführer.

Hohlee, wieder hohlee!
Große Hechte, Kuhlbarse!
Die Frau Wirthin und die Junfer Töchter haben sich so eng geschnürt,
Sie werden auch noch heute Abend zum Tanze geführt

Die Uebrigen.

Sie werden sich wohl bedenken,
Und uns einen Fastelabend schenken!

Nun werden die Gaben eingesammelt und darauf singen Alle:

Sie haben uns eine Verehrung gegeben
Für's ganze Jahr,
Jahr ein und aus,
All Unglück fahre zum Giebel heraus!

In Stralow bei Berlin ist der Vorgang mit Gesang und Gabensammeln derselbe, doch kommt noch ein andrer Gebrauch hinzu. Am Sonntag vor Fastnacht versammeln sich nämlich die Hofbesitzer und loosen um die in drei Theile oder Kaweln getheilte Fischerei auf

der Spree für das nächste Jahr, wobei die zwei Fischer, welche für das Kalender-Jahr den Rummelsburger See befischen, als Unparteiische für die neun übrigen das Loos ziehen. Am folgenden Tage versammeln sich dann Nachmittags die Knechte, von denen einer ein an einer Stange befestigtes, bunt geschmücktes Schiffchen trägt und ziehn im Dorfe umher. Das gesungene Lied ist fast wie das zu Köpenick gebräuchliche, doch hat es noch folgenden Schluß:

Wir wünschen dem Herrn Wirth einen vergoldenen Tisch
Auf alle vier Ecken einen gebratenen Fisch,
Und in der Mitte eine Kanne voll Wein,
Das soll dem Herrn Wirth sein Fastelabend sein!
Wir wünschen Frau Wirthin zum Fastelabend
Einen jungen Sohn mit schwarzbraunem Haar!

Tanz und Verspeisung der Gaben im Kruge beschließt das Fest.

Vgl. meine Abhandlung über einen Fastnachtsgebrauch zu Stralow in den Märkischen Forschungen. Bd. I. S. 294—318.

In Müggelsheim bei Köpenick (einer im vorigen Jahrhundert gegründeten Pfälzercolonie) trug man noch vor wenigen Jahren am Fastenabend einen Marder oder Iltis, der auf ein Brett genagelt war, umher, indem man zugleich Eier einsammelte. Dabei sang man folgendes Lied:

Hahn, Appel, Hahn!
Die Fassenacht geht an!
Der Kuche will nit ritschen,

Gebt mir euern Speck,
Dann geh ich von der Thüre weg;
Ich stell die Letter an die Wand
Und schneid mir ein Stück Speck drei Ellen lang,
. . . . . .
Von den langen,
Die kleinen laß ich hangen.
Ei, Mütterchen, ei!
Gebt mir zwei oder drei,
Daß mein Körbche vull sei!
Eier 'raus!
Oder ich schick den Fuchs ins Hinkelhaus (Hühnerhaus)!

Palmsonntag.

Im Dorfe Königstätt, unweit Arendsee in der Altmark, ward im vorigen Jahrhundert (ob noch jetzt?) am Palmsonntage des Nachmittags etliche Stunden mit den Glocken geläutet, weil man glaubte, so weit der Schall reiche, werde im folgenden Jahr das Wetter keinen Schaden thun.

Beckmann: Beschr. d. M. B. Th. V. B. I. K. IX. S. 42.

Ostern.

In vielen Gegenden der gesammten Mark findet sich noch die Gewohnheit, am ersten Osterfesttage den Sonnenaufgang zu erwarten, denn man glaubt, die Sonne thue an diesem Tage, indem sie aufgehe, drei Freudensprünge. — Bereits vor Tagesanbruch und oft noch mitten in der Nacht stehen die Mägde auf, um aus Fluß,

Bach, See oder Teich Osterwasser zu holen; in den Sagen ist bereits erzählt, daß man es in Mohrin i. d. N. M. aus einem am Fuß eines großen Granitblocks gelegenen Graben zu schöpfen pflegte. Alles muß dabei unter heiligem Schweigen geschehen, sonst wird die Wirkung des Wassers, die heilend und Schönheit verleihend ist, gehemmt. Diejenigen, welche im Bett bleiben, werden von den Kindern (ein Gleiches geschieht auch am Aschermittwoch) mit Ruthen herausgepeitscht, nach dem provinziellen Ausdruck „gestiept". Vormittags ziehen die Kinder in den Dörfern auf den einzelnen Höfen umher und sammeln Ostereier ein; zuweilen sind diese bunt gefärbt. Mündlich.

An vielen Orten der Altmark, namentlich aber in dem Hans-Jochenwinkel, so wie im Drömling und den ehmals wendischen Dörfern im Lüneburgischen werden am Abend des ersten und zweiten Festtages, zuweilen auch am Heiligen Abend, Osterfeuer angezündet. Man wählt besonders die Anhöhen und errichtet hier Stangen, an denen man oben Theertonnen, Bienenkörbe und dergleichen befestigt. Um die Stange herum werden ebenfalls leicht Feuer fangende Gegenstände gelegt, darunter aber auch Knochen. Während des Brennens umtanzt das junge Volk das Feuer; nachher verläßt dies an manchen Orten den Platz, und die älteren Dorfbewohner erscheinen, sammeln die Asche, die sorgfältig aufbewahrt wird, weil ihr bei Viehkrankheiten heilende Kraft zugeschrieben wird. Man glaubt auch, daß, so

weit das Feuer leuchte, in dem folgenden Jahre das Korn gut gedeihe und keine Feuersbrunst entstehe, und es hat um so größere Kraft, wenn alle Gegenstände dazu gestohlen sind.

Ueber die Altmark I. 129.
Dritter Jahresbericht des altm. Verein S. 84.
Mündlich.

Auf dem Kiez bei Köpenick versammelt sich die Jugend am ersten Festtage vor Sonnenaufgang und schlägt Ball; dasselbe geschieht noch an mehreren Orten, obwohl nicht zu derselben Tageszeit, so z. B. in Lagendorf in d. A. M.; weder Regen noch Schneegestober hält davon ab. — In Tangermünde werden die im verflossenen Jahre verheirateten Frauen am dritten Ostertage um den Brautball gebeten, der nachher von Knechten und Mägden in den Tannen zerschlagen wird. In Arendsee ziehen die Schulknaben ebenfalls vor die Häuser der seit einem Jahr verheirateten, und weichen nicht eher, als ihnen ein Ball aus dem Fenster geworfen wird. Von Iden in der Nähe von Werben erwähnt dieser Sitte bereits Beckmann; am vollständigsten hat sie sich in einigen Dörfern bei Salzwedel erhalten. Am Ostertage oder Sonntag Judica zieht das gesammte junge Volk auf den Hof des neuen Ehepaars und singt:

Hie sind wi Junfern alle,
Wi sing'n een Brutballe!
Will uns de Brut den Ball nich gewen,
So willn wi er den Mann ok nehmen!
Eier Mann, Eier ja,

N. N. mit sine junge Brut
Schmiett' uns den Brutball hrut,
So grot as een Zipoll (Zwiebel)
Den solln ji woll behollen.

Hierauf folgt der Gesang: Wer nur den lieben Gott läßt walten ꝛc. nach der Melodie des Dessauer Marsches gesungen. Die junge Frau wirft dann, oft erst nach vielen vergeblichen Versuchen, einen Ball über das Dach des Thorweges, und der junge Mann zahlt einen Gulden oder einen Thaler. Darauf wird gesungen:

Se hebben uns eene Verehrung gegewen,
De lewe Gott lath se in Freeden leewen!
Dat Glück wahr Jahr ut un-d-ut,
Dat Unglück fahr tom Gäwel herrut.

Der Ball wird dann am Ostertage beim Ballspiel so lange geschlagen, bis er zertrümmert ist, das Geld bei Musik und Tanz vertrunken. An einigen Orten wird ein besonders großer Ball, aber kein Geld, an andern Orten statt des Balles nur Geld gegeben.

Mündlich.
Pohlmann u. Stöpel: Geschichte von Tangermünde S. 93.
Beckmann: Beschreib. d. M. Br. Th. V. Bd. I. K. VIII. S. 56.
Dritter Jahresbericht des altm. Vereins S. 85.

Pfingsten.

Mannichfaltig sind die Gebräuche, die in den verschiedenen Theilen der Mark am Pfingstfeste herrschen, indeß tragen sie doch alle übereinstimmend den Charakter

der Heiterkeit und Fröhlichkeit, welche die Natur in ihrer frisch sich entwickelnden Fülle zu dieser Zeit nothwendig im Gemüthe des einfachen Menschen hervorrufen muß. Freilich haben diese Feste seit wenigen Jahren sehr abgenommen und nur dürftige Reste der alten Gebräuche sind oft zurückgeblieben, aber das allgemeinste Zeichen der Freude über das Wiedererwachen der Natur ist doch allen geblieben; die Häuser werden außen und innen mit dem duftigen, schimmernden Laub der frischen Maien geschmückt, die Wege werden damit und mit Kalmus und Blumen bestreut, überhaupt alles in das Gewand des Frühlings gekleidet. In dieser Weise begeht man das Pfingstfest namentlich in der Mittelmark, aber auch in andern Theilen der Mark findet es sich so, wo eigenthümlichere Gebräuche verschwunden sind. Solche sind die folgenden.

In mehreren Dörfern nördlich von dem Flecken Beezendorf in der Altmark war es noch vor mehreren Jahren Sitte, daß die Knechte und Pferde- und Ochsenjungen mit Gesang am Pfingstfest auf den Höfen umherzogen und den Bauern aus Birkenzweigen und Blumen gefertigte Maikronen brachten, die man in den Häusern aufhing und dann bis zum folgenden Jahre hängen ließ. Mündlich.

Jungen und Mägde treiben am Pfingstmorgen Pferde und Kühe zum ersten Male auf die Brachweide, und jeder wetteifert, der erste dort zu sein. Das Thier des Siegers wird in der Altmark, namentlich in Ahlum,

Rohrberg, Lagendorf mit der sogenannten Dausleipe geschmückt, d. h. an den Schwanz der Kuh oder des Pferdes wird ein Maienbusch gebunden; wessen Thier dagegen das letzte ist, der sieht sich dem Spott und Gelächter der übrigen ausgesetzt; es wird draußen mit Tannenreisern, allerlei Grün und Feldblumen ausgeputzt, und heißt die bunte Kuh oder das bunte Pferd. Im letzteren Falle bekommt der Pferdejunge den Namen Pingstkääm, oder an andern Orten sowohl in der Altmark als auch in der Prignitz bei Lenzen, wo die Sitte ebenfalls sich findet, Pingstkäärel. Auch in Havelberg herrschte sonst bei dem Austreiben der Kühe derselbe Gebrauch, aber hier wurde die erste Kuh Abends beim Heimtreiben mit einer Blumenkrone geschmückt, und die letzte bekam die Dausleipe, jetzt findet nur noch das letzte Statt. Auch in der Mittelmark finden sich noch Spuren davon, nämlich in Neustadt E. W. und Fürstenwalde bekommt die zuletzt ausgetriebene Kuh ebenfalls einen Kranz, und bei den Mägden gilt dies als große Schande; wen es trifft, der muß Strafe an den Hirten zahlen. — Eine besondre Eigenthümlichkeit haben in diesem Gebrauche noch die ehemaligen Wendendörfer bei Salzwedel bewahrt, und sie findet sich namentlich zu Seeben. Knechte und Mägde bilden nämlich von Tannenzweigen, Stroh und Heu eine große Puppe und geben ihr soviel als möglich menschliche Gestalt. Reich mit Feldblumen bekränzt wird die Puppe in aufrecht sitzender Stellung durch allerlei Mittel auf der sogenannten bunten Kuh, die zuletzt hinausgetrieben

ist, befestigt und ihr zuletzt eine aus Ellernholz geschnitzte Pfeife in den Mund gesteckt. So führt man die Kuh ins Dorf, in dem, wie in der Regel bei den Dörfern slavischen Ursprungs, der Eingang nur auf einer Seite ist und die Höfe im Kreise liegen. Der Ausgang wird versperrt und ebenso die Zugänge zu allen Höfen, und ein jeder jagt das Thier von seinem Hause fort, bis endlich die Puppe herabfällt oder in Stücke geht, und der Eigenthümer der Kuh ihr den Stall öffnet.

Mündlich.

Dritter Jahresbericht des altm. Vereins S. 86. 87.

In einigen Dörfern der Altmark ist der Name für den, dessen Pferd zuerst zur Weide kömmt, auch Thauschlepper, und der sein Pferd zuletzt hinaustreibende Pferdejunge wird zum bunten Jungen gemacht, indem er vom Kopf bis zu den Füßen mit Feldblumen behangen wird. Am Mittag wird dann der bunte Junge im Dorfe von Hof zu Hof geführt und der Thauschlepper spricht folgende Reime:

Wie bringen enen bunten Jungen int Hus,
Wer em sehn will, de kohm herrut;
De Blomen hebben wi vör uns geplückt,
Do hebben wi em met utgeschmückt;
Un hödden wi uns noch eher bedacht,
So hödden wi em noch bäter gemakt;
Söß Eier, söß Dreier, 'n Stück Speck,
So gahn wi gliks wedder weg.

Zum Schluß erhalten die Jungen ein Geschenk.

Dritter Jahresbericht d. altm. V. S. 87.

An andern Orten der Altmark geht zu Pfingsten die sogenannte Bammel herum, welche man auch hie und da den Pingstkääm nennt; sie besteht in einer langen mit Blumen und Bändern geschmückten Stange, die von einem der größeren Bursche getragen wird; die übrigen ziehen mit und sammeln Eier ein. Anderwärts tritt zugleich mit diesen ein in Laub und Blumen gehüllter Knabe auf, nnd dann führt dieser den Namen Pingstkääm *). Zuweilen wird er auch noch von zwei andern geführt, welche die Hundebrösel heißen. So zieht man herum und singt:

Godn Dag int Hus,
Glück int Hus,
Unglück tom Gäwel herut.
In 'n Jahr hebbn 'w nich west,
In 'n Jahr kam 'w nich wär,
'n half Schock Eier,
'n half Schock Pingstkeesen,
Un da noch 'n Gröschner watt Geld to,
Halleluja!
De Klümp sind goar;
Wi krey'n een Paar,
De wer'n nich goar!
Hoch in de Höcht,
Da hang'n de lange Wöst,
Geft uns de langen
Unn lat't de korten hangen
Bett anner Joar um düß Tidt
Denn wull'n wi de korten nahaln.

*) wird auch Pingstkäärm, — käära und — kääre! gesprochen.

Wi hebben düt Joar 'n lütken Pingſtkerm
Mödd'n uns goot wat to Hülp gewen
Datt he anner Joar gröter wertt.
Pingſtkerm,
Schlack um'n Därm,
Strohwiep,
Eierkiep,
Geft uns en Stück Speck,
Denn goan wi glicks wedder weg.

In dieſer Weiſe findet ſich der Gebrauch z. B. in Mellin, Diesdorf und Lagendorf. Ganz ähnlich (ob auch mit einem dabei geſungenen Liede?) zieht in einzelnen Theilen der Mittelmark, z. B. in Markgraf-Pieske, zu derſelben Zeit das Kauderneſt umher, ein in Laub und Blumen gehüllter Knabe.

Mündlich.
Dritter Jahresbericht des altm. V. S. 87. 88.

In den Dörfern am Drömling, z. B. in Neu-Ferchau und Köbbelitz, ziehen die Jungen mit dem Pingſtkääm, die Mädchen mit der Maibruut herum und ſammeln Gaben ein. Die Jungen ſingen:

Goden Dag, goden Dag int Huus,
Unglück tom Gääwel heruut!
Ach Modder, wi wünſchen enen goden Dag,
Weh weh goden Flaß!
Im Felde
Dä ſteht Melde,
Dä ſteht Wippelkruut!
Wat is denn dä woll drinne?
De Hän unn de Hinne.

De Hån, dee hackt de Botter uut,
De Deerens, dee waſchen de Schötteln uut,
Den witten Kropp,
Den ſchwarten Kropp,
Dat Ploograd.
Geft uns in Pingſten ook wat!
Ach du hillige Maier,
Geft uns en Pår Schock Eier!
Ach du hillige Mäſe,
Geft uns en Pår Schock Käſe!
Kee roo hii!

Die Mädchen ſingen:

Hallu tu tuut,
Unn dat is gut,
Dat is unſe Maiebruut!
Gäwen ſe watt,
Hett ſe watt,
So hett ſe 't ganze Jår watt!
Gäwen ſe niſt,
So hett ſe niſt,
So hett ſe 't ganze Jår niſt!
Dannei, Dannei!
Gäwen ſe uns de fuule Eier,
Smiiten wii ſ'n Jungn vöörn Kopp entwei,
Gäwen ſe uns de goo'n,
So hebben ſe Goddes Lohn! *)

*) In Neu-Ferchau lauten die Lieder etwas anders; nämlich das der Jungen: Hei Junfer Flaß — då ſteht Melde — dee Hån unn de Hööner — dee Hån, dee hackt de Botter aff — de Deerens, dee waſchen de Schötteln aff —

Noch ausgebildeter iſt der Gebrauch in den Dörfern am Südrande des Drömlings, namentlich in Waſſensdorf und Weddendorf. Am weißen Sonntag (14 Tage vor Oſtern) ziehn die Hirtenjungen mit weißen Stöcken hinaus auf die Weide und ſtecken mit dieſen einen Fleck ab, auf welchen dann niemand bis zum Pfingſtfeſt ſein Vieh treiben darf. Nachdem dies geſchehn iſt, nennen die kleineren den größeren ihre Braut, und keiner darf den ihm geſagten Namen verrathen; thut's einer, ſo muß er ein Maaß Branntwein zur Strafe geben. Darauf ziehn ſie ins Dorf und ſammeln Gaben ein, welche ſie nachher draußen auf der Weide verzehren. Zu Pfingſten wird endlich die abgeſteckte Weide wieder frei, und jeder darf auch die ihm genannte Braut nennen.

Am zweiten Pfingſttage wird einer von den Jungen verkleidet und zwar ſo, daß ihm zwei Weiberröcke umgegeben werden, deren einer ihm über den Kopf genommen und zugebunden wird. Dann wird er in Maien eingehüllt, und man hängt ihm Blumenkränze um Hals

---

Kee roo hii! — Geft uns en Pär Schock Eier — Is de Melk ſoet — Is de Melk ſuur — De Grautmagd is ne Huur! — Die Mädchen ſingen wie oben bis „ſo hatt ſe 't ganze Jär watt!" Dann folgt wie in den andern Liedern „bäben in der Firſte — Hangen die langen Würſte, — Geft uns de langen — Unn lät't de korten hangen — Bett up dat Jär — Bett up dat Jär — Denn willn wii de korten nähälen — Tein Eier, tein Eier — Mütt jeder uns gäwen — Süſt fall unſ' ſwart Hän — Ju bunt Hoon nich mehr treeden!

und Arme und setzt ihm eine Blumenkrone aufs Haupt. Dieser heißt der Füstge Mai. Mit ihm ziehen die Jungen von Haus zu Haus und singen:

Goden Dag, Goden Dag,
Wat gebet jüch (ihr) den Füstge Mai,
Den Füstge Mai, den Schäkel, den Schäkel?
Gebet jüch üsch (uns) Schock Eier nist,
So wehren wii Wischen und Koren (Korn) nist.
Bäben in der Firste
Haenget die langen Würste,
Gebet üsch die langen,
Lät't die korten hangen,
Änner Jär um distiit
Willen wii vullens nähälen.
Gebet ju üsch en Stück van Kauken (Kuchen)
Dä künnt (können) wii bräv nä raupen (rufen),
Gebet ju üsch en Stück van Schinken,
Dä künnt wii bräv nä drinken,
Gebet ju üsch en Stück van Speck,
Dä willen wii bräv nä wecken. Halloho!

Mit den Jungen zugleich ziehen die Mädchen herum und führen die Maibraut umher, welche wie eine Braut mit Bändern geschmückt ist, und namentlich das hinten bis zur Erde herunterhangende Brautband trägt; auf dem Kopfe hat sie einen großen Blumenstrauß. Sie singt:

Maibruut, Maibruut!
Watt gebet ju de kleine Maibruut?
Gebet ju watt,
So hett se watt,

So hett se 't ganze Jär watt!
Gebet ju niſt,
So hett se niſt,
So hett se 't ganze Jär niſt!
Klopfe, klopfe Ringelken,
Wii ſinn en Pär arme Kinnerken!
Teit (zieht) en Snaur üm dat Huus,
Tritt 'ne kleine Junfer ruut!
Tram, tram, tricken,
Uf mein Mitken,
Uf mein Blut!

Darauf wird die Kleine weiter geführt, andre bleiben aber noch da, ſagen: „half Schock Eier, en Pund Botter, en half Schock ollen Kaeſe, en Botterkaukenſtücke, en halben Gulden Geld!" und gehn nicht eher von der Stelle, als ſie etwas erhalten haben.

Mündlich.

An den erſten Theil des eben beſchriebenen Gebrauchs ſchließt ſich derjenige an, welcher auf dem Kalbeſchen Werder herrſcht. Am Charfreitage oder erſten Oſtertage ziehen die Jungen aus, um das Haigras (techniſcher Ausdruck für die Brachweide) auszuſtecken. Die neuen Jungen, d. h. diejenigen, welche im laufenden Jahre zum erſten Male die Pferde hüten, und die, welche von außen her zuerſt im Dorfe als Jungen auftreten, müſſen Knochen herbeiſchaffen. Andre holen eine Tanne. Letzterer werden die Zweige nur theilweiſe genommen, ſo daß von jedem Zweige ein Theil, etwa bis zur Länge eines Fußes, am Stamme bleibt. Der älteſte und ſtärkſte

Junge wählt dann einen Hügel in der Nähe der Pfingstweide, pflanzt die Tanne auf und besteckt die Aeste mit den gesammelten Knochen. Die Spitze des Baums ziert ein Pferdeschädel. Der so geschmückte Baum heißt der Knochengalgen. Hierauf beginnt der Königslauf. Alle Jungen stellen sich in eine Reihe, der größte und stärkste giebt das Zeichen zum Ablaufe. Wer der letzte am Ziel ist, heißt „der lahme Zimmermann", der erste „König". Dem lahmen Zimmermann wird darauf ein Bein mit Schienen und Bast umwickelt, als wäre ihm ein Bein gebrochen, er erhält einen großen Stab in die Hand, um sich darauf zu stützen, und die ganze Jugend führt ihn nun ins Dorf, wo man mit folgendem Spruch von Hof zu Hof geht:

Wi hemm' Haigras uthstecken, Timmermann hat sick Hals unn Been terbräken; wulln sehn, as uns woll 'n half Schock Eier wulln gewen.

Sie erhalten dann einige Eier; die gesammelten werden im Kruge zu einem Kuchen verbacken und von den neuen Jungen muß jeder einen Groschen sogenanntes Zaumgeld geben, wofür Getränk gekauft wird.

Dritter Jahresbericht des altm. V. S. 88. 89.

In den sogenannten Zwölfdörfern (wendischen Ursprungs, nördlich von Salzwedel), sowie in der Gegend von Lenzen (namentlich in Mohr und Krinitz), von Perleberg bis weit ins Mecklenburgsche hinein, aber auch südlicher, z. B. in Jederitz im Havellande (eine Meile von Havelberg) versammeln sich am zweiten Pfingsttage die Knechte zu Pferde vor dem Dorfe, und es findet

ein zweimaliges Wettreiten nach einem an einer Stange aufgehängten, reich mit Bändern geschmückten Kranz statt; wer beide Male den Kranz herunterreißt, wird König. Man krönt ihn, er erhält als Preis ein seidenes Tuch, das die Mägde gekauft haben, und wird jubelnd ins Dorf geführt, wo dann getanzt und getrunken wird. *) Mündlich.

---

*) Ein solches Wettreiten findet auch tief in Sachsen und Thüringen hinein statt, z. B. in Calbe a. d. S., wo ein Hut, und in Asendorf bei Schaafstedt, wo ein Maienbusch im Felde aufgesteckt, und wer ihn mit seinem Pferde zuerst erreicht, als Maikönig ins Dorf zurückgeführt wird. Ehe dies Wettreiten jedoch statt findet, holt man eine Tanne und eine Birke aus dem Walde, die im Dorfe aufgepflanzt werden, und entweder bis Kleinpfingsten, d. i. bis Sonntag nach Pfingsten, oder bis zum Johannistage, stehen bleiben, worauf sie dann unter allgemeinem Jubel umgehauen werden. In dieser Weise habe ich den Gebrauch bis zum Thüringer Walde gefunden. — In Elgersburg bei Ilmenau haben die Kinder dabei noch eine besondre Sitte. Mitten im Flecken wird am ersten Pfingsttage eine Tanne, die man in feierlicher Procession holt, unter Musikbegleitung aufgerichtet. Nur oben an der Spitze läßt man einen kleinen Nadelbusch stehen, und befestigt darunter einen großen Blumenkranz. Unter diesem Baum wird den Kindern am zweiten Pfingsttage ein Fest gegeben, wobei es wieder Musik und Tanz giebt. Zugleich haben sie hierbei ein eignes Spiel. Im großen Kreis tanzen sie angefaßt um den Baum; zwei von ihnen drehen sich, mit einer Hand denselben fassend, um denselben, bald rechts, bald links, bis das eine das andre wegstößt; dies treibt dann wieder eins aus dem Kreise zum Baume, und der beschriebene Vorgang wiederholt sich; dabei singen sie das folgende offenbar verstümmelte Lied:

Der Ssummer, der Ssummer ist ane scheene Zait,
Doß mer ßullen lustig ßain ålle chunge Lait!

In Nieder-Finow und Liepe bei Neustadt E. W. ziehen die Knechte am zweiten Pfingsttage mit einem Gänseaar, der auf ein Kreuz, das man an einer langen Stange befestigt, genagelt ist, umher, indem sie Eier, Schinken und dergleichen mehr in einem Liede für sich erbitten. Sie ziehn auch auf andern Dörfern umher, weil obige Adlerart sich allein in den bei letztgenanntem Orte gelegenen Eichen- und Buchwaldungen findet.

Mündlich.

Am zweiten und dritten Pfingstfeiertage wird in der Altmark in allen Dörfern getanzt und das Pfingstbier getrunken. Nur das junge Volk nimmt hieran Theil. Die Knechte und Jungen bezahlen das Bier, die Mädchen dagegen die Musik. Am Abend des zweiten Pfingsttages wird jedes Mädchen mit Musik nach Hause gebracht. Am andern Morgen beginnt der Tanz

---

Sehen 'ſ åll aaf miich,
Und thuen 'ſ åll aaf miich
Hier in dieſer Laidenpain
Die ſcheene chunge Laite ßain
Und thuen 'ſ åll aaf miich.
Dreh diich mål ümm und noch emål ümm und wieder mål rümm!
Ich håb mai Schätz verloren
Es liegt aaf dar Brücke
Sſoll iich in dar Ferne ſtehn
An der ſcheenen Linden,
Sie hät ſo ſcheene Klaider aan
Sſoll iich deſto lieber haan
Zu tanzen zu tanzen,
Dos wär wos
Ich håbe wos gegeſſen und waiß nit wos,
Schnitzchenklos und Quetſchchen, dos wär wos.

sofort wieder; gegen Mittag ziehen Tänzer und Tänzerinnen von Hofe zu Hofe. Mehrere junge Bursche haben sich verkleidet, in der Regel mit Weiberkleidern, und einer trägt einen großen gefüllten Bierkrug. Dieser wird jedem Hofwirthe und seiner Frau gereicht, die daraus trinken müssen; dann wird einige Minuten auf der Tenne getanzt. Während der Zeit beschenkt die Hofwirthin die jungen Leute mit Eiern, Speck und Würsten. Die eingesammelten Gaben werden dann im Kruge verzehrt. Daher heißt es auf dem Lande:

Pingsten springn de Deerens as Hingsten
Un de Jungens as Häberböck.

Am folgenden Morgen wird wegen Ermüdung des Volks nur eine leichte Arbeit, besonders Flachswieten, vorgenommen.

Dritter Jahresbericht des altm. Vereins S. 90.

Die Ausschmückung des Pferdes, das am ersten Pfingsttage zuerst und zuletzt auf die Weide kommt, hat in einigen Dörfern in der Nähe von Beezendorf, namentlich zu Hohenlangenbeck, einen andern Character angenommen und ist auf eine andre Zeit verlegt worden. Früher herrschte auch hier der Gebrauch, wie er oben geschildert wurde, jetzt ist er folgendermaßen verändert. An einem Sonntage nämlich, wenn die Roggenblume, die Rade und der Mohn in Blüthe stehen, wird von den Jungen ein dazu passendes Pferd ausgewählt und mit Kränzen allerlei Art ausgeschmückt. Auf dem Kopfe des Pferdes wird ein mit den schönsten Blumen reich umwundener dreispaltiger Stock angebracht.

Sämmtliche Kränze sind mit Bändern geschmückt, die von den Mädchen des Dorfes geliefert werden. Ist das Pferd gehörig geschmückt, so wird ein Pferdejunge auserwählt, der es besteigt. Jedem steht es jedoch frei, diese Ehre abzulehnen, da die ihm zuertheilte Rolle nicht leicht zu spielen ist. Wer die Rolle übernimmt, wird dann reichlich mit Blumenguirlanden geschmückt und erhält als Kopfbekleidung eine aus Binsen geflochtene Mütze. Ist er zu Pferde gestiegen, so geht der Zug langsam vor sich. Jeder Junge reißt die ihm zweckdienlich scheinenden Possen, damit der Reiter lache. Dies zu bewirken, ist die ganze Tendenz des Spiels. Gelingt es der Gesellschaft, den Reiter zum Lachen zu bringen, so hat er verloren und ist verpflichtet, jedem Mitspieler drei Peitschenschnüre zu geben; bleibt er während der ganzen Zeit ernst, so erhält er dieselben. Der Zug geht von der Pfingstweide nach dem Dorfe, in demselben dreimal um die Kirche und dann reitet der Junge das bunte Pferd nach dem Hofe, wohin es gehört. Unterdeß haben sich hier schon sämmtliche Mädchen des Dorfs versammelt, um ihre geliehenen Bänder zurück zu nehmen. Ist das Pferd seines Schmucks wieder entkleidet, so zieht die ganze Schaar von Hofe zu Hofe, Gaben werden eingesammelt und nachher im Kruge verzehrt.

Dritter Jahresbericht des altm. Vereins S. 89. 90.

An die oben beschriebenen Pfingstgebräuche schließen sich zwei andere aus älterer Zeit an, deren Zeit aber vor das Pfingstfest fällt, nämlich das Pimpinellengraben und der Umzug um die Kornfelder. — An einigen

Orten war es ehmals Gebrauch bei der Schuljugend, daß sie am Himmelfahrtstage auszog, Pimpinellen oder Bibenellen (Pimpinella saxifraga altera) zu suchen und mit der Wurzel auszugraben, dann aber denjenigen unter sich zum König zu machen, welcher die größeste Wurzel hervorbrachte. Für diese Ehre mußte er seinen Kameraden, auch wohl den Lehrern, einen Schmaus geben. Später ist es wegen mancherlei Ungebührlichkeiten, die dabei statt gefunden, abgeschafft worden; viele Berge in der Mark tragen aber davon noch den Namen der Pimpinellenberge; so ist namentlich einer bei Königsberg i. d. N. (vgl. Kehrberg hist. chron. Abriß der Stadt Königsberg S. 14), ein andrer bei Reppen.

Die andre Sitte bestand darin, daß Pfarrer, Lehrer und Schüler am ersten Mai um die Saatfelder gingen, dabei sangen und beteten, um so reichen Erntesegen zu erlangen. Dafür erhielten die letztern an diesem Tage eine Mahlzeit, die Pfarrer im Magdeburgischen aber bei der Ernte das sogenannte Segenkorn, einen Theil des abgebrachten Getraides.

Beckmann Beschreib. d. M. B. Th. III. S. 719. Frisch lat. deutsches Wörterbuch s. v. Maytag und Segenkorn.

Sct. Veits-, Sct. Johannistag und Mariä Himmelfahrt.

In den ehmals wendischen Dörfern zwischen Salzwedel in der Altmark und Lüchow im Hannöverschen wird noch der Sct. Veits- nnd Johannistag festlich begangen, d. h. die Arbeit ruht und es wird tüchtig ge-

trunken. — Ein alter Förster aus Seeben bei Salzwedel erzählte auch, daß man an diesen Orten früher die Gewohnheit gehabt habe, an einem bestimmten Tage des Jahres einen Baum aus dem Gemeindewalde zu holen, den im Dorfe aufzurichten, darum zu tanzen und zu rufen: „Hennil, Hennil, wache!"

Mündlich.

Am Johannistage werden übrigens durchweg in der Mark allerhand heilsame Kräuter gesammelt, weil man die Meinung hat, daß nur die an diesem Tage gepflückten die gehörige Wirkung thun. Manche, besonders Wurzeln, müssen in der Mitternachtsstunde stillschweigends gegraben werden. Dahin gehört namentlich das Kraut Rainfarren, das nur in der Nachtstunde von 11—12 Uhr blüht, und das, wenn man es bei sich trägt, unsichtbar macht (vgl. Sagen der Ukermark No. 191.). In der Johannisnacht muß auch die Glücks- oder Wünschelruthe geschnitten werden, und zwar von einem Haselstrauch. Man muß zu diesem Zweck rückwärts auf den Haselstrauch zugehn, und stillschweigends mit den Händen zwischen den Füßen durchfassen und so eine gabelförmige Ruthe abschneiden. Will man sehen, ob man auch wirklich eine solche geschnitten habe, so braucht man sie nur ins Wasser zu halten; wenn sie da wie ein Schwein japst, so ist's die Glücksruthe; mit ihr kann man dann Schätze, die in der Erde verborgen sind, finden.

Mündlich.

Dritter Jahresbericht des altm. Vereins S. 90.

In dem Dorfe Belling bei Pasewalk unweit der ukermärkischen Gränze, hat man am Sonntag vor Johannis folgenden Gebrauch: Die Bauern ziehn früh Morgens aus dem Dorfe und theilen sich in zwei Abtheilungen, Reiter und Fußvolk, und zwar die Knechte zu Pferde, die Herren zu Fuß. Beide kämpfen darauf mit einander, wobei meistens die Knechte die Oberhand gewinnen. Nachher ist dann Scheibenschießen, und wer den besten Schuß thut, wird König und geschmückt ins Dorf geführt. Auf freiem Felde wird zuletzt ein kleiner Jahrmarkt gehalten. Mündlich.

Die ehemaligen Wenden nördlich von Salzwedel richteten sonst am Johannistage den sogenannten Kronenbaum auf, der allein von den Weibern geholt werden durfte, keine schloß sich davon aus, und selbst körperliche Gebrechen hielten nicht von dem Zuge ab. Am Abend vor Johannis wurde dieser Baum, eine Birke, gehauen, und alle Zweige bis an den Gipfel, an dem man eine kleine Krone stehn ließ, fortgenommen. Am Johannistage selbst nahmen dann die Weiber das Vordergestell eines Wagens, spannten sich anstatt der Ochsen oder Pferde vor und zogen also in das Holz. Das Wetter oder der Weg mochte beschaffen sein, wie sie wollten, sie fuhren nicht aus der Heerstraße, sollten sie auch im Morast oder Wasser bis an die Ohren gehen müssen. Die starken jungen Weiber gingen neben dem Wagen her, sangen Freudenlieder in wendischer Sprache, und ließen die alten Mütterchen ziehn, daß sie bersten

mochten. Sobald sie mit dem Baum an das Dorf zurück gelangten, erhoben sie ein Freudengeschrei, eilten grades Weges nach dem Orte, wo der alte Kronenbaum stand, und hieben denselben um, welchen ein Kosater oder Häusling kaufen und den alten Weibern dafür zwei Schilling zu Branntwein geben mußte. Der neue Baum ward nun unter vielem Frohlocken aufgerichtet, mit Kränzen und Blumen behängt, und mit zwölf oder mehr Kannen Bier nach ihrer Art eingesegnet.

Bei denselben Wenden war es ehmals Sitte, mitten im Dorfe einen sogenannten Kreuzbaum, eine Eiche, aufzurichten, der so lange stehn blieb, bis er umfiel. Er durfte jedoch alsdann vor Mariä Himmelfahrt nicht wieder gerichtet werden, weil sie sagten, die Stäte wolle es nicht leiden. Diese Stäte wurde von etlichen für einen männlichen Geist ausgegeben, der sich an der Stelle des Baums aufhalte, daher auch kein Wende mit garstigen Füßen über diesen Platz gehn durfte. Einst begab es sich zu Rebensdorf (nach andern zu Dangsdorf), daß der Dorfbulle, als er von der Weide kam, seine juckende Lende mit solcher Gewalt daran scheuerte, daß der Baum darüber umfiel und den Bullen todtschlug. Dies nahmen die Bauern als ein doppeltes Zeichen eines bevorstehenden großen Unglücks *). Zur

*) Die Lüneburgschen Wenden hielten es ohnedies für ein besonderes Unglück, wenn ein Bulle natürlicher Weise starb, und haben sie diesem Thiere oft sein Begräbniß mit-

Versöhnung der beleidigten Stäte aber wurde noch alle Jahr auf den Tag, wo der Bulle todtgeschlagen, alles ihr Vieh, groß und klein, um den Baum getrieben. Es wurde auch, wenn ein neuer Kreuzbaum aufgerichtet ward, das Vieh eingesegnet. Diese Einsegnung geschah in folgender Gestalt. Erstlich soffen sich alle Bauern toll und voll, darauf tanzten sie in vollen Sprüngen um den Baum und führte der Schulze in seinen Sonntagskleidern und mit einem breiten, weißen Handtuche um den Leib, den Reihen. Dann nahm der Schulze ein großes Licht nebst einem Glase Bier in die Hand, ging damit um das zusammengetriebene Vieh, bespritzte dasselbe mit Bier und segnete es mit wendischen Worten ein. Zu Bülitz und im ganzen Drawan (der Gau zwischen Lüchow, Dannenberg und Uelzen im Hannöverschen) wurden die Häuser, Ställe, Küchen, Keller, Kammern und Stuben mit Bier oder Branntwein an dem Tage, wenn der Kreuzbaum aufgerichtet wurde, begossen, und man glaubte, die Stäte wolle es so haben, und das Vieh würde andren Falles Noth leiden. Im Kirchspiele Prodöhl jagten sie das Vieh um den Baum, damit es im selbigen Jahre wohlgedeihe, gingen auch mit einem großen Wachslichte, wie überall bei diesen Gebräuchen Sitte war, um den Kreuzbaum, und redeten etliche wendische Worte. Ja, man sagte,

---

ten im Dorfe und in einer dazu verfertigten Grube angestellt, wohinein ihn der Abdecker stoßen müssen, daß er ordentlicher Weise hat verscharrt werden können.

daß dort noch täglich ein alter Greis vor dem Baume niedergeknieet sei und seine besondre Andacht gehalten habe. So oft vor Zeiten eine junge Frau aus einem andern Orte durch Heirat in ein solches wendisches Dorf kam, mußte sie einen Tanz um den Kreuzbaum thun und etwas Geld hineinstecken. Dergleichen Opfer geschah auch, wenn jemand von einer Wunde oder Schaden, welche sie fleißig an dem Baume zu reiben pflegten, geheilt worden, und kein Mensch vergriff sich an dem Gelde.

Dieser Kreuzbaum war nun zwanzig und mehr Ellen hoch, oben befand sich ein hölzernes Kreuz, und über diesem ein feststehender eiserner Hahn. Wenn nun Mariä Himmelfahrt nahte, so wählte man einen andern Baum im Holze, ging an diesem Tage dorthin, die Hauswirthe traten auf den Baum zu und jeder mußte seinen Hieb hinein thun, bis er umfiel. Darauf wurde er auf einen mit Ochsen bespannten Wagen gelegt, sie deckten ihn mit ihren Röcken zu, daß nichts davon zu sehen war, und fuhren mit Freuden nach der Stäte, wo der vorige gestanden, und diese war ein kleiner runder Hügel mitten im Dorfe. Hier wurde er von einem wendischen Zimmermann viereckigt gehauen und es wurden auf beiden Seiten Pflöcke angebracht, daß man hinaufsteigen konnte. Drauf ward er unter Freudengeschrei aufgerichtet, der Schulze kletterte hinauf, setzte den Hahn auf und segnete ihm mit einem Glase Bier ein. Zuletzt wurde gezecht und man behauptete, wenn es nicht geschehe, gedeihe das Vieh nicht.

Außer dem Aufrichten des Kronen- und Kreuzbaums hatte man in den wendischen Dörfern noch folgende Gebräuche:

An einigen Orten, namentlich im Amt Dannenberg, wurde jährlich ein Hahn so lange herumgejagt, bis er ermüdet hinfiel; dann schlug man ihn todt, kochte ihn und verzehrte ihn. Während der Mahlzeit durfte niemand aus dem Dorfe gehn. Ein großes Brot wurde gebacken, von dem jeder etwas haben mußte. Auch bei diesem Gebrauch hatte man hauptsächlich das Gedeihen des Viehes im Auge.

Wenn jemand starb, war es ehmals bei den Wenden auf der Gabelheide Sitte, bei dem Todten zu singen und tanzen, auch die ganze Nacht über zu trinken und zuletzt mit Getränk die Güter der Verstorbenen zu benetzen.

Noch um das sechszehnte Jahrhundert soll es bei diesen Wenden Sitte gewesen sein, ihre alten Väter, wenn sie zur Arbeit untüchtig wurden, mit besondern Ceremonien zu tödten. Auch schlachteten sie alljährlich am Charfreitag auf ihrem aufgerichteten Baum ein Osterlämmlein mit besondern Gebräuchen.

Im Mai hielten sie einen Umzug um die Felder, wobei ein mit der Sitte vertrauter alter Priester, Sclavasco genannt, den Vortritt hatte; ein Spielmann zog auch mit und gebrauchte eine aus einem Hundsfelle gemachte Sackpfeife oder Pauke, deren Ton, wie man

glaubte, bewirkte, daß Regen und Gewitter der Saat keinen Schaden brächten,

Joh. G. Keißler's neueste Reisen. Abth. II. S. 1371 ff. (K. erzählt hauptsächlich nach einem Visitationsberichte des Oberſuperintendenten des Herzogthums Zelle, D. Hildebrand v. J. 1672.)
Nicol. Mareschalci Thurii Annales Herulorum et Vandalorum und desſelben Chron. Rhythmicum. Cap. XII. u. XIV.
Entzelt Chronik der alten Mark S. 43.

Heutzutage wird beſonders noch der Johannistag bei den Abkommen jener Wenden feſtlich begangen; ob indeß noch beſondre Gebräuche dabei herrſchen, war nicht in Erfahrung zu bringen. Oft wird noch an den folgenden Tagen gefeiert und insbeſondere viel getrunken. — Außerdem werden die Apoſteltage gefeiert, ſo z. B. in Lübbow an der märkiſchen Gränze bei Salzwedel der Jacobitag, weil die hier ſtehende Kapelle dieſem Apoſtel geheiligt war.

Am Donnerſtag Abend, welcher den Namen Ketſchenabend führt, wird in dieſer Gegend gefeiert; die älteren Frauen ſpinnen dann nicht, auch wird kein Dünger ausgebracht. Mündlich.

Bartholomäustag.

In Stralow bei Berlin feiert man an dieſem Tage das bekannte Fiſchzugsfeſt; die Fiſcher der Gemeinde ziehen früh Morgens mit Muſik hinaus und thun fünf Züge mit dem großen Garne, deren Ertrag hauptſächlich für den Prediger des Dorfes beſtimmt iſt. Nachher

gehts zum Dorfe zurück, wo sich bald die gedrängten Massen der Städter einfinden und den Tag in Jubel, dem auch Puppenspiel und andre Belustigungen, so wie ein Markt mit Glücksbuden und dergleichen nicht fehlen, hinbringen. — Ehmals bekam der Prediger auch alljährlich einen Stiefel, angeblich, damit er den zwischen Kirche und Dorf gelegenen Graben durchschreiten könne; doch ist diese Leistung jetzt in eine Geldzahlung von jährlich 1½ Thaler verwandelt. — Dabei mag erwähnt werden, daß der Prediger in Käthen in der Altmark ebenfalls alljährlich einen Schuh erhält.

Mündlich.
Ueber die Altmark. I. S. 167.

Ärntegebräuche.

In der Gegend des ehmaligen Klosters Diesdorf hat man bei der Ärnte diesen Gebrauch. Während der ganzen Roggenärnte bleibt auf jedem Ackerstück ein Büschel Ähren stehen, welches der Vergodendeels Struuß heißt; wenn dann alles abgemäht ist, zieht man mit Musik und geschmückt aufs Feld und umbindet dieses Büschel mit einem bunten Bande, darauf springt man darüber fort und tanzt herum. Zuletzt durchschneidet es der Vormäher mit der Sense und wirft es zu den übrigen Garben. So geht es von einem Ackerstück zum andern, und zuletzt zieht man unter dem Gesange: „Nun danket alle Gott" wieder ins Dorf, und hier von Hof zu Hof, wo der unten folgende Ärntespruch hergesagt wird. Abends ist dann Tanz und zwar alljährlich auf

einem andern Hofe. — In Rohrberg läutete ehmals der Schulze die Ärnte ein, und zwar durfte niemand eher mähen, als bis der Schulzenknecht den ersten Schnitt gethan hatte. — Der Name dieses Ärntefestes ist Vergodendeel, den man als Vergütigung für die schwere Ärntearbeit bezeichnet. Er findet sich auch bei einigen der angränzenden ehmals wendischen Dörfer, so z. B. zu Lübbow, doch bei den meisten nennt man das in der bloßen Kranzbringung bestehende Fest wie in der übrigen Altmark Sekelbier.

Der Äerntespruch lautet:

Guten Abend ins Haus, Glück ins Haus, Unglück zum Gäbel heraus! Hier komm ich mit Maiers und Binders zu Haus; hier bring ich einen Strauß; hier bring ich die Früchte von dieser Ärnt und den Segen von dieses Jahr, den uns der Herr geschenket hat durch seine milde Vaterhand, und wir ihm dafür sollen danken, ist uns allen wohlbekannt. Er wird uns ferner geben Gesundheit, Friede und Ruh, und nach diesem Leben die Seligkeit dazu. Was soll ich denn nun fangen an mit allen, die hier um mich stahn, Frauens, Junfern, groß und klein? So bitt ich euch, ihr Herren mein, ihr mögt ein wenig stille sein, und nicht darüber lachen, so ich meinen Spruch nicht recht würde machen; denn gestern Abend, als ich wollte studiren, da thäten mich die Junfern veriren, da ging ich bei ihnen in die Kammer und habe die ganze Nacht in die Kammer gesessen und habe mein Studieren dadurch ganz und gar vergessen. Hier bei die-

ſem Spruch tret ich her in des Herren Haus und bringe einen Aerntestrauß; der iſt gewachſen auf der Frau und Herrn ihren Acker.

Dieſer Strauß iſt nicht von Diſtel und Dorn,
ſondern von ein reines Winterkorn.
Ich wünſche: ſo manchen Ahr,
ſo manches gute Jahr;
ſo manchen Korn,
ſo viel Wiſpeln auf den Herrn und die Frau ihren Boden.

Dieſen Strauß haben die Junfern oder Binders gemacht; dafür hab ich ſie auch bedacht mit einem jungen Geſellen von achtzehn Jahren, mit gelbe krauſe Haare, fein hübſch und behende, damit ſollen ſie ihr Leben vollenden.

Den Herrn wünſche ich eine goldene Kron,
und die Frau einen jungen Sohn,
und die Tochter zwei,
und die Magd drei,
das wird ein ganzes Hausgeſchrei.

Hier bei dieſen Spruch muß ſein ein Gläschen Bier oder Wein. Haben ſie kein Bier, ſo haben ſie doch Wein; haben ſie kein'n Wein, ſo haben ſie doch Branntewein; haben ſie kein Branntewein, ſo werde ich mit ein klein Trinkgeld auch zufrieden ſein, und unſern Herrn ſeine Geſundheit trinken aus großer Liebe und Luſt, nicht aus Hunger oder Durſt, ſondern aus großer Liebe und Freundlichkeit, und alle hieſigen ihre Geſundheit. So wird ein jeder Meier ſeinen Binder winken, und ihr auch mal zutrinken; ſie wer-

den hernach mit die Maiers mal rumhinken. Wollen sie dabei eben und grade gehn, das soll in ihren Belieben stehn. Prost gehört vor den Trunk und mit den die Binders einen Sprung, die Hühner mit den Hahn, die Frau mit den Mann, die Magd mit den Knecht, so geschieht im ganzen Hause recht. Pots tausend eins hab ich noch untermessen, ich hätte bald den Herrn Aufsetzer vergessen; denn wenn der Herr und die Frau morgen ins Feld werden spatzieren gehn, so werden sie mehr Stiegen finden liegen als stehn. Wir haben das Korn im Felde geschoren, wir haben weder Binder noch Meier verloren, wir haben den Rocken nicht abgestochen, sondern wir haben ihn abgemähet; unterdessen hat sich unsre Frau Köchin um das Feuer gedreht, wir haben den Rocken nicht aufgezogen, sondern wir haben recht rasch herum gehauet; unterdessen haben sich unsre Binders vielleicht die Lenden geklauet. Dieser Text ist nun bald zu Ende; wer noch ein Junggeselle oder Junfer ist, der klapp sich in die Hände. Dieser Text ist aus, ein jeder geh zu Haus, und stech sich ein stumpf Messer ein; es wird nach jens zum Besten sein, denn unser Herr wird uns lassen auftragen gesottnes und gebratnes Fleisch soviel, daß der Tisch beug und bricht, und Branntewein schenken soviel, daß es ein Mühlrad treibt. Hiermit will ich nun beschließen, und thu euch alle freundlich grüßen, und meinet ich den einen oder andern nicht, so wär ich kein rechtschaffner Meier nicht. Hab ich meine Worte nicht

recht gesprochen, so gebet mir das Fleisch und behalt ihr die Knochen; hab ichs nicht so recht gemacht, so gebt mir den Wein und behaltet ihr das Glas. Amen, Amen, Amen!

In Bonese lautet der erste Wunsch für den Herrn etwas anders:

Ich sage einen Arntekranz,
es ist aber ein Vergutentheilskranz.
Dieser Kranz ist nicht von Disteln und Dornen,
sondern von reinem auserlesenen Winterkorne,
es sind auch viele Ähren darin;
so mannich Ahr,
so mannich gut Jahr,
so mannich Körn,
so mannich Wispeln auf den Wirth seinen Börn (Boden).

Mündlich.

In der Prignitz herrschte noch vor einigen Jahren ziemlich allgemein, und herrscht zum Theil auch jetzt noch, namentlich in der Umgegend von Lenzen und Perleberg, der folgende Gebrauch. Wenn sämmtlicher Roggen eingefahren war, ließ man auf dem Felde noch einige Garben stehn, und bildete aus diesen die Gestalt eines Mannes, die man mit allem, was sich dazu darbot und eignete, ausschmückte. Dieser Mann wurde Nachmittags auf einem vierspännigen mit Laub und Blumen geschmückten Wagen hereingeholt. Jung und alt, festlich gekleidet, folgte und Musik begleitete den Zug. War man bei den Garben, auf denen die Mannsgestalt stand, angekommen, so wurde um sie ein Kreis

geschlossen, und ungefähr eine halbe Stunde lang auf den Stoppeln getanzt. Sodann wurden die Garben mit dem Manne auf einen Wagen geladen und unter lautem Jubel fuhr man nach Hause. — Auch in Pommern (wo?) soll dies Fest noch bestehen, nur mit einer kleinen Verschiedenheit. Alle Mädchen müssen nämlich einen Wettlauf anstellen, und zwar ist das gemeinsame Ziel dieser Mann; die Siegerin wird die erste Tänzerin an diesem Abend. Auch in der Ukermark, z. B. in Greifenberg, bildet man eine solche Mannsgestalt aus den letzten Roggengarben und führt sie dann jubelnd ins Dorf.

In der Mittelmark findet sich derselbe Gebrauch, z. B. in Brunow bei Freienwalde, und in Tucheband im Oderbruch, doch hat er hier einen andern Charakter angenommen. Ist der Roggen nämlich abgemäht, und sollen die letzten Garben gebunden werden, so stellen sich die Binderinnen in zwei Reihen einander gegenüber, jede ihre Garbe mit dem Strohbande vor sich; auf ein gegebenes Zeichen binden alle zugleich ihre Garbe, und diejenige, welche zuletzt fertig wird, trifft nicht nur allgemeiner Spott, sondern aus ihrer Garbe mird auch die Gestalt eines Mannes gefertigt, den man „den Alten" nennt. Sie muß den Alten nun ins Dorf bis auf den Hof tragen, hier bildet man einen Kreis, die Binderin tritt mit dem Alten in die Mitte, und die übrigen tanzen um sie herum, darauf gehts zum Gutsherrn, dem der Alte mit folgenden Worten überreicht wird.

Wir bringen dem Herrn den Alten,
Bis er 'n neuen kriegt, mag er ihn behalten.

Der Alte wird darauf an einen Baum gestellt, wo er noch lange Zeit nachher zu allerlei Späßen dient.

Das eigentliche Ärntefest wird erst am Schluß der gesammten Ärnte, also gewöhnlich Anfangs November, nachdem die Kartoffeln eingebracht sind, gefeiert. Bei dieser Gelegenheit wird ein großer Kranz, der Ärntekranz, gewunden, dieser wird von der festlich gekleideten Menge, die Mädchen mit den bebänderten Harken voraus, die Männer mit den Sensen hinterher, zum Dorf hinausgetragen und dort abgetanzt, d. h. man tanzt eine Zeitlang um denselben herum. Dann gehts zurück ins Dorf auf den Herrenhof oder das Amt, und hier wird der Ärntekranz aufgehängt, zuvor jedoch wird die Herrschaft mit den Bändern des Kranzes gebunden, wobei die Binderin den Ärntespruch sagt, und löst sich dann durch ein Stück Geld. Nachher wird bis zum andern Morgen getanzt. — Der obige Ärntespruch ist mehr oder minder übereinstimmend; hier einen aus Schönfließ in der Mittelmark zur Probe:

Ich bring dem Herrn einen Ärntekranz,
's ist alles auf und in den Band.
Hätten wir viel gewunden,
so hätten die Frauens noch mehr gebunden;
wärs besser gerathen,
so hätten wir manches mehr geladen.
Soviel Quispel, soviel Wispel;
Soviel Drasche,
Soviel Reichsthaler legt die gnädige Herrschaft in ihren Kasten.

Wünsche unsre gnädige Herrschaft einen blanken Tisch
auf jede Ecke einen gebratenen Fisch,
und in die Mitte eine Kanne Wein,
Das soll die gnädige Herrschaft ihre Gesundheit sein.
Ich bin gereist nach das Land Sachsen,
wo die schönen Kränzlein wachsen,
Da heb ich mich recht wohl bedacht
und hab unsre gnädige Herrschaft einen mitgebracht.
Dieser Kranz ist nicht von Disteln und Dornen,
sondern er ist von Blumen und Kornen.
Nun laßt uns von Gott freuen und fröhlich sein,
Ihr lieben Gäste, stimmet alle mit ein.

Die überall wiederkehrenden Wünsche „Soviel ꝛc." zeigen hin und wieder Abweichungen, so z. B. in der Prignitz: So mannichen Haler, so mannichen blanken Thaler, so mannichen Hinspel, so manchen Winspel u. s. w.

Mündlich.

Martinsabend.

Im Hans-Jochenwinkel in der Altmark wird noch an einigen Orten die Martinsgans am Martinsabend gegessen. Nachmittags ziehn die Kinder umher und singen:

Märtiin, Märtiins Väegelken,
Mett diin vergült Snäevelken,
Flöög hoch öövern Wiim (Hühnerleiter),
Morgen is det Märtiin!
Märtiin is en goden Mann,
Dee datt woll doon kann!
De Appeln un de Beeren,
Dee mach (g) ick gär to geeren (gern),

De Nött un de Kringeln,
Mügen alle Kinner!
Märie, Märie, mâk upp de Döör,
t ſint en Pâr arme Kinnerkens vöör;
Giff ſe watt un lât ſe gân,
Lât ſe aenner Jâr wedder kâmn.

Oder anderwärts:

Märtiin Märtiins Bäegelken
Mett ſiin vergült Snäevelken!
Geft us watt un lât us gân,
Datt wii hüüt noch wiier kâmn
Bett vöör Näbers Deure (Thür)!
Näbers Deure is nich wiit,
Aeppel un Beeren ſinn all riip,
Nött, dee ſmecken auk all gaut,
Gefft us watt in uſen Strähaut (Strohhut)!

Darauf wirft man ihnen Aepfel, Birnen, Nüſſe und Backwerk zu und ſie ziehen weiter.

Mündlich.

Weihnachten und Neujahr.

In der Altmark, aber auch in der Prignitz und im Mecklenburgiſchen, zieht einige Tage vor Weihnachten der Klas oder Klas Bur in ſcheußlicher Geſtalt (gewöhnlich in weißem Laken) mit dem freundlicher gekleideten heiligen Chriſt umher, examinirt Kinder und Geſinde und läßt ſie beten; beſtehn ſie gut, ſo theilt der heilige Chriſt Aepfel und Nüſſe aus, im entgegengeſetzten Falle verrichtet Klas Bur eine kleine Execution mit dem Aſchſacke. Aehnlich iſt der Gebrauch zu Müggels-

heim bei Köpenick, wo man den Kindern sagt, der heilige Christ komme auf einem Esel geritten, und deshalb Heu als Futter für das Thier vor die Thür wirft.

Ueber die Altmark Th. I. S. 147.
Mündlich.

In der ehemaligen Grafschaft Ruppin versammeln sich Abends in der dem Weihnachtsfest zunächst vorauf gehenden Woche Knechte und Mägde, einer der erstern stellt einen Reiter auf einem Schimmel dar, in der bei den Fastengebräuchen bereits angegebenen Weise, ein andrer, weiß gekleidet und mit Bändern geschmückt, trägt eine große Tasche und heißt der Christmann oder die Christpuppe. Mehrere von den übrigen endlich verkleiden sich als Weiber und schwärzen namentlich ihr Gesicht. Diese heißen die Feien. Sind alle diese Vorbereitungen getroffen, so setzt sich der Zug in Bewegung und geht mit Musik unter Begleitung aller Versammelten und dem Zuströmen und Jauchzen der Kinder von Haus zu Haus. Beim Eintritt in die Stube muß der Reiter über einen vorgesetzten Stuhl springen; ist dies geschehen, so tritt auch die Christpuppe mit der begleitenden Menge ein, und nur die Feien werden nicht zugelassen. — Darauf singen die Mädchen nach einer bestimmten Melodie einen unbestimmten Text, der jedoch hier und da noch ein bestimmter sein mag. Nun wählt der Reiter aus der Schaar der Mädchen eins aus, mit dem er zur Musik tanzt, und zwar so, daß beide einander gegenüber stehen und allerhand willkührliche Wendungen machen. Während dessen geht die Christ-

puppe bei den Kindern umher und fragt, ob sie beten können. Sagen sie nun einen Bibelspruch oder Gesangbuchsvers her, so werden sie mit einem Pfefferkuchen aus der großen Tasche belohnt, vermögen sie's aber nicht, so werden sie mit dem Aschbeutel geschlagen. Darauf tanzt dann der Reiter sowohl als die Christpuppe mit einigen aus der Menge und dann gehts weiter. Unterdessen haben die Feien unaufhörlich versucht, einzudringen, sind jedoch unter allerhand Scherzen und Neckereien immer wieder zurückgetrieben worden, bis sie nun endlich, nachdem Reiter und Christpuppe fort sind, eindringen, wild und tobend umherspringen, die Kinder schlagen und überhaupt alles in Schrecken zu setzen suchen. In dieser Weise wiederholt sich dann der Zug in jedem Hause, deren eins oder mehrere, je nach der größern oder geringern Anzahl der Höfe eines Dorfes, an einem Abend besucht werden.

Mündlich, (S. meine Abhandlung über den Fastnachtsgebrauch zu Stralow, in den Märkischen Forschungen Bd. I. S. 294 ff.)

Zwischen Weihnachten und Neujahr, oder auch bis zum Tage der heiligen drei Könige ziehen an vielen Orten der Mark die sogenannten Sterndreher oder Sternkucker umher. Es sind drei mit Papierkronen geschmückte Knaben, die weiße Hemden übergeworfen haben; einer hat sein Gesicht geschwärzt, ein andrer trägt einen in einem großen Reifen angebrachten Stern, der fortwährend gedreht wird. So herrscht der Gebrauch z. B. in Pichelsdorf. Man zieht von Haus zu Haus und singt:

Alle.

Hier treten wir vor ohne Hohn und Spott,
Einen guten Abend geb euch Gott;
Einen guten Abend, eine fröhliche Zeit,
Die euch Gott der Herr hat bereit't;
Das wünschen wir allzugleiche.
Ich lag in einer Nacht und schlief,
Mir träumte der König David rief
? Von wegen Maria der Rose
? Der Tag der dringet wohl durch den Thron.
Da gingen wir von dem Berge herab
Und kamen wohl vor Herodes Haus.
Herodes sprach mit falscher Begier:
„Ihr lieben Gesellen bleibt heut bei mir,
„Ich will euch geben Wein und Bier,
„Ich will euch geben Stroh und Heu,
„Und will euch halten Bezahlung frei!"
Zu Bethlehem in Davids Stadt
Da bleibt der Steren stille stahn.
(Der Stern wird bei diesem Verse nicht gedreht).
Da gingen wir von dem Berge herab
Und kamen hinein in das Haus,
Und fanden Maria und ein liebes Kind,
Dabei ein Esel und ein Rind.
Ein kleines Kind, ein großer Gott,
Der Himmel und Erde geschaffen hat,
Da gingen wir von dem Berge herab:
„Wo ist uns denn der eine so schwarz?"

Der Schwarze (mit Scepter und Degen).

Schwarz bin ich, die Schuld ist meiner nicht,
Die Schuld ist meiner Kindermagd,

Daß ſie mich nicht weiß gewaſchen hat.
Den Scepter führ ich in meiner rechten Hand,
Den Degen an meiner Seite. Trumma!

Der Weiße (an die Mütze faſſend).

Was beliebt dem Herrn König?

Der Schwarze.

Trumma, mein getreuer Knecht,
Merk auf meine Rede und verſteh mich recht!
Geh in das Gebirg hinein
Und tödte die Kinderlein,
Die zwei- und dreijährig drunter ſein.
So du ſie wirſt verſchonen,
So werd ich dich mit dem Schwert belohnen.
So du ſie aber nicht wirſt verſchonen,
So werd ich dich zum Herren machen,
Daß du kannſt die ganze Welt auslachen.

Der Weiße.

Soll geſchehn wie der Herr König befohlen hat!

Alle (zum Wirth).

Ihr jungen Geſellen, tretet alle heran,
Ein ehrbarer Herr, wir ſingen ihn an.
Wir wollen ihn nennen beim Namen ſo fein.
N. N. ſoll der Name ſein.

(Zur Wirthin)

Ihr jungen Geſellen tretet alle heran,
Eine ehrbare Frau, wir ſingen ſie an.
Wir wollen ſie nennen beim Namen ſo fein,
N. N. ſoll ihr Name ſein.

Mit dieſem Verſe werden dann auch Söhne und Töchter des Hauſes der Reihe nach angeſungen. Sind junge Eheleute oder Fremde im Hauſe, ſo ſingt man:

Was wünſchen wir ihnen zum neuen Jahr?
Einen jungen Sohn mit ſchwarzkrauſem Haar!
Das ſoll dem Paar ihr Neujahr ſein,
Gott laß ihn'n lange das Leben dabei!

(Zu den Fremden)

Was wünſchen wir den Fremden zum neuen Jahr?
Wir wollen 's ihnen wünſchen offenbar!
Wir wünſchen ihnen einen vergoldenen Tiſch,
Auf alle vier Ecken einen gebratenen Fiſch,
Und in der Mitte eine Kanne mit Wein,
Das ſoll den Herrn ihr Neujahr ſein!

Darauf beſchenkt man die Sänger mit Gaben an Geld oder Naturalien, und ſie ſingen zum Schluß:

Sie haben uns eine Verehrung gegeben,
Der liebe Gott laß ſie das Jahr mit Freuden erleben!
Das ganze Jahr wohl ein und aus,
All Unglück fahre zum Giebel heraus!
Wir ſtehn auf einem breiten Stein,
Der Stern muß heut noch weiter ſein;
Wir ſtehn auf einem Lilienblatt,
Wir wünſchen euch alle eine gute Nacht!
Herr Chriſt zu allen Zeiten!
Der Stern muß heut noch weiter,
Daß euch Gott bewahr',
In dieſem neuen Jahr
Und euch kein Unglück widerfahr'!

Der eben beſchriebene Gebrauch herrſcht auch in der Grafſchaft Ruppin, doch kommt hier noch ein Knabe hinzu, der einen Kaſten trägt, an welchem ſich eine Klappe befindet. Das Lied iſt etwas abweichend:

Alle.

Hier treten wir vor ohne Hohn und Spott,
Einen guten Abend geb euch Gott!
Drei verwaiſ'te Knaben,
Die weder Vater noch Mutter haben.

Was wünſchen wir dem Herrn zum neuen Jahr?
Wir wünſchen ihm einen vergoldenen Tiſch,
Auf jede Ecke einen gebratenen Fiſch,
Und mitten drin eine Kanne voll Wein,
Das ſoll dem Herrn ſein Labſal ſein!

Was wünſchen wir der Frau zum neuen Jahr?
Wir wünſchen der Frau eine goldene Kron'
Und übers Jahr einen jungen Sohn!

Was wünſchen wir dem Sohn zum neuen Jahr?
Wir wünſchen ihm ein geſatteltes Pferd,
Und in die Hand ein blankes Schwert,
Damit er kann ſtreiten fürs Vaterland!

Was wünſchen wir der Tochter zum neuen Jahr?
Wir wünſchen der Tochter ein goldenes Lamm
Und übers Jahr einen Bräutigam!

Was wünſchen wir der Dienſtmagd zum neuen Jahr?
Wir wünſchen ihr einen hölzernen Tiſch,
Auf jede Ecke einen Schauerwiſch,
Und in der Mitte eine hölzerne Kann'
Und übers Jahr einen krummbuckligen Mann!

Der Schwarze.

Ich bin der König aus Mohrenland,
Die Sonne hat mich ſo ſchwarz gebrannt;
Hätt mich meine Amme gewaſchen mit 'nem Schwamm,
So wär ich ſo weiß geworden wie ein Lamm;
So hat ſie mich gewaſchen mit einer Kohl,
Drum bin ich ſo ſchwarz geworden wie 'n Mohr!

Der Weiße.

Biſt du der König aus Mohrenland,
So reich mir deine rechte Hand!

Der Schwarze.

Meine rechte Hand reich ich dir nicht,
Du biſt ein Schuft, ich trau dir nicht!

Der Weiße.

Und giebſt du mir deine rechte Hand nicht,
So ſchlag ich dir ins Angeſicht! (giebt ihm eine Ohrfeige).

Nun öffnet der, welcher den Kaſten trägt, die Klappe deſſelben, aus welcher die Figur des Herodes herausſchaut,

Alle.

Herodes kuckte zum Fenſter hinaus,
„Ihr lieben drei Weiſen, wo wollt ihr hin?
„Ihr lieben drei Weiſen, bleibt heute bei mir,
„Ich will euch geben gut Wein und Bier,
„Ich will euch geben gut Stroh und Heu,
„Und die Verzehrung habt ihr frei?"

Drauf ſammeln ſie Gaben ein und ſingen zum Schluß „Hier ſteh ich auf ein'n Lilienblatt", wie in Pichelsdorf.

Auf dem Kieze bei Potsdam ziehn die Fiſcherknechte am Neujahrstage ebenfalls Gaben einſammelnd umher, wobei ſie folgendes Lied ſingen:

Alle.

Wir wünſchen ihnen ein fröhliches neues Jahr, Friede, Geſundheit, langes Leben und die ewige Seligkeit.

Einige.

Was wollen wir ſingen und heben an?
Das liebe neue Jahr!
So wollen wir ſingen und heben an
Das liebe neue Jahr!
Wollen ſie wiſſen, wer wir ſind?

Alle.

Der Blei und der Raab.

Einige.

? Wir ſind den lieben werthſten,
Zwei Peezen ober Wind
Und das Ruder unter Wind.

Alle.

Der Blei und der Raab
Der Hecht und der große Kulebarſch!

Einige

Der Herr iſt unſer Herre;
Er ſchenkt uns eine Gabe
Zu dieſem neuen Jahre.
Die Frau iſt unſre Fraue,
Sie ſchenkt uns einen Schierling (?)
Danach wohl einen Vierling (?).
Das Fiſchergeſind
Im Regen und Wind

Sie thun ſich ernähren, ſo luſtig ſie ſind;
Und dennoch wohlauf
Nach altem Gebrauch,
Des Abends ſpät nieder, des Morgens früh auf!
Ihr jungen Geſellen, tret't alle heran,
Ein' ehrbaren Herrn wir ſingen ihn an;
Wir wollen ihn nennen beim Namen ſo fein,
N. N. ſoll der Name ſein.
Was wünſchen wir ihm zum neuen Jahr?
Eine reiche Braut mit hunderttauſend Thaler,
Ooer einen goldenen Stuhl mit ſilbernen Spitzen,
Darauf ſoll er im Himmel ſitzen!
Und dazu eine Kanne mit Wein,
Das ſoll dem Herrn ſein Geſchenke ſein.

Der Schluß lautet dann wie in dem Pichelsdorfer Liede: „Sie haben uns u. ſ. w", doch fehlen die ſechs Verſe von „Wir ſtehn" bis „noch weiter". Zwiſchen den einzelnen Verſen fällt hin und wieder der Chor mit obigem Refrain ein.

Hochzeitsgebräuche.

Nur der Landmann hat bei den Vorgängen des häuslichen Lebens noch beſondre, charakteriſtiſche Gebräuche bewahrt, und deshalb können nur dieſe, nicht die meiſt inhaltloſen der Städter, hier eine Stelle finden.

Faſt durchweg herrſcht in der Mark die Sitte, die ſogenannten großen Hochzeiten am Dienstage zu feiern, und nur hier und da finden ſich Abweichungen davon; z. B. in Brodewin i. d. U. M., in Waſſensdorf am Drömling finden ſie Donnerstags, und an einigen Or-

ten, wenn ein Wittwer oder eine Wittwe wieder freien, Mittwochs ſtatt. In Gegenden, wo die ehmals ſlaviſche Sitte den Vorrang behauptet zu haben ſcheint, iſt Freitag der Tag der Hochzeitfeier, ſo bei den Hannöverſchen Wenden, nördlich von Salzwedel, in der Prignitz in der Gegend von Lenzen bis Perleberg, in den Dörfern bei Havelberg, welche auf dem von Havel und Elbe gebildeten Delta liegen, Strodehne, Kuhlhauſen u. ſ. w. Mündlich.

Zu dem Feſte werden die Gäſte von dem Hochzeitbitter mit einem gereimten Spruch eingeladen, und am Montage vor der Hochzeit ſchickt der Bräutigam einen mit ſechs Pferden beſpannten Wagen, um die Braut zu holen. Am Dienstag Morgen wird dann ausgefahren und alles ſo eingerichtet, daß man um Mittag am Wohnorte des Bräutigams anlangt. Bei dieſem Brautzuge ſitzt die Braut auf einem Stuhle; auf der einen Seite ſitzt die Bräutigamsjungfer, eine der nächſten Verwandten deſſelben, auf der andern die Brautjungfer mit den Lichtern, und die dritte mit dem aufgemachten Wocken, den man ſo mit Flachs bewickelt, daß die Braut für den folgenden Winter Vorrath hat. Nebſt dieſen ſteigen noch andre junge Burſche und Muſikanten auf den Wagen. Der zweite Wagen iſt nur mit vier Pferden beſpannt, und auf dieſem folgen die Verwandten der Braut. Dann folgt der Bettwagen und andre Wagen mit Gäſten, und zuletzt die Ältern der Braut in einem nur zweiſpännigen Wagen. So gehts vorwärts, und man wirft unterweges Äpfel,

Nüſſe, Kringeln u. dgl. aus, namentlich aber wird tüchtig geſchoſſen. Die jungen Leute in den Dörfern verſperren auch wohl den Weg durch eine Schnur, wobei ſie ſprechen:

Wir thun es der Braut zu Ehren,
Woll'n einmal ſehen,
Ob ſie uns ein Biergeld beſcheren!

und erhalten dann von der Braut ein Trinkgeld. Iſt die Braut an der Gränze der Feldmark des Bräutigams angekommen, ſo fragt der Fuhrmann des letzten Wagens die Braut:

Ich frage die Junfer Braut,
Wer ſie gefahren hat?
In N. N. (Dorf der Braut) ſtäubt der Sand,
In N. N. (Dorf der Bräutigams) iſt gutes Waizenland.

Die Braut antwortet:

Mit Gott und gute Leut'
Fahr ich dahin bereit
Mit ſechs Pferd' und Wagen.

Iſt man auf dem Hofe des Bräutigams angekommen, ſo nähert ſich derſelbe dem Wagen der Braut, dieſe ſchwingt ſich über die Wagenleiter und er muß ſie in ſeinen Armen, wo möglich ohne zu fallen, auffangen. In Waſſensdorf am Drömling tritt dann der Brautvater zur Braut, trinkt ihr Bier in einem Glaſe zu, ſie koſtet und gießt den Reſt über ihren Kopf weg. Nun müſſen Bräutigam und Braut in der Altmark von einer aus allem Viehfutter bereiteten Suppe eſſen, denn ſonſt, glaubt man, gedeihe das Vieh nicht. Dar-

auf wird der Brautschmuck angelegt und nun gehts zur Kirche. Vorauf Musikanten, dann die Mädchen, dann Braut- und Bräutigamsjunfern mit brennenden Lichtern, die entweder auf einem mit Buchsbaum umwundenen Gestelle, oder auf jungen Tannen angebracht sind. Dann folgt die Braut, welche zwei Trauführer (Trauleiher genannt) und den nächsten Verwandten leiten; diese sind mit seidenen am Rocke befestigten Tüchern geschmückt, welche die Junfern geben müssen. Der Schmuck der Braut besteht in dem Kranze, von dem eine große Masse seidener Bänder herabhängt; besonders müssen vier davon bis zur Erde herabreichen; an der Brust hat sie einen Rosmarinstrauß stecken, in der Tasche Dill und Salz, damit ihr der Böse nichts anhaben könne, sowie einen alten Gulden; in den Schuhen liegen Haare von allen Vieharten des Hofes, sonst gedeiht dasselbe nicht. Der Braut folgt der Bräutigam, ebenfalls zwischen zwei Trauführern; Brust und Hut hat er mit Rosmarin geschmückt, in die Schuhe hat er Körner von allen gebauten Kornarten gelegt, denn so kann er gewiß sein, daß er reichliche Ärnten haben wird. Den Beschluß des Zuges macht die übrige Hochzeitsgesellschaft mit Ausnahme der unverheirateten Männer. Jeder Gast trägt einen für eine Geldgabe von den Braut- und Bräutigamsjunfern erhaltenen Rosmarinstängel an der Brust. Ist man an der Kirche angekommen, so bleiben die unverheirateten Mädchen nebst den Musikanten draußen, ziehen zum Hofe zurück, holen die jungen Männer, und nun wird die Trauung vollzogen, bei welcher die Braut

den Bräutigam auf den Fuß zu treten ſucht, damit er ſie nicht in der Ehe prügle. Zuweilen finden ſich unter den Anweſenden neidiſche Gegner des Bräutigams, die während der Zeit des Segensſprechens ein Erbſchloß dreimal auf- und zuſchließen, damit die Eheleute kinderlos bleiben ſollen.

Nach beendigter Trauung gehts mit gewechſelten Trauführern zurück ins Hochzeithaus; nun aber geht der Mann vorauf, und die junge Frau folgt. Wenn die Mahlzeit eingenommen iſt, folgt der Brauttanz; jeder der geladenen Gäſte hat mit der Braut in der Ordnung des Verwandtſchaftsgrades den Ehrentanz zu thun; zuletzt erſt tanzt der Bräutigam mit der Braut. Den Schluß des erſten Hochzeittages macht darauf der Brautlauf. Sämmtliche Anweſende begeben ſich nach einem beſtimmten Platz im Freien, der zum Laufen bequem iſt. Zwei rüſtige unverheiratete Männer nehmen die Braut zwiſchen ſich; der Bräutigam giebt ihr einen Vorſprung, und es beginnt zwiſchen beiden ein Wettlauf. Am Ziele der Bahn ſtehn zwei oder mehr junge Frauen, die der neuen Genoſſin den Kranz abnehmen und ihr die Mütze aufſetzen. Holt der Bräutigam die Braut nicht ein, ſo darf er natürlich für Spott nicht ſorgen.

Iſt die Geſellſchaft wieder im Hochzeithauſe verſammelt, ſo ſchleichen Braut und Bräutigam in die Brautkammer. Kurze Zeit darauf zieht die ganze Geſellſchaft mit Muſik ebendahin; nach einer dort gebrachten Nachtmuſik, treten alle ein, um zu ſehen, wie das Paar zuſammenliegt. Trifft es ſich, daß der Bräuti-

gam voran liegt, so wird er wandwärts gelegt. Mit diesem Act schließt der erste Tag.

Am zweiten Tage Morgens gehen die Gäste im Dorfe umher und nehmen die Wirthschaften in Augenschein. Nach Tische beginnt der Kampf um das alte Spinnrad. Die Brautjunfer hat nämlich ein altes mit Buchsbaum geschmücktes Spinnrad mit aufgemachtem Wocken, an dem noch einige Knocken Flachs und eine zweite Spule hangen, in einem nicht ganz nahe liegenden Hofe des Dorfes abgegeben. Dies unversehrt ins Hochzeithaus zu schaffen, ist Aufgabe der unverheirateten Bursche. Die ganze Hochzeitgesellschaft zieht deshalb zu dem Hofe, wo das alte Spinnrad steht. Hier wird getanzt, die Brautjunfer tritt mit dem Spinnrade in den Kreis der jungen Burschen, man verläßt das Haus und begiebt sich so zum Hochzeithause. Der Kreis wird, indem man fortwährend die Brautjunfer mit dem Rade umtanzt, so fest wie möglich geschlossen, denn die verheirateten Männer suchen ihn unaufhörlich zu stürmen, um das Rad ganz oder theilweis zu erobern. Je näher man dem Ziele, um so mehr strengt man die Kräfte an, und oft fallen derbe Schläge dabei. Es ist eine Schande für die Ehemänner, wenn das Spinnrad unversehrt bleibt, und deshalb nimmt jeder, sobald es erbeutet ist, seine Trophäe mit sich, und wer die größte hat, wird allgemein belobt.

Während der Zeit hat die Mutter der jungen Frau das mit Buchsbaum umwundene und ausgeschmückte Brautrad bereits auf den Tisch gestellt; das junge Ehe-

paar setzt sich an den Tisch und erwartet den Brauthahn, oder wie es heißt „sitzt Brauthahn". Zuerst tritt die Brautjunfer, die zuweilen noch von einem jungen Burschen unterstützt wird, mit dem neuen Spinnrade zum Bräutigam und sagt:

Ich bringe der Braut ein Rädelein,
Das ist von Holz und nicht von Lederlein,
Nicht von Eisen und nicht von Stahl,
Das wird der Braut gar wohl gefallen.
Eher soll die Braut nicht bei dem Bräutigam schlafen,
Ehe sie den Flachs nicht abgesponnen hat,
Eher soll der Brautigam nicht bei der Braut schlafen,
Ehe er das Garn nicht abgehaspelt hat;
Eher soll der Bräutigam die Braut nicht schlagen,
Ehe das Rädlein keine Rosen trägt;
Das Rädlein wird nimmer Rosen tragen,
Also darf der Bräutigam die Braut nicht schlagen!
Hand drauf gegeben
Dem Brautmädchen!

Nun wird dem jungen Paar das Hochzeitgeschenk verehrt, das in Gelde besteht, und in eine vor dem Paare stehende Schüssel gelegt wird. Nachher wird getanzt, und dies ist dann auch nebst den solenneren Speisen und Getränken die Hauptfeier des dritten Tages. Beim Abschiede pflegt man dem Wirth, also dem Brautvater, ein klein Geschenk in die Hand zu stecken.

Fünfter Jahresbericht des altm. Vereins. S. 118—124. Die Beschreibung bezieht sich besonders auf den Calbeschen Werder, findet aber auch an andern Orten in ähnlicher Weise, nur gewöhnlich nicht ganz so vollständig, statt.

Einige besondere Gebräuche kommen noch zu den eben angegebenen Grundzügen hinzu:

In der Gegend von Diesdorf ist es Sitte, daß, sobald der Bräutigam die Braut in seinen Armen aufgefangen hat, er sie ins Haus, und zwar zur großen Diele *) tragen muß, wo er mit ihr dreimal den Kesselhaken umwandelt; dann soll sie die neue Heimat lieb gewinnen, sagt man, und wird nicht davon laufen. — Bei den Hannöverschen Wenden werden ein Paar Sprossen der Wagenleiter herausgenommen und die Braut wird nun auf dem Brautstuhle sitzend hindurchgezogen und so ins Haus getragen. Heiratet sich aber ein junger Mann in einen Hof hinein, d. h. heiratet er die Erbin eines Hofes, so muß er über die Wagenleiter springen; darauf werden die Pferde abgespannt und die Braut muß den Wagen in vollem Laufe vor dem Hause vorbeiziehen; thut sie das recht geschickt und ohne irgendwo anzustoßen, so wirds auch wenig Anstoß zwischen beiden in der Ehe geben.

Der schon mehrmals beschriebene Aufzug eines Reiters auf einem Schimmel, findet sich auch bei Hochzeiten, so namentlich in der Altmark zu Wassensdorf, Beetzendorf, Wadekath u. a. O. Am ersten Tage der Hochzeit, hier Donnerstag, erscheint derselbe, und zwar trägt der Reiter einen aus einem rothen Weiberrock bestehenden Mantel und einen großen breitkrämpigen Hut,

*) Der Raum des Hauses, in dem sich die Ställe, die Kammern der Knechte und Mägde und der Heerd befinden.

der in der Volkssprache die Bezeichnung „Puust de Lamp uut" hat. Der Reiter macht nun wunderbare Sprünge, einer der Gesellschaft stellt auch wohl den Schmied vor und sieht, ob die Hufe in gehöriger Ordnung sind, was das ungeduldige Thier natürlich nicht leiden will und dergleichen mehr. — In der Prignitz, in der Gegend von Lenzen, straft man diejenigen, welche sich, um einmal ein wenig zu ruhen, aus der Hochzeitgesellschaft entfernen, dadurch, daß man, sobald sie vermißt werden, sie aufsucht; darauf nehmen zwei der Gesellschaft einen zu dem Zweck bereit gehaltenen Baumstamm, schnallen einen Sattel darauf, nehmen ihn auf die Schulter, und der Schläfer muß ihn nun besteigen und wird so zur Gesellschaft rittlings zurückgeführt. — In der Grafschaft Ruppin erscheinen, während der Hochzeitzug sich nach der Kirche bewegt, die Feien (wie schon angegeben wurde, gewöhnlich verkleidete Männer), und suchen durch allerhand Possen den feierlichen Zug zu stören und seinen Ernst in Lachen zu verkehren.

Mündlich.

In der Gegend um Jüterbogk und den benachbarten Gegenden der Mark Brandenburg war es am Anfang des vorigen Jahrhunderts Sitte, daß man nach der Hochzeitfeier ein altes Wagenrad entweder vor dem Hause oder auf einem Hügel ansteckte, und die Hochzeitgesellschaft einen hochzeitlichen Tanz um dasselbe anstellte.

Zu Jüterbogk war es auch zu derselben Zeit in der Vorstadt Neumarkt Sitte, bei den sogenannten großen Hochzeiten auf dem dort gelegenen Tanzberge zum Klange

der in der Mitte aufgeſtellten Muſik Tänze anzuſtellen. Aehnliche Sitte herrſchte und gleiche Berge lagen damals in den nahe gelegenen Orten Fröden und Baruth.

Im vorigen Jahrhundert herrſchte auch noch weit und breit in der Mark und in Sachſen der Gebrauch, daß die jungen Männer bei einer Hochzeit am zweiten Tage von einem beſtimmten Punkte bis zum Hauſe der Braut einen Wettlauf anſtellen mußten; der Sieger bekam von der Braut und den Brautjunfern drei große Brautſtollen, und tanzte darauf mit ihnen, und zwar geſchah es, wenn auch mitten im Witter, mit nackten Füßen.

Ekhard: Scriptores rerum Jutrebocensium. Th. I. S. 58. 59. 74.

In der Stadt Gardelegen hatte man vor Alters bei Hochzeiten die Sitte, daß, wenn die Braut in des Bräutigams Kammer geführt war, derſelbe ſich in das Bette legen mußte. Darauf führte der Braut Vater oder der ſeine Stelle vertrat, die Braut herzu, zur rechten Hand des Bettes, legte ſie hinein und ſprach: Ich befehle euch meine Tochter, daß ihr bei ihr thut, wie Gott bei euer Seele. Der Bräutigam umbfaſſete ſie. Nachmals richteten ſie ſich auf, es ward zu trinken gegeben, daß ſie ein Paar Mal trunken; dranf ſtand der Bräutigam auf an ſeiner Seiten zur linken des Bettes, ging herüm zur rechten, und hieb die Braut heraus mit den Worten: Och kum her, du außerwehltes Minſchenkind. Worauf ſie ſich beide an die Tiſche ſetzten, die in der

Kammer gedeckt waren, die Freunde von beiden Seiten setzten sich herzu und waren fröhlich.

Auf- und Abnehmen der löblichen Stadt Gardelegen ꝛc. aufgesetzt von Christophoro Schultzen. Stendal 1668.

Gebräuche bei Entbindungen und Kindtaufen.

Ein neugeborenes Kind wird von der Hebamme in ein Laken gewunden. Eine Schürze oder ein Tuch dazu zu nehmen, ist unerlaubt, weil dann das Kind unfehlbar später zu sehr dem Geschlechte, welchem es nicht angehört, nachlaufen würde.

Das in ein Laken gewundene Kind wird dann stillschweigends unter den Tisch gelegt, und erst hervorgenommen, wenn die Mutter ins Bette gebracht ist; sonst ist das Kind nicht ruhig und fromm und schreit zu viel. Vor dem ersten Bade wird der Knabe in einigen Dörfern auf ein Pferd gesetzt, das zu dem Ende in die Stube gebracht wird; das Mädchen muß buttern. Beim Baden wirft der Vater häufig einen Gulden in die Wanne, damit das Kind reich werde.

Der erste Anzug eines neugebornen Kindes darf kein neuer sein, weil das Kind in der Folge zu viel Kleider zerreißen würde; der zweite Anzug kann schon neues Zeug sein; zur ersten Windel muß eigentlich das Brautband der Mutter genommen werden.

Bis zur Taufe ist das Kind der großen Gefahr ausgesetzt, von den Unterirdischen geraubt und durch ein andres ersetzt zu werden. Dies kann man verhüten, wenn ein Blatt aus der Bibel oder dem Gesangbuch

in die Wiege gelegt wird, ebenso liegt unter dem Kopfkissen der Wöchnerin ein Gesangbuch, weil sonst die Unterirdischen, während der Zeit die Mutter das Kind bei sich hat, Gewalt über dasselbe bekommen.

Besuchen Nachbarinnen und Verwandte die Wöchnerin, so müssen sie zuerst an die Wiege treten, das Kind enthüllen und sprechen: Gott segn' es! Dann erst können sie sich an die Mutter wenden.

Wenn das Kind zur Taufe getragen wird, so muß die Mutter fleißig in Gottes Wort lesen und beten, damit das Kind auf jenem Gange bewahrt werde und leicht lesen lerne. In andern Gegenden muß die Mutter neunerlei Arbeiten verrichten, damit das Kind thätig werde.

Dem Kinde, das zur Taufe getragen wird, muß ein Zettel, worauf der Vater einige willkührliche Worte geschrieben hat, oder, wenn der Vater nicht schreiben kann, ein Stückchen Gedrucktes ins Wickelband gesteckt werden, dann lernt das Kind nachher gut.

Bei dem Taufacte muß der älteste Gevatter einen Knaben, die älteste Gevatterin ein Mädchen halten, beim Schlußgebet aber der jüngste Gevatter oder die jüngste Gevatterin. — Die jüngsten unter den weiblichen Taufpathen tragen eine mit Blumen und Glasperlen verzierte Krone auf dem Kopfe, von welcher bunte seidene Bänder nach dem Rücken herabhängen. — Wenn der Gevatter das Kind zur Taufe hält, so ist es gut, wenn er einige Worte aus der Agende über Kopf lesen kann; ferner muß er alle Sprüche aus der Bibel,

die der Geiſtliche anführt, nachbeten, ſonſt lernt das Kind nachher nicht gut.

Werden zwei Kinder zugleich getauft, ſo darf dies nur mit demſelben Taufwaſſer geſchehen, wenn beide von einerlei Geſchlecht ſind, ſonſt würde der Knabe zu ſehr den Mädchen nachſtellen, und das Mädchen ſpäter einen Bart bekommen.

Bei der Rückkehr aus der Kirche erhält der jüngſte Gevatter an der Hausthür das Kind, um mit demſelben ſo ſchnell als möglich über die große Diele zur Stube zu laufen, damit das Kind flink werde. Die Mutter muß dann das Kind hinter dem Ofen ſitzend empfangen. Jeder Pathe tritt dann herzu und bringt ſeinen Glückwunſch, der ſo lautet:

Een Heiden hem we weg drog'n
Un een frohm'n Chriſt'n breng'ne we jo wedder,
Unſ' Herr Gott mag geb'n,
Dat he bald graut wert,
God dait un bald freit,
Riek und ſelig wert.

Beim Taufmahle wird auf einem hölzernen Teller, in deſſen Mitte die Spitze eines halbgeöffneten Taſchenmeſſers ſteckt, für die Hebamme geſammelt, die, wenn ſie das Geld herunterſchüttet, ſpricht: „Nur die kleinen Stücken nehm ich, das größte aber (den Teller) geb ich zurück!" Nun wird auf demſelben Teller das Wiegengeld zuſammengebracht, das in der Regel eins von den älteſten Geſchwiſtern des Kindes oder die Großältern bekommen, damit ſie das Kind gern und willig wiegen.

Darauf wird ein kleines Bierglas mit Branntewein gefüllt und herumgegeben, sämmtliche Gevattern werfen Geld hinein, das der Vater des Kindes bekommt, nachdem er das Glas mit einem Zuge geleert hat. Dies heißt der Stärkungstrank.

Dritter Jahresbericht des altm. Vereins S. 80—82.
(Aus dem Hans-Jochen-Winkel.)

In einem Dorfe in der Nähe von Lübben erhielt der Prediger, zu Anfang des vorigen Jahrhunderts, nach vollzogener Taufhandlung ein Brot und einen Käse. Eben dasselbe Geschenk erhielten die Pathen, sie theilten dasselbe unmittelbar darauf in der Kirche unter sich, und gingen dann gleich nach Hause.

Der Prediger zu Sct. Jacobi in der Vorstadt Neumarkt zu Jüterbog erhielt auch alljährlich am Gründonnerstage nach geendigter Predigt sechs Semmeln, die ihm auf den Altar gelegt wurden. Am selben Tage setzte sich der Richter der Vorstadt auf den Tanzberg und vertheilte an die Knaben und Mädchen kleine Stollen.

Ekhard Scriptores rerum Jutrebocensium. I. p. 74.

Tod und Begräbniß.

Liegt ein Mensch im Sterben, so nimmt man ihm das Kopfkissen weg, damit ihm das Sterben erleichtert werde. Ist er todt, so öffnet man sofort ein Fenster der Stube, damit die Seele hinausfliegen könne. Beim Zunageln des Sarges muß man sehr behutsam zu Werke gehn, damit der Todte nichts von seinem Anzuge vor den Mund bekomme, denn sonst zehrt er nach, und ein

Mitglied der Familie nach dem andern muß ihm im Tode folgen. In den Sarg werden dem Todten ein Löffel, eine Schüssel, ein Kamm und die zuletzt ausgekämmten Haare gelegt; in den Mund steckt man ihm ein Silberstück, denn in Nobiskrug (so heißt das Dorf Neu-Ferchau, s. Sagen No. 19.) muß er den letzten Sechser verzehren. Wird nun die Leiche aus dem Hause getragen, so gießt man ihr einen Eimer aus der großen Thür nach, dann kann sie nicht umgehn. Nach der Bestattung werden die Schaufeln, mit denen das Grab zugeworfen ist, über den Leichenhügel geworfen, und es wird genau darauf geachtet, in welcher Richtung die zuletzt aufs Grab geworfene Schaufel liegt; diese giebt nämlich den Hof im Dorfe an, auf welchem zunächst jemand sterben wird. Zuletzt gehen die Angehörigen und die übrigen Begleiter dreimal um das Grab herum und von da in die Kirche.

Dritter Jahresbericht d. altm. V. S. 82. 83.
Temme: die Sagen der Altmark S. 83.

Das Bullenfest im Drömling.

An einem gewissen Tage wird in der Schenke der Dörfer des Drömlings (noch jetzt?) der Gemeinstier geschlachtet und auf der Stelle verzehrt. Ein jeder Hofwirth findet sich mit Anbruch des Tages dazu ein. Kaum ist der Stier geschlachtet, so wird ein Stück Fleisch ausgeschnitten und zum Frühstück zubereitet. Alles geht sehr schnell von der Hand, weil jede Magd (die Hausfrauen erscheinen dabei nicht) ihr angewiesenes

Stück Arbeit hat; alsdann wird jeder Hauswirthin ein Stück Fleisch nach Hause geschickt, und das Uebrige in der Schenke verzehrt. Das Fell wird vertrunken und die Genitalia des Stiers werden auf der Diele aufgehangen.

Ueber die Altmark I. S. 131.

Nothfeuer.

In vielen Theilen der Mark herrscht noch bei gewissen Gelegenheiten die Sitte, ein Nothfeuer anzumachen, namentlich geschieht es, wenn man kranke Schweine hat. Zwei Pfähle von trocknem Holz werden vor Aufgang der Sonne unter feierlichem Schweigen in die Erde gegraben, und um diese Pfähle werden hanfene Stricke so hin und her gezogen, bis sich das Holz entzündet, darauf wird das Feuer durch trocknes Laub und Reiser genährt, und man jagt nun die kranken Thiere durch dasselbe. An einigen Orten bringt man das Feuer durch Reibung eines alten Wagenrades hervor.

Ueber die Altmark. II. S. 247 und mündlich.

An diesen Gebrauch schließt sich vielleicht der auf dem Kalbeschen Werder und in Kalbe i. d. A. selber noch im vorigen Jahrhundert herrschende Gebrauch, daß man unter den Thorhäusern bei den Ackerleuten ein Pflugrad aufhing, weil man glaubte, daß, wenn das Vieh darunter aus und einginge, weder der Teufel noch seine Handlanger, die Zauberer, ihm Schaden zufügen können.

Beckmann Beschreib. d. M. Br. Th. V. K. IX. S. 64.

Rechtsgebräuche.

In Cheine bei Salzwedel mußten früher alle Bauern mit Ausnahme eines einzigen, der zu Hause blieb, in der Heuärnte nach Rothenwohl ziehen und dort Heu mähen. Wenn sie zurückkamen, zogen sie in das Haus des Zurückgebliebenen, und was sie dort an Schinken und Würsten aus dem Giebel erreichen konnten, gehörte ihnen. Mündlich.

In der Woche vor Ostern müssen die Unterthanen der Vogtei Meßdorf eine Quantität Waizenmehl zusammenbringen, in Meßdorf Semmel (ehedem Osterfladen) davon backen und nach Wolfsburg bringen, am Charfreitag Mittag muß der Semmelwagen auf dem Schloßhofe anlangen, und nun bekömmt ein Jeder, vom regierenden Herrn bis zum geringsten Bedienten, seinen Theil davon. Ueber die Altmark I. S. 250.

Altes Herkommen ist an vielen Orten, daß, wer beim Bier- oder Weintrinken in einer Gesellschaft die Neige bekömmt, den Anspruch auf das erste Glas aus der neuen Flasche hat; das heißt das Lippehner Recht, und ist in dem lateinischen Verse: „Qui bibit ex negis ex frischibus incipit ille", ausgesprochen. Die Lippehner sollen nämlich vor Alters einen ihrer Mitbürger, Peter Wadphul, stets gezwungen haben, die Neigen zu trinken, worauf Markgraf Woldemar in einer aus Callies im J. 1479 ausgestellten Urkunde obiges Gesetz festgestellt.

Kehrberg: hist. chron. Abriß der Stadt Königsberg i. d. N. M. S. 275.

Zu Köpenick wird alle zwei Jahr im Sommer der sogenannte Gränzbezug gefeiert. Der Magistrat und die Stadtverordneten versammeln sich früh morgens und fahren auf einem Fahrzeuge, das die Kiezer Fischer (Nachbarn genannt) stellen müssen, nach der oberhalb des Müggelsees an der Klödenick, einem alten Spreearm, gelegenen Philippshütte. Hier findet sich auch der Schulze des Kiezes ein, und jetzt zieht man in großem Zuge, Musik vorauf, von einem Gränzhügel zum andern; am letzten angekommen, müssen diejenigen, welche seit dem letzten Gränzbezuge Bürger geworden, sich über den Hügel bücken und erhalten von dem Schulzen des Kiezes mit einer Peitsche sechs Schläge, und zwar den ersten für den König, den zweiten für den Magistrat, den dritten für die Stadtverordneten, den vierten für die Bürgerschaft, den fünften für die Nachbarschaft, den sechsten thut der Schulze für sich. Dieser, so wie die Kiezer haben dafür die Verpflichtung, die Anwesenden mit Fischen und einer Tonne Bier zu bewirthen. Nachher wird draußen getanzt, und erst spät Abends heimgekehrt. — Obige Verpflichtung der Kiezer ist bereits durch eine Urkunde vom J. 1451, in welcher die Streitigkeiten der Stadt mit den Kiezern wegen der Fischerei auf der Klödenick beigelegt werden, festgestellt.

Mündlich.

Aberglauben.

1. An übermenschliche Wesen.

Frau Harke und Frau Gode. In der Mittelmark, besonders im Havellande, in der Ukermark und auch

in der Altmark heißt es, daß in den Zwölfen Frau Harke durch das Land ziehe, und daß deshalb die Mägde bis zum Tage der heiligen drei Könige ihren Rocken müssen abgesponnen haben, sonst zerkratzt Frau Harke entweder dieselben oder besudelt ihnen den Rocken. In der Prignitz hat man dieselbe Meinung von der Frau Gode, und diese theilt denn auch wohl solche Ohrfeigen aus, daß die Streifen der Finger das ganze Leben hindurch sichtbar bleiben. — Die alten Sachsen glaubten: daß in derselben Zeit Frau Here durchs Land fliege und sagten dann „Browe Here (seu corrupto nomine) Bro Here de vlughet"; sie glaubten, daß sie Ueberfluß an irdischen Gütern verleihe.

Mündlich.

Meibom Scriptores Rer. Germ. T. I. p. 235.
Gobellinus Persona Cosmodrom. aet. VI.

Frau Holle. Wenn es schneit, sagt man, Frau Holle schütte ihre Betten aus und das seien die Federn, die herumflögen, andre sagen dann: sie rupfe ihre Gänse. Zeigen sich kleine Wölkchen Morgens oder Abends am Himmel, welche man Lämmerchen heißt, so sagt man, Frau Holle treibe ihre Heerde aus, oder sie treibe heim.

Roggenmuhme. An vielen Orten der Mark schreckt man die unartigen Kinder damit, daß man ihnen sagt, die Roggenmuhme (in der Altmark Roggenmöin) werde mit ihren schwarzen, eisernen Zitzen kommen und sie holen. In der Altmark kennt man auch eine Erstenmöin und droht mit ihr den Kindern, damit sie nicht in den Erbsenfeldern naschen.

Kobolde. Kobolde denkt man sich gewöhnlich als kleine rothjäckige Kerlchen, die im ganzen stets lustig und fröhlich sind, und sobald man ihnen Nahrung giebt, beson-

ders Milch, allerhand Dienste im Hause verrichten. Von ihrer Lustigkeit rühren die Redensarten „wie ein Kobold lachen" und „Kobolds schießen" her. Ihre Gestalt zeigen am besten die auf den Jahrmärkten verkauften kleinen Figuren von Hollunder, die innen mit Blei ausgefüllt sind, und sobald man sie auf den Kopf stellt, augenblicklich wieder auf den Füßen stehn. — Wenn jemand schnell reich wird, so sagt man von ihm, er habe einen Kobold, welcher ihm Geld und Getraide zubringe, und zwar fliegt er dann als feuriger Drache durch die Luft; das Feuer ist von rother Farbe, wenn er Geld bringt, von blauer, sobald er Getraide trägt. Es giebt auch Mittel, um den durch die Luft ziehenden Draak oder Drachen festzumachen; es müssen nämlich zwei mit gekreuzten Beinen sich gegeneinander stellen, dann wird der Drachen gezwungen, etwas von dem, was er trägt, abzugeben. Zu demselben Zwecke ist es auch gut, das vierte Rad von einem Wagen zu ziehen. — Andre Namen für den Kobold sind „grüner Junge", namentlich in der Altmark, und „Tückbold", womit man aber auch an einigen Orten die Irrlichter bezeichnet. — In Gestalt denkt man sich den Kobold auch häufig als dreibeinigen Hasen, Kalb mit feurigen Augen, Rothbart u. dgl. m.

Irrlichter. In einigen Dörfern nennt man sie auch Kobolde, und überall glaubt man von ihnen, daß sie sowie die Mondsüchtigen (Lattenklimmer genannt) die Seelen vertaufter Kinder seien, die keine Ruhe im Grabe hätten, und nun auf der Erde in feurigen Gestalten umherirren müßten, namentlich aber den Wandrer des Nachts vom rechten Wege abführten.

Waſſermann, Waſſernix. Um die Kinder davon abzuhalten, daß ſie zu nahe ans Waſſer gehen, ſagt man ihnen, da unten ſitze der Waſſermann oder Waſſernix, der ſei ganz ſchwarz und fürchterlich, und ziehe ſie mit ſeinem langen Hamen zu ſich hinunter, daß ſie nie wieder das Tageslicht erblickten. Von vielen Gewäſſern erzählt man auch, daß ſie alljährlich oft auch an beſtimmten Tagen, namentlich am Johannistag, ihr Opfer verlangten, d. h. es muß dann ein Menſch darin ertrinken, deshalb fahren dann auch viele Schiffer nicht, ſondern machen Ruhetag.

Zwerge. Gewöhnlich Untererdſchken oder Unterirdiſchen, auch Dickköpfe genannt; man denkt ſie ſich in kleiner breiter Geſtalt, in grauer Tracht mit breiten Hüten. Sie vertauſchen ihre ungeſtaltenen Kinder, Wechſelbälge, mit den hübſchen Kindern der Menſchen. Ihr Hauptaufenthalt iſt in alten Klöſtern und andern verfallenen Gebäuden.

Alb oder Mahre. Der Alb, glaubt man, lege ſich dem Schlafenden auf den Leib und verurſache ängſtliche Träume; den Gequälten zu befreien, iſt am beſten, daß man ihn beim Taufnamen ruft. Die Mahre ſteht ihm in ihrer Beſchäftigung gleich, nur daß ſie als ſchönes weibliches Weſen gedacht wird, das man fangen kann, wenn man alle Oeffnungen des Zimmers verſtopft; es kann namentlich nicht entſchlüpfen, wenn man es mit Handſchuhen anfaßt. Häufig kehrt die Sage wieder, daß jemand lange Zeit mit einer Mahre verheiratet geweſen iſt, die nachher plötzlich wieder verſchwindet. In der Altmark hat man für den Namen Mahre die Form Mahrt und denkt ſich meiſtens darunter einen Marder, der ſich ebenfalls dem Schlafenden auf den Leib legt. An vielen Orten der Altmark hält man auch

dafür, daß die Mutterplage, aſthmatiſche Zufälle, durch die Moger, ein häßliches Thier, das im Leibe des Menſchen ſitzt und aus dem Halſe kriechen will, hervorgebracht werden.

Werwölfe. Mehrfach glaubt man noch, daß es Menſchen gebe, die ſich in Werwölfe verwandeln können, und zwar geſchehe es dadurch, daß ſie ſich einen Wolfsriemen umſchnallen, in dem die zwölf Himmelszeichen auf eine zauberiſche Art eingewirkt ſind. Wollen ſie wieder Menſchen werden, ſo legen ſie den Gürtel ab. Beſonders in de Zwölften treten ſie auf, und, um ſie da nicht an die Viehſtälle heranzulocken, wird kein Dünger ausgebracht.

Mündlich und über die Altmark I. S. 148.

Wihlweiſen. So nannte man ehmals in der Mark die Leute, die einem ſein Vieh bezauberten, daß es blöde und verzagt ward, verdorrte, keine Milch gab und dergleichen mehr. Sie bewirkten es beſonders dadurch, daß ſie ihr Teufelswerk unter den Schwellen der Ställe begruben, worauf das Vieh, welches darüber ging, verquiente und ſtarb. Um das Vieh gegen dieſelben zu ſchützen, muß man es am Walpurgisabend mit Meerkraut, das man in Urin gekocht hat, waſchen.

Colerus Hausbuch. Buch XI. Kap. 39. S. 403. Mainz 1656.

Hexen. Der Glaube an Hexen iſt in der Mark noch immer nicht verſchwunden; Krankheit an Menſchen und Vieh wird noch häufig denſelben zugeſchrieben, und man hört noch oft, wenn jemand krank iſt, die Worte: „Ja, die hat es mir angethan!“ Am Walpurgisabend ziehen die Hexen bald auf Beſenſtielen, bald auf Gänſeküken, Butterfäſſern, Miſtgabeln u. ſ. w. zum Blocksberg, daher zeichnet man

noch aller Orten, besonders die Jugend, drei Kreuze an die Thüren der Häuser und Ställe. Ueber den durch angebliche Hexen in früherer Zeit in der Mark ausgeübten Zauber ist zu vergleichen „v. Raumer über Hexenprocesse in der Mark", in den Märk. Forschungen S. 236 ff. Eine derselben bekannte, daß sie neun Tage lang vor Sonnenaufgang jedesmal einen neuen Napf mit Bier und Brot in einen Fliederstrauch hinter der Schinderei gesetzt und dabei folgende Worte gesprochen haben: „Guten Morgen, Fliederstrauch, du viel Gute, ich bringe dir Bier und Brot, du sollt mir helfen aus aller Noth, und so du mir helfen wirst, so werde ich morgen wieder bei dir sein."

Man hat folgende Erkennungsmittel für die Hexen: An bestimmten Tagen gehen dieselben in die Kirche. Will man sie sehen, so muß man das erstgelegte Ei einer schwarzen Henne in die Tasche stecken und so in die Kirche gehen; dann erkennt man sie an kleinen Butterfässern, die sie auf dem Kopfe tragen. Man muß sich aber sehr hüten, daß sie einem nicht nahe kommen, denn alsdann suchen sie das Ei zu zerdrücken, wodurch man in großen Schaden gerathen kann. — Ein andres Mittel, um den Auszug der Hexen nach dem Blocksberg mit anzusehen, ist, daß man eine Furche um das Dorf zieht, dann den Pflug in die Höhe richtet und bis zur Dunkelheit wartet, alsdann kann man sie deutlich erkennen. Dasselbe erreicht man auch, wenn man sich unter eine ererbte Egge setzt, doch so, daß die Zähne derselben nach oben stehn.

Teufel. An vielen Orten erzählt man sich noch von schwarzen Hunden mit feurigen Augen, die sich namentlich an gewissen Stellen aufhalten und dort Schätze bewachen.

Man spricht, das sei der Böse, der in dieser Gestalt umherwandle. In einigen Gegenden glaubt man, wenn sich ein Wirbelwind erhebt, der Teufel sitze darin und fahre tosend durch die Luft.

2. Aberglauben, der an gewisse Verrichtungen, Tage u. s. w. gebunden ist.

1. Um die Rose zu vertreiben, muß man sie böten. Dies geschieht entweder durch Räuchern, oder durch bloßes Blasen mit dem Munde, oder ein Junggeselle schlägt stillschweigends mit einem Feuerstahl dreimal Funken auf den leidenden Theil; doch darf der Kranke nichts davon erfahren.

2. Wenn die Sonne am Neujahrstage auf den Altar scheint, so geräth in dem Jahre der Flachs gut.

3. Wenn es am Lichtmeßtage recht dunkel ist, dann folgt ein fruchtbares Jahr.

Ueber die Altmark I. S. 138. 148.

4. Ist ein zu taufendes Kind in der Kirche ruhig, so stirbt es bald.

5. Wenn ein Gevatter gleich nach der Taufe sein Wasser läßt, so wird sich das Kind in der Wiege oft unrein machen.

6. Vor dem Kirchgange darf die Wöchnerin keinen Flachs spinnen, sonst geifert das Kind zu viel.

7. In dem Jahre, in welchem ein Kind aufgezogen wird, darf kein junger Hund und keine junge Katze aufgezogen werden, denn eins von beiden, Kind oder Thier, kann nur gedeihen.

8. Wer in der Nacht nach der Beendigung einer Leiche sich drei Hände voll Erde vom Grabe holt, ist vor Hexerei geschützt.

9. Am Neujahrstage muß man Geld zu ſich ſtecken, dann fehlts das ganze Jahr nicht.

10. Am Neujahrsmorgen muß man im Baumgarten tüchtig ſchießen, dann tragen die Bäume gut.

11. An demſelben Tage muß man nackt an jeden Baum klopfen und rufen: „Bäumchen wach auf, Neujahr iſt da!" dann tragen ſie gut.

12. In den Zwölften darf kein Dünger ausgebracht werden, ſonſt bricht der Wolf in die Ställe.

13. In der erſten Hälfte der Zwölften darf nicht geſponnen werden.

14. Will man der zu großen Vermehrung der Feldmäuſe Einhalt thun, ſo muß man ſie in den Zwölften nicht Mäuſe, ſondern Dinger nennen.

15. Lichtmeſſen dunkel, Makt den Buur tom Junker, Lichtmeſſen hell und klar, Gift keen god Kornjahr.

16. Wenn am Lichtmeſſen die Sonne ſcheint, ſo gerathen die Bienen gut.

17. An den Marientagen darf kein altes Zeug geflickt werden, ſonſt legen die Hühner Windeier.

18. Am Faſtnachtstage darf man nicht ſpinnen, denn das Garn würde doch nur wieder verſchwinden.

19. Leinſamen, am Gründonnerstage geſät, friert nicht ab.

20. Am Charfreitag muß man dem Hofhund ein Butterbrot geben, auf dem ein Kreuz eingeſchnitten iſt.

21. Am Oſtermorgen muß man früh aufſtehen, einen Eimer mit Waſſer auf den Hof ſetzen und ſo lange in das Waſſer ſehen, bis die Sonne aufgegangen iſt, dann kann man deutlich das Oſterlamm ſehen, wie es umherhüpft.

22. Wer am Sonntag geboren und am Donnerstag getauft iſt, kann ohne weiteres die Hexen erkennen.

23. In den Weihnachten darf das Ackergeräth nicht unter freiem Himmel bleiben, weder auf dem Hofe, noch auf dem Felde, und wenn es angefroren ist, muß es losgehauen werden, denn sonst verunreinigt es der feurige Drache, der dann umherzieht, was die übelsten Folgen haben kann.

24. Am Weihnachtsabend muß man Eisen und Stahl in den Häckerling und in die Kuhkrippe legen; wenn dann einer im Laufe des Jahres Häckerling stiehlt, so hilft es dem Vieh, das damit gefüttert wird, nichts.

25. Am ersten Weihnachtstage muß man Feuerbrände in die Brunnen und Wassertröge werfen, dann kann keine Hexe ankommen.

26. Am Donnerstag Abend darf man nicht spinnen, weil der Böse sonst eine leere Spule in die Stube wirft mit dem Zurufe: „Spinnt diese auch voll!"

27. Will ein Pferdeknecht das ganze Jahr hindurch wohlbeleibte Pferde haben, so muß er einen jungen, noch blinden Hund lebendig unter der Krippe eingraben, oder in der Neujahrsnacht Kohl stehlen und die Pferde damit füttern.

28. Giebt eine Kuh nicht reichliche Milch, so muß man etwas von derselben in des Nachbars Brunnen gießen, dann geht das Uebel auf des Nachbars Kuh über.

29. Ist die Milch einer Kuh blutig, so muß man diese durch einen Eichendopp (d. h. durch ein Stück Eichenholz, in dem eine natürliche Oeffnung ist) melken.

30. Kälber, die im Zeichen der Jungfrau oder des Krebses geboren sind, dürfen nicht aufgezogen werden, sie sterben doch.

31. Die Nachgeburt der Kuh muß man in einem Apfel-

baufhängen, ſonſt bringt die Kuh im folgenden Jahre kein Mutterkalb.

32. Neugeborne Kälber wuß man mit Dill und Salz beſtreuen, dann können ihnen die Hexen nichts anhaben.

33. Junges Vieh und Maſtſchweine dürfen nicht durch eine Ritze oder mit ſchiefen Augen angeſehen werden, ſonſt werden ſie verſehen. Daß dies nicht etwa abſichtslos geſchehe, muß man beim Anblicke jungen Viehes, „Gottes Segen" ſprechen.

34. Wenn man den Stall ausmiſtet, muß man drei Gabeln voll Miſt zurückwerfen, ſonſt nimmt das Vieh Schaden, oder man muß ein beſtimmtes Pulver rückwärts in den Stall ſtreuen.

35. Wird das Vieh zum erſten Male auf die Weide getrieben, ſo muß es über einen grünen Torf, ein Hühnerei und einen rothen Rock gehen, und dann vor Sonnenuntergang wieder im Stalle ſein.

36. Kauft man ein Rind, muß man es rückwärts in in den Stall ziehn, ſo kann's nicht behext werden.

37. Kauft jemand ein Pferd und reitet damit nach Hauſe, ſo muß er aus der erſten Hufſpur, die es auf der Feldmark ſeines Dorfes macht, Erde nehmen und rückwärts über die Gränze werfen, ſo kanns nicht behext werden.

38. Beim Anſpannen der Pferde muß der eine Strang rechts, der andre links übergehakt werden, das ſchützt gegen Hexerei.

39. Soll junges Federvieh gleichzeitig aus den Eiern kriechen, ſo muß man ſie in eine Mütze legen und zugleich ins Neſt ſchütten. Damit ſie alle auskommen, ſchütte man ſie ins Neſt, wenn der Schäfer ſeine Heerde austreibt.

40. Ausgeſchlüpfte Gänſeküchlein muß man in einem Siebe räuchern, und zwar nimmt man als Räucherwerk etwas vom Schwanze eines jeden Küchleins, etwas aus dem Brutneſte und einigen Daunen von den Gänſen; dann ſteckt man ſie durch die Oeffnung eines Skeletts von einem Pferdekopf, oder ſtatt deſſen durch einen Eichendopp (vgl. No. 29.), erblickt ſie dann der Fuchs in der Folge, ſo erſcheinen ſie ihm ſo groß wie ein Pferd oder eine Eiche und er wagt ſich nicht daran.

41. Wird ein ganzes Brot angeſchnitten, ſo muß es vorher auf der untern Seite mit dem Meſſer bekreuzt werden, ſonſt bringt es dem Genießenden kein Gedeihen.

42. Das Markzeichen, mit dem jedes Brot verſehen iſt, erhält der Hund, denn dann können ihm die Diebe nicht das Bellen benehmen.

43. Iſt aus dem Brot etwas Krauſes herausgetrieben, ſo wirft man drei kleine Stücke davon rücklings in den Backofen, ſonſt entſteht Zwietracht zwiſchen dem Hausherrn und der Hausfrau.

44. Zieht ein Gewitter herauf, ſo muß man in der Bibel oder dem Geſangbuch leſen.

45. Will der Bauer zur Stadt fahren, ſo ſchlägt er vor den angeſpannten Pferden drei Kreuze, dann ſtößt ihm kein Unfall zu. Begegnet ihm zuerſt ein altes Weib oder läuft ihm ein Haſe über den Weg, ſo bedeutet's nichts Gutes.

46. Bullert das Feuer auf dem Heerde, ſo giebts Zank im Hauſe, ſpuckt dann aber jemand hinein, ſo trifft ihn der Zank nicht.

47. Iſt beim Backen das Brot in den Ofen geſcho-

ben, so macht die Magd mit der Schüssel drei Kreuze vor dem Ofen und spricht dabei:

Dat Brot is im Åben,
Unser Herr Gott is bäben
Wenn't keen Brot will warden
lät't luter Stuten warden.

48. Sind im Herbste Raupen auf dem Kohl, so nimmt der Herr oder die Frau einen Birkenstrauch, der am Pfingsttage als Maie gedient hat, die deshalb auch sorgfältig aufgehoben werden, umgeht dreimal den mit Kohl bepflanzten Raum und spricht beim Umgange die Worte:

Rupen packt ju
De Mån geit weg,
De Sunn kümmt!

Dann müssen die Raupen verschwinden.

49. Wenn Erbsen gepflanzt werden, so muß der Pflanzende drei Erbsen in den Mund nehmen, die er erst nach beendigtem Geschäft in das erste beste Loch speit. Geschieht außerdem die Arbeit stillschweigend, so geht kein Sperling, keine Taube dabei.

50. Kommen neue Dienstboten ins Haus, so müssen sie, ehe sie etwas andres thun, zuerst einen Eimer Wasser holen, sonst können sie sich nicht ans Haus gewöhnen. Mädchen muß man außerdem dreimal um den Heerd jagen, sonst laufen sie aus dem Dienst.

Dritter Jahresbericht des altm. Vereins S. 80—93.

51. Damit die Doppelsauger nicht aus dem Grabe wiederkommen, muß man ihnen ein Stück Geld in den Mund stecken.

52. Ein eben geborenes Kalb muß gegen Hexerei mit Salz und Dille beſtreut werden.

53. Wenn es am Vitustage regnet, ſo gedeiht der Hafer nicht.

54. Geht ein Brautpaar zur Kirche, ſo geht voran die Braut, zurück voran der Bräutigam, dann die Braut; dann müſſen ſie ſo dicht hinter einander gehen, daß niemand zwiſchen ihnen durchgehn kann, ſonſt giebts ſteten Unfrieden.

55. Eine Frau darf ſich während ihrer Schwangerſchaft keine Speiſe verſagen, zu der ſie Luſt verſpürt; denn alle Speiſen, die ſie ſich ſo entzieht, würde das Kind künftig, wenn es erwachſen iſt, nicht eſſen können.

56. Mit einer Leiche darf ſich eine ſchwangere Frau nichts zu ſchaffen machen, weil ſonſt das Kind zeitlebens eine Todtenfarbe behalten würde.

57. Iſt das Kind geboren, ſo muß man ihm Honig oder Zucker in den Mund geben, dann riecht es künftig immer ſüß aus dem Munde.

58. Schreit das neugeborene Kind viel, ſo ſagt man, es habe Herzſpann und zieht es dreimal durch die Sproſſen einer Leiter, dadurch erhält's Erleichterung.

59. Bei neugebornen, noch nicht getauften Kindern, muß Tag und Nacht ein Licht brennen, dann können es die Unterirdiſchen nicht vertauſchen.

60. Eine Wöchnerin, die zum erſten Male niedergekommen iſt, darf ja nicht zu früh die Wäſche wechſeln, weil ſie ſonſt alle Jahr ein Kind bekommen würde.

61. Gegen die Roſe hilft der Abgang einer weißen Katze, gegen den Huſten der eines ſchwarzen Hundes, doch muß der Abgang ſelber weiß ſein.

62. Hat jemand Kopfweh, das nicht weichen will, so windet man einen Faden dreimal um seinen Kopf und hängt den in Form einer Schlinge an einen Baum; fliegt dann ein Vogel hindurch, so nimmt er das Kopfweh hinweg.

63. Wenn an den drei hohen Festtagen, Ostern, Pfingsten und Weihnachten, jemand in der Nacht aufwacht, so muß er ein Gesangbuch nehmen, es aufschlagen und dann offen wieder fortlegen. Ist der Gesang nun ein Sterbelied, so muß er noch im selben Jahre sterben, ist's ein Tauflied, so wird er taufen lassen oder Gevatter stehn, und so wird in jedem Fall nach dem Inhalt des Liedes sein Schicksal für das nächste Jahr bestimmt.

Temme: Sagen der Altmark S. 73—88.

64. Hat man den Draak zur Luke eines Hauses hinein ziehen sehen und zieht dann das vierte Rad eines Wagens ab, so geht das Gebäude in Flammen auf.

65. Um Blut zu stillen, nehme man stillschweigends einen Stein und mache damit drei Kreuze auf die Wunde; dann muß man denselben genau wieder an die alte Stelle legen und das Blut wird aufhören zu fließen.

66. Hat jemand Zahnschmerzen, so nehme er bei abnehmendem Monde einen Nagel, bohre damit in den Zahn, so daß Blut kömmt, dann schlage er ihn stillschweigends in die Nordseite einer Eiche, daß die Sonne nicht darauf scheine, und so lange der Baum steht, wird er nie wieder Zahnweh haben.

67. Sieht man irgendwo Geld brennen, so muß man einen Schuh darauf werfen, dann kann man es auch bei Tage heben.

68. In den Zwölften darf man keine Erbsen essen, sonst giebts Schwären.

69. Spinn' am Morgen, Kummer und Sorgen! Spinn' am Abend, Glück bringend und labend.

70. Spukt's irgendwo, so ist das einer, der sich bei der Heumahd an einer fremden Wiese vergangen und dies bei Lebzeiten nicht eingestanden hat.

71. Zu Weihnachten darf man nicht spinnen, sonst bringt der heilige Christ was in den Flachs.

72. Will man einen Spukenden vertreiben, so muß man mit Stahl und Stein Funken schlagen; das verträgt er nicht.

73. Um einen Kobold los zu werden, muß man ihm etwas auftragen, das er nicht schaffen kann, dann bleibt er fort.

74. Wer sich die Stiefel an den Füßen putzt, wird einen schweren Tod erleiden, ebenso wer sich etwas auf dem Leibe nähen läßt.

75. Hat jemand blinde Schwären, so muß er das Pflaster auf einen Kreuzweg legen oder ins Wagenrad stecken, so gehn sie fort; es bekommt sie aber der, welcher danach über den Kreuzweg geht.

76. Will man kräftige Pferde haben, so muß man sie mit Osterwasser waschen.

77. Wenn die Braut, welche zum Bräutigam fährt, nicht die grade Straße hält, wird's ihr unglücklich ergehen.

78. Begegnet dem Brautwagen ein altes Weib, so ergehts der Braut schlecht; ein alter Mann, wirds ein wenig besser.

79. Besen, die in den Zwölften gebunden sind, so wie dann gesponnenes Garn und gesammelte Asche sind am besten zum Gebrauch.

80. Wenn die Sonne im Zeichen des Krebses steht, darf man weder Rüben säen noch Kartoffeln legen, denn sie gedeihen nicht.

81. Flachs im Zeichen des Krebses gekocht, wird rauh, aber in den Fischen, glatt.

82. Erbsen im Neumond gesäet, blühen immerfort ohne Früchte zu bringen.

83. Wer am Schwindel leidet, muß, wie ihn Gott geschaffen hat, nach Sonnenuntergang dreimal um ein Flachsfeld laufen, dann kriegt der Flachs den Schwindel.

84. Zwirn muß man in den Zwölften spinnen, so wird er gut.

85. Wer die Katzen nicht leiden kann, und sie nicht füttert, dem regnets am Hochzeittage.

86. Wer mit einem andern um seinen Hund handelt und verkauft ihn nachher nicht, dem stirbt der Hund bald.

87. Wenn die Katze sich putzt, so giebts Gäste.

88 Fällt ein Messer oder andres spitzes Werkzeug zur Erde und bleibt stecken, so giebts Gäste.

89. Knistert oder zischt das Feuer, so wirds Hader geben.

90. Regnets der Braut am Hochzeittage in den Kranz, wenn sie zur Kirche geht, so wird die Ehe unglücklich.

91. Verliert Braut oder Bräutigam am Hochzeittage den Trauring, so muß bald einer von beiden sterben.

92. Haare und Nägel muß man am zunehmenden Mond abschneiden.

93. Warzen und dergleichen muß man im abnehmenden Mond abbinden.

94. Das Brot muß immer auf der flachen Seite liegen, sonst bringts keinen Segen.

95. Wer Glück haben will, muß ein gefundenes Hufeisen auf die Thürschwelle nageln.

96. Kommen einem früh Morgens Schweine entgegen, so bedeutets Unglück, sinds aber Schafe, Glück.

97. Jückt einem die Nase, so wird man bald was Neues erfahren.

98. Wenn das Wetter leuchtet, darf man nicht mit den Fingern darauf weisen.

99. Nieft man am Morgen, so wird man im Lauf des Tages ein Geschenk erhalten.

100. Erhebt sich ein großer Sturm, so hat sich einer im Walde erhängt.

101. Wird einer in einem Erbbegräbniß beigesetzt, so muß man den Schlüssel wegwerfen, sonst sterben die andern bald nach.

102. Wo man am Gründonnerstage Brot bäckt, da regnets das ganze Jahr nicht.

103. Bei Tische muß man alle Nester aufzehren, so giebts gut Wetter.

104. Freitags darf man nicht Hochzeit machen, das bringt kein Glück.

105. Am Johannistag hat das Johanniskraut Blutstropfen, die man findet, wenn man es behutsam mit der Wurzel ausgräbt. Bestreicht man damit einen Flintenlauf, so trifft man mit jedem Schuß.

106. Will jemand zum Besitz eines Heckethalers ge-

langen, so stecke er eine schwarze Katze in einen Sack, binde den mit recht vielen Knoten zu, gehe dreimal um die Kirche und klopfe jedesmal an die Thür. Dann wird einer fragen was man wolle; dann antworte man, daß man einen Hasen zu verkaufen habe. Beim dritten Male wird er herauskommen; nun muß man ihm den Sack geben und wird dafür einen Thaler erhalten, welches der Heckethaler ist. Nun muß man aber eilen fortzukommen, denn öffnet jener den Sack und sieht eher als man zu Hause ist, daß eine Katze darin sei, so ist man verloren.

107. Besprechungsformeln. Sie dürfen nur von einem Manne einer Frau oder von einer Frau einem Manne und zwar mit gedämpfter Stimme mitgetheilt werden. 1. Wenn sich ein Stück Vieh verfangen hat: „Christus hangt, Christus ist los, nun bist du dein Verfangen los. Im Namen Gottes des Vaters, des Sohnes und des heiligen Geistes". Man streicht dabei von den Ohren des Thieres über den Rücken und zwar über Kreuz. — 2. Wenn jemand stark blutet: „Christi Wunden schwellen nicht, Christi Wunden dellen nicht. Im Namen Gottes des Vaters, des Sohnes und des heiligen Geistes". Dabei streut man Asche in die Wunde und drückt sie übers Kreuz.

BIBLIOTEKA UNIWERSYTECKA W TORUNIU

Druckfehler.

S. 10 Z. 6. l. Ooge st. ooge.
— 64 Z. 22 „Der Räuberberg bei Feeben" füge hinzu: Mündlich.
— 128 Z. 12, 15, 21 und
— 129 Z. 1 l. Hase st. Hae.
— 143 Z. 14 l. 134a. st. 134.
— 144 Z. 4 l. 134b. st. 134.
— 145 Z. 8 l. 136 st. 16.
— 181 Z. 2 l. gebliebene st. geblieben.
— 181 Z. 10 l. übrig; st. übrig,
— 198 Z. 21 l. verschwunden st. verschwanden.
— 199 Z. 17 l. meinen st. meinten.
— 208 Z. 2 v. u. l. Neuendorf st. Neuenhagen.
— 220 Z. 5. l. das st. der.
— 228 Z. 2 v. u. l. wie st. wo.
— 217 Z. 20 „Frau Gode" füge hinzu: Mündlich.
— 207 Z. 10 l. Frun! — st. Frun!
— 270 Z. 5 l. U. M. st. A. M.
— 272 Z. 11 l. hat st. bat.
— 272 Z. 27 l. konnte, st. konnte.
— 318 Z. 1 v. u. l. käärn st. käära.
— 347 Z. 18 l. st. über den Fastnachtsgebrauch u. s. w., über Märkische Sagen in ihrem Verhältniß zur deutschen Mythologie S. 115.
— 357 Z. 7 l. aus st. und.

Biblioteka Główna UMK
300047413982

Biblioteka Główna UMK
300047413982